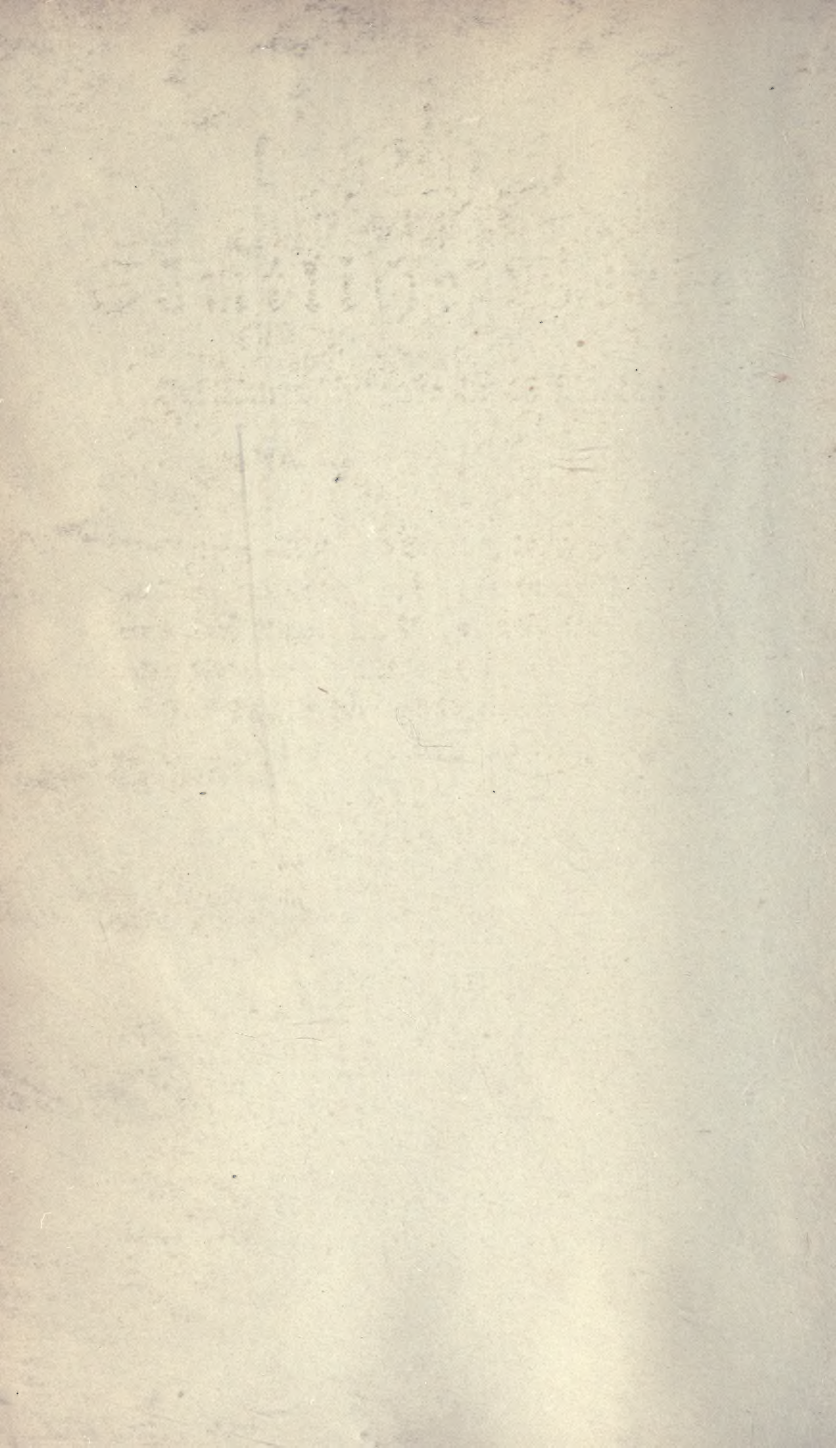



UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO





Goethes

Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

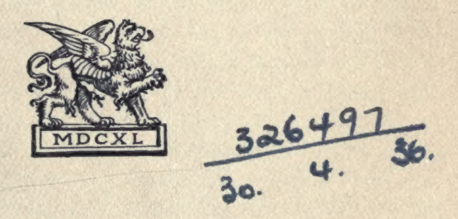
Goethes
Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

Fünfter Band

West-östlicher Divan

Mit Einleitung und Anmerkungen von Konrad Burdach



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Einleitung

Dem West-östlichen Divan [1]) steht heute die Mehrzahl der Gebildeten fremd und kühl gegenüber. Wohl fliegen einzelne seiner Gedichte und Verse von Mund zu Mund, auf den goldnen Schwingen ihrer sinnvollen Kraft und Schöne. Aber das herrliche Ganze zu würdigen hindert die meisten die Fülle der Schwierigkeiten, welche diese Dichtung, in der die Mühe eines Schaffens nach literarischen Mustern und mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln stellenweise fühlbar genug wird, dem Verständnis, oft selbst nur des Wortlauts, entgegensetzt.

Mehr noch sogar als im zweiten Teil des Faust verlangt hier der blasse Silberton Goethischer Alterspoesie, der nicht selten in dunkle oder harte Schwere versinkt, die fortlaufende Erhellung, Belebung und Deutung eines eindringenden Kommentars. Und so darf in diesem Ausnahmefall die sonst in der vorliegenden Ausgabe der Erklärung gesteckte Grenze überschritten werden [2]).

Unsere Literaturgeschichten haben dem naiven Leser wenig Mut gemacht, sich in die Wunder dieser Schöpfung zu vertiefen. Alte Vorurteile verdichten sich in dem immer neu in Umlauf gesetzten Dogma vom leeren und erkältenden Maskenspiel, das Goethe im Kleid des Orients aufgeführt habe, als ob nicht auch die selbwachsenste Dich-

---

[1]) Über Entstehung und Bedeutung des Namens s. unten S. XV ff. und die chronologische Übersicht S. 319 f.

[2]) Damit der Band dennoch nicht unhandlich werde, wurde ein etwas engerer Druck als der sonst übliche gewählt.

tung seiner Jugend in gewissem Sinne Maskerade war und nicht auch in der Rolle des Faust, Prometheus, Mahomet, Egmont doch nur des Dichters Person redete „wie sie's fühlt und meint", sich spaltend und doch „immerfort der Eine" (Zahme Xenien III, V. 1836 ff.). Die fernenden Schleier solcher Formeln lüftend, suchte ich vor Jahren [1]) dem Werk voll in das Gesicht zu sehen, mit dem es einst zuerst in die Welt schaute, und es so weiteren Kreisen nah zu bringen durch den Glanz seines ursprünglichen Lebens. Die folgende Darlegung soll das damals gewonnene Bild vertiefen.

Goethes Divan ist die köstlichste Frucht einer lebenslänglichen Bemühung so gut wie der Faust: der Bemühung, die das vierte Buch seiner Selbstbiographie nachdrucksvoll kennzeichnet (Bd. 22, S. 151 ff.), den sittlich-poetischen und geschichtlichen Gehalt des Orients, als des Ursprungslandes aller menschlichen Kultur und der „ersten und einzigsten Nachrichten der Urgeschichte", als der Stätte des Paradieses des jugendlichen Menschen, seines ersten Falls und seiner ersten Erneuung, zu erfassen und sich anzueignen. Das eifrige Bibel-Lesen und die hebräischen Sprachstudien des Knaben, frühe Eindrücke der biblischen Poesie Klopstocks, Miltons, Geßners, die ersten eignen Versuche in alttestamentlicher Epik und die von Fräulein von Klettenberg inspirierte Versenkung in die Mystik der Propheten legten den Grund, der nie in ihm abstarb. Unter der Leuchte Hamanns und Herders erwuchs dann seiner Geniezeit eine Befruchtung der poetischen Imagination, des Stils, des sprachlichen Ausdrucks in Bild und Wortschatz, Wortstellung, Satzbildung und Rhythmus der Rede. Seine „Zwo wichtige biblische Fragen" (Bd. 36) dringen zuerst ein auf die geheimnisvoll erhabne Gestalt des Moses, den zu ergründen er dann so lange und wiederholt gestrebt hat (s. unten S. 246, 21 bis 268, 4), dessen sagenhaftes Ende das Motiv gab für den Tod seines Faust. Als kühner, glücklicher Interpret und Kritiker

[1]) Goethe-Jahrbuch XI (1890), 1—18. XVII (1896), 1*—40*.

behandelt er hier die historische und philologische Frage nach dem Inhalt der Tafeln des Bunds (2. Mose 20 ff.) und zeigt, selbst ein Erleuchteter, im Geiste Redender, ein „Prophet", was mit „Zungen reden" heiße und sei: „Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht." Die erotische Pracht des Hohenliedes sucht seine Übersetzung (1775) nachzuschaffen, mit dem Tiefsinn Salomonischer Gnomik wetteifern seine fünfzehn „Parabeln", an den Schwung psalmistischer und prophetischer Orakelrede klingt so mancher dithyrambische Erguß seiner Sturmjahre an. Und neben der hebräischen Urzeit hatte sich ihm damals die arabische geöffnet. In den Werthertagen schrieb er aus Wetzlar an Herder, trunken von Homer, Theokrit und Anakreon, Pindar und Platon, begeistert durch die „Fragmente zur neueren deutschen Literatur", mit Shakespeare ringend in der Umschmelzung des ersten Götz: „Ich möchte beten wie Moses im Koran: ‚Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust!'" Aus Koranlektüre stieg sein Mahomet, gleich dem Prometheus, dem Cäsar, dem Götz eine poetische Lösung des Titanenrätsels. Er wünscht, ältere Übertragungen verschmähend, „daß einmal eine andere unter morgenländischem Himmel von einem Deutschen verfertigt würde, der mit allem Dichter- und Prophetengefühl in seinem Zelte den Koran läse und Ahndungsgeist genug hätte, das Ganze zu umfassen" (Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, 22. Dez., s. Bd. 36), und er wagt selbst den Versuch (s. Weim. Ausg. Bd. 39, S. 431 f.). Er verspottet Hallers „Usong" als einen „persischen Telemach" in Mantel und Schleier, die den Menschen verdecken (ebenda, 14. Febr.). Und mit einem ersten Blick nach Indien brandmarkt er an einer verunglückten Nachahmung brahminischer Weisheitslehre den „Schwulst eines gemachten Orientaliers" (15. Dez.).

Neununddreißig Jahre vor dem Divan (1775) gestaltete auch seine Lyrik, Herders Impulsen folgend, zuerst ein tragisches Motiv muhammedanischen Liebeslebens in der stilistisch wie metrisch meisterhaften Nachdichtung der mor-

lakischen (serbisch-dalmatinischen) Ballade von der edlen Frauen des Asan Aga (s. Bd. 2).

Das war die erste Berührung mit dem lebenden, gegenwärtigen und greifbar nahen Orient, der heranreichte bis an die Grenze der europäischen Kultur seiner Zeit: nach Goethes moderner, realistischer Natur die notwendige Ergänzung und Vertiefung der dichterischen Anschauung des entstehenden Islams im fernen Zeitalter des Propheten Muhammed. Diese fremde Welt erregte ihn „leidenschaftlich" mit ihren sittlich-sozialen Problemen.

Zehn Jahre später, am Ende der ersten weimarischen Epoche, griff er noch weiter zurück, bis auf die Vorgeschichte und Grundlagen dieser Welt, und begann, wieder als Schüler Herders und im Verein mit ihm, vorislamische altarabische lyrisch-epische Heldengedichte zu übertragen, um eignen drängenden Liebeserinnerungen den beruhigenden Spiegel vorzuhalten: die Muallaqât (s. S. 151 f. und Weim. Ausg. Bd. 6, S. 460 ff.). Den aus Italien mit klassizistischem Kunstideal Heimgekehrten bewegt doch (1791) Indiens Meisterdrama Sakuntala wie ein Einklang Himmels und der Erde: nach einer indischen Erzählung reift Der Gott und die Bajadere (Bd. 1), nach Szenen indischer Dramen das Vorspiel auf dem Theater im Faust.

Gleichzeitig etwa tritt durch Distichenreproduktionen Herders die Lehr- und Liebespoesie der Perser in seinen immer sich weitenden orientalischen Gesichtskreis, ohne daß doch ihre Wirkung fürs erste über stille Anregung hinausging, und der alte quellende Mittelpunkt all dieser zähen Begierde nach den Geheimnissen des Ostens, das Alte Testament, treibt mit unverminderter Kraft das Motiv der Wette für das Faustische Vorspiel im Himmel hervor, leitet den Genossen Schillers im Gedankenaustausch über das Wesen des Epos zu einer bibelkritischen, dem Zug Israels in der Wüste geltenden Untersuchung.

Als das Alter hereinbricht und die Vereinsamung, nimmt der von den politischen Stürmen Erschütterte, der Gegenwart Zürnende, des künstlerischen Mitkämpfers Beraubte das Inventar seines Lebens auf: er rüstet eine

Gesamtausgabe seiner Werke, beendet den ersten Teil des Faust, schreibt seine Selbstbiographie, gibt biographisch-historische und theoretische Auseinandersetzungen mit der bildenden Kunst, schließt die wichtigsten naturwissenschaftlichen Arbeiten ab. Alles drängt ihn zu einer Rückschau: er wird sich historisch. Und das Problem des Ursprungs und der Entwicklung der eignen Individualität erhöht sich seinem typischen Denken zu dem Problem vom Ursprung menschlicher Individualität überhaupt. Er erscheint sich selbst als Produkt der Überlieferung und spürt nun dem Wesen und der Geschichte aller Überlieferung nach.

So ist es mehr als ein Zufall im Verfolg seiner autobiographischen Arbeit, wenn er sich wieder dem ersten Buch Mose zuwendet (Tagebuch, 25. Juli 1811) und die alten Papiere der Mosesuntersuchung hervorsucht. Die Zauberwelt des Orients, die sein Jünglingsherz gefangen nahm, taucht wieder in vollem Glanz vor ihm auf. Die Sehnsucht dahin wird nun in dem Alternden, dem Zeugen so ungeheurer Umwälzungen der Staaten, der Gesellschaft, aller Bildung zum Verlangen, dort den Kern und das Bleibende der menschlichen Natur aufzufinden: die Urmelodie für die unendlich mannigfaltigen und launenhaften Variationen der Weltgeschichte menschlicher Kultur. Er reserviert sich nun den Orient mit Bewußtsein als einen sichern Bezirk der Beruhigung und Sammlung. Er hofft hier seiner Dichterkraft neue Quellen zu erschließen: vor allem symbolische Analogien zur Gegenwart, diese tauglichsten Mittel für sein den Typus suchendes Forschen und Dichten. Langsam, planmäßig schickt er sich an, von hier aus seine Poesie zu „kommandieren“.

Zunächst zieht ihn wieder das Grenzgebiet europäischer und orientalischer Kultur an. Diesmal das an der südwestlichen Peripherie: er folgt im Geiste einem französischen Reiseschriftsteller[1]) gern nach Marokko,

---

[1]) Lemprière, Reise von Gibraltar über Tanger nach Tarudant und Marokko. Deutsch von Zimmermann. 1793.

wenn auch Gott dankend, dem Leibe nach in Lauchstädt zu sein (5. September 1805 an Wolf). Er gibt dem Abschluß des ersten Teils seiner Fausttragödie Elemente eines romantischen Dramas[1]), nimmt im Mai 1808 nach Karlsbad Calderons Standhaften Prinzen, das Meisterwerk des von der Romantik erkorenen Führers, in Schlegels Übersetzung mit, und während er in seiner „Pandora" antike Form mit romantischer durchdringt, hält ihn die verwandte Stimmung eines Buches fest, durch das ihn die nichtsemitische Dichtung des vorderasiatischen Orients zum ersten Male tiefer erregt: des Persers Dschâmi Liebesroman Medschnun und Leila in Hartmanns Übersetzung (Tagebuch, 26. Mai 1808). Hammers kontaminierende Nachdichtung Schirin (s. Anm. zu S. 25 „Musterbilder" V. 8) brachte dann auch die persischen Gedichte von Jussuph und Suleika, von der Liebe des Königs Salomo zur Königin von Saba ihm nahe. Aber er zieht weiter bis an das äußerste Ende jenes reservierten Bezirks, um der inneren Aufregung dieser schmerzlichen Lebensjahre das Gleichgewicht zu halten: am Vorabend der nationalen Befreiungsstunde, im Oktober 1813, vertieft er sich zweifelnd und das Schlimmste befürchtend, zur Flucht bereit mit gepackten Koffern — das Tagebuch redet davon mit dramatischem Lakonismus — in chinesische Studien und liest die Reisebeschreibung des Venezianers Marco Polo (s. unten S. 269 ff.), der im 13. Jahrhundert China und Indien durchzogen und die erste authentische Kunde vom entlegensten Hinterasien dem staunenden Abendlande überbracht hatte. Mitten in dem Einsturz der Napoleonischen Weltherrschaft, unter Schlachtendonner, Truppenmärschen, allen Unbilden militärischer Einquartierungen, aufregenden und ehrenvollen Besuchen und Festtafeln bei und mit den politischen und militärischen Größen der siegreichen Verbündeten, machen seine Gedanken einen Ausflug in den Orient. Schon damals konnte er sich vorkommen

[1]) Vgl. Minor, Goethe-Jahrbuch X (1889), 222.

wie Marco Polo: als ein den westlichen Landsleuten östliche Bildung vermittelnder Reisender. Und solche Vorstellung mochte sich stärken durch J. H. Klaproths „Reise in den Kaukasus und nach Georgien in den Jahren 1807 und 1808", die er am 8. November der Bibliothek entleiht und über deren Lektüre sein Tagebuch und ein Brief an Knebel vom 10. November berichten. Aber diese Beschäftigung bleibt ihm zunächst noch ein Zerstreuungs- und Beruhigungsmittel, wie er es um jeden Preis sucht: er nennt das „Opium für die jetzige Zeit" (zu Luise Seidler, Nov./Dez. 1813). Wieder greift er nun — man hat darauf kaum geachtet — nach dem gegenwärtigen, gleichzeitigen Orient. Und diesmal kommt der lebende Orient wirklich auch leibhaft zu ihm und drängt den nach seiner Gewohnheit Zaudernden zum Entschluß, zu bestimmter poetischer Konzentration.

Die Bedeutung der mittelalterlichen Araber in Spanien für die Bereicherung der Weltkultur und den Austausch östlicher und westlicher Bildung hatte Herder in der 7. Sammlung seiner Humanitätsbriefe (1796) lebhaft gewürdigt. Calderons Eigenart, die Goethe erst in seiner Divanzeit aus Hafis voll zu verstehen glaubte (s. zu S. 60 „Herrlich ist der Orient"), ward mit mehr oder weniger Wahrheit aus dieser Atmosphäre erklärt. Jetzt brachten weimarische Soldaten, die an den Feldzügen in Spanien teilgenommen hatten, das Stück einer Koranhandschrift in die Heimat mit: aus den arabischen Schriftzügen dieses Blättchens, eines Fragments der letzten Sure, fließt ein lebendiger Hauch des alten Orients in Goethes Phantasie; er ruht nicht, bis er durch Eichstädts Vermittlung eine wörtliche Übersetzung und Erläuterung der wenigen Gebetsworte erhalten hat [1]). Und er beginnt sie selbst in arabischen Buchstaben nachzuschreiben. Erklang ihm doch daraus eine symbolische Mahnung, die seiner eignen Stimmung die Zunge zu

---

[1]) An Eichstädt, 22. Oktober 1813; Siegfried in der Weim. Ausg. Bd. 7, S. 294. 300 (Bl. 126. 127).

lösen schien: „Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers! Sprich: Ich fliehe zum Herrn der Menschen, dem Könige der Menschen, dem Gott der Menschen — vor dem Übel." Und in diesen Wochen kriegerischer Erschütterungen des alten Europas drangen auch lebende menschliche Gestalten orientalischer Gegenwart nach Weimar vor die Augen Goethes.

Unter den durchziehenden russischen Truppen befanden sich Baschkiren islamischen Glaubens, und so geschah das Unerwartete, daß „im Hörsaale des protestantischen Gymnasiums mahometanischer Gottesdienst gehalten und die Suren des Korans hergemurmelt" wurden. „Wir haben" — schreibt Goethe am 5. Januar 1814 dem Oberberghauptmann von Trebra in Freiberg — „der baschkirischen Andacht beigewohnt, ihren Mulla [Geistlichen] geschaut und ihren Prinzen im Theater bewillkommt." Der Eindruck war so groß, daß „mehrere religiose Damen" der weimarischen Gesellschaft „sich die Übersetzung des Korans von der Bibliothek erbaten" (an August, 17. Januar). Im Rücken der großen Zeitereignisse sich wie im völligen Frieden fühlend, sah er sich durch diese Baschkiren „an das kurz Vergangene erinnert" (14. Februar an Boisserée), und noch am 22. März verzeichnet das Tagebuch den Besuch eines „kleinen Baschkiren". Als Zeichen der Verehrung erhielt er damals einen Bogen und Pfeile geschenkt, die er über dem Kamin aufzuhängen gelobte, „sobald Gott diesen lieben Gästen eine glückliche Rückkehr bestimmt hat".

Eckermann hat später prächtig beschrieben, wie ihm, dem Liebhaber und Kenner der Bogenkunst, der Greis mit Stolz den Baschkirenbogen aus seinem Raritätenkabinett hervorgeholt, ihn damit schießen lassen und dann selbst „wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend" zweimal die Waffe probiert habe (1. Mai 1825).

Dieser Baschkirengottesdienst und dieser Baschkirenbogen, sie haben für die Vorgeschichte des Divans mehr als eine symbolische Bedeutung. Das Völkergewühl der ablaufenden Napoleonischen Epoche hatte selbst eine Welle

mongolischer Waffengewalt in das Haus des Dichters getrieben: islamische Religion und islamische Wildheit trat über seine Schwelle und machte vor seiner Phantasie den Welteroberer Timur und seine Horden lebendig, die fürchterlichen Zertreter der uralten arabisch-persischen Kultur des Orients. Sie werden ihm neue typische Bilder für die dämonischen Gewalten des Despotismus, der Knechtung, des Kriegs, der Zerstörung, die sein Epimenides wie sein Divan im symbolischen Typus vorführten. Jene „lieben Gäste" sind ihm fortan Repräsentanten der gefährlichen Kräfte, die, wie er oft aussprach, ihm den Ertrag der modernen europäischen Bildungsarbeit zu bedrohen schienen und die er in der Barbarei des durch die Niederwerfung Frankreichs mächtig erstarkenden Rußlands verkörpert fand und fürchtete.

In dieser Disposition seiner Phantasie wirkte überwältigend auf ihn Timurs Zeitgenosse ein: Hafis, der bald nach jenen Baschkirentagen in der vollständigen Übertragung von Hammer an ihn herantrat. Der Orient, all die Jahre seit Schillers Tod nur „Opium für die Gegenwart", wird nun endlich das ersehnte Mittel der Stärkung, das Bad der Abspülung für die Leiden des Verwaisten, das Bad poetischer Verjüngung.

Fünf Wurzeln also hat die Entstehung des Divans. Zwei davon reichen in das Innerste des Dichters, zwei andre führen in das Bereich äußerer Einflüsse. Jene beiden sind der ihn sein Leben lang erfüllende Drang nach der alten primitiven Religion, Weisheit, Menschennatur des Orients, und der feste Vorsatz, dieses Reich des Typischen, Ewigen zu benutzen zur Erneuerung der eignen produktiven Kraft nach dem Scheiden Schillers. Die beiden andern sind die unvermutete persönliche Berührung mit lebender islamischer Kultur, die Wiederanknüpfung an Muhammed, den einstigen Helden seiner Geniezeit, und den Koran. Die fünfte, letzte endlich die Bekanntschaft mit dem persischen Dichter Hafis. Persische, also arische, nicht-semitische, freilich durch arabische Literatur stark beeinflußte Poesie ist es, die Goethe an-

geregt und so reich befruchtet hat. Von Hafis aus sucht er für diese neue Lyrik den gemäßen Stil.

Des Hafis Dichten und Leben schienen Goethe nur wie ein Vorklang seiner eignen Anlage, seines eignen Geschicks aus den fernen Weiten des Orients. Hier sah er in verworrener, von Gewalt und Frevel durchraster Zeit, die der eben abgeschlossenen Revolutionsepoche so sehr glich, eine echte lebensfreudige Dichternatur gleich ihm selbst wurzelnd im Diesseitigen, die, „während rund umher Reiche zusammenstürzten und Usurpatoren dauernd emporschossen, mit ungestörtem Frohsinn von Nachtigall und Rose, von Wein und Liebe sang" (Hammer). Hier hörte er den großen Ton einer unerschöpflich reichen lyrischen Kunst, die in Stoff und in Stil völlig eigenartig, völlig neu auf ihn eindrang, den unendlichen Horizont des persischen Himmels, persischer Natur und Bildung vor ihm ausspannte und eine menschlich freie Auffassung der Religion, der Weisheit, der Liebe verkündete: einen mystischen Pantheismus, der von dem äußerlichen Gesetz der Orthodoxie nichts wissen will. Er sah den trink- und liebeseligen Sänger in einem unaufhörlichen Streit mit der Welt, die ihn nicht verstand, mit zelotischen Pfaffen, die seine Worte verkehrten — ganz wie sich selbst. Er sah ihn stolz und aufrecht an der Seite der irdischen Großen, in schlagfertigem Disput sein poetisches Recht wahrend, seine Verse verteidigend dem Welteroberer und Weltumstürzer Timur gegenüber. Und nun wandelt sich der Mongolen-Chan in Napoleon. Es tritt so eine Rollenverschiebung ein: der Gebieter des kulturzerstörenden Volkes, das ihm in den Baschkiren und Russen, den Bezwingern Frankreichs, wiederzukehren schien, gewinnt nun die Züge des Beherrschers eben dieses Frankreichs. Dieser Wandel vollzog sich in Goethes Betrachtung leicht, denn sie suchte nicht die analogische geschichtliche Einzelerscheinung, sondern den Typus, der aus den Analogien hervortritt. In diesem Fall den Typus des Dämons der Herrschaft,

der Gewalt, des Kriegs. Den glaubte er in der genialen Naturkraft des Korsen wie in der elementaren Barbarei des despotischen Rußlands gleicherweise verkörpert.

Was ihn an Hafis so ergriff, die Analogie mit dem eignen Dichten und Leben, ward zum Springquell des ganzen Divans. Aus ihm fließt der Name und der Begriff „west-östlich". Er hat einen dreifachen Sinn. Mit dem verwandten östlichen Dichter will der westliche wetteifern: in jenem fand er sein eignes Spiegelbild, und das soll nun der Divan poetisch reflektieren. Er soll weder rein morgenländisch noch rein abendländisch sein, er soll an beiden Welten teilhaben, über beiden schweben. Er soll wirken wie ein „entoptisches Bild". Die Reise in den Orient, in die menschliche Heimat, welche der poetischen Einkleidung zu Grunde liegt, dann aber nicht streng durchgeführt wird, zeigt im poetischen Schleier zugleich die beiden Rheinreisen der Jahre 1814 und 1815. Östliches und westliches Lokal verbinden sich mit einander, wie das sich teilweise wenigstens rechtfertigt durch die poetische Fiktion der Handelsreise des Dichters, die vom Hyrkanischen Meer nach Venedig und weiter bis in die dämmernden Sommernächte des Nordens führt. Aber östliches und westliches Lokal durchdringen sich stellenweise auch: die Gerbermühle bei Frankfurt und die Heidelberger Schloßterrasse blicken durch den Cypressenhain von Schiras. Suleika und Hatem lüften halb ihre Maske und reden dann zu uns wie Marianne und Goethe mit den Herzenstönen persönlichen Liebesglücks und Liebesleids. Aber doch nicht bloß Goethe und Marianne sollen sie sein nach dem Willen des Dichters. So wenig als Timur bloß Napoleon. Hatem und Suleika, beide sind sie „auf der Erde musterhaft in Freud' und Qual" (S. 89, V. 45 f.): den Typus menschlicher Liebe sollen sie darstellen durch ihr individuelles Leben. Und das führt auf den zweiten Sinn des Ausdrucks „west-östlich". Auf dem Gebiet der Poesie, der Sittlichkeit, der Religion will dieser Divan die menschlichen Grundphänomene geben, die menschliche Einheit der beiden

getrennten Welthälften, des Orients und des Occidents, in ihren konstanten Elementen. Darum ist die Meinung eines gelehrten deutschen Orientalisten[1]), der übrigens selbst bekennt durch den Reiz des Goethischen Divans zum Studium des Orients angeregt worden zu sein: „der Divan ist ein Irrlicht, der in ihm abgeschilderte Orient eine wesenlose Phantasmagorie“ an sich zwar richtig, aber, insoweit sie einen Vorwurf enthält, ungerecht. Goethe *wollte* nichts anderes bieten. Er wollte nicht Hafis oder andere orientalische Poesie *historisch treu* nachbilden. Er *wollte* anderseits auch nicht sein eignes „modernes und deutsches Fühlen mit morgenländischen Flittern verhüllt“ geben. Er strebte nach einem viel höheren Ziel, das er später, den Anachronismus als eigentliches Element *aller* Poesie erkennend, so bezeichnete: „Alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unserer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung als es hatte dem Altertümlichen zugestehen . . . der Leser muß *gefällig* durch die Finger blicken“ (über Manzonis Adelchi 1827). Und weil dies Ziel mit poetischen Mitteln nicht voll erreichbar war, so mußten die „Noten und Abhandlungen“ helfend hinzutreten. Sie bilden, scheinbar gelehrten, kritischen Inhalts, in Wahrheit eine lebendige Ergänzung des poetischen Teils und sind, ebenso wie dieser, Ausdruck produktiver Weltgestaltung. Aber sie arbeiten auch den *dritten* Sinn des Wortes west-östlich stärker heraus, als das die Verse konnten: den historisch-genetischen. Die zeitlichen, räumlichen, nationalen Schichten der orientalischen Welt sondert Goethe mit tiefdringendem, ahnendem Blick. Die Hellenisierung des Ostens durch Alexander und seine Nachfolger, die Renaissance altpersischer Religion und Bildung unter den Sassaniden, die Periode der altarabischen vorislamischen Zustände, die Wirkung Muhammeds, die angestammte parsische Nationalreligion der

---

[1]) Merx, Ideen und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Heidelberger Prorektoratsrede 1893, S. 4.

Iranier, das Hineinfluten der arabischen Herrschaft, das Ringen zwischen der theokratisch organisierten Kultur der semitischen Eroberer und den alten Traditionen der arischen Perser, der politische Zerfall des Chalifenreichs und die erfolgreiche Reaktion des Persertums, das Emporwachsen der barbarischen, dem Islam anhängenden Völkerschaften (Seldschucken, Mongolen) ziehen mehr oder minder deutlich vorüber. Die Noten und Abhandlungen versuchen nichts Geringeres als einen vollständigen Überblick über die Geschichte der Dichtung Persiens von der ältesten bis zur neuesten Zeit auf dem Hintergrund der hebräisch-arabischen Urzeit und streifen auch die Einwirkung indischer und abendländischer Dichtung, Kunst und Sitte, den Austausch zwischen Orient und Occident seit der Antike und von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart. Goethe hängt hier selbstverständlich in allem Stofflichen ab von wenigen Gelehrten seiner Zeit. Aber er erhebt sich über sie und eilt ihr voraus durch sein Streben nach universeller, genetischer Anschauung des Orients. Er hat damit ein Programm aufgestellt, dem erst unsere Tage in verschiednen Disziplinen gerecht zu werden suchen. Zwar nimmt Goethe, in begreiflicher Scheu vor den Gefahren phantastischer Hypothesen, denen z. B. Herder erlegen war, auf Assyrien und Babylonien, desgleichen auf Aegypten noch keine Rücksicht — Keilschriften- und Hieroglyphen-Entzifferung standen damals erst in ihren traumartigen Anfängen. Aber die heutige stolze „Wissenschaft vom alten Orient", die mit einem so reichen Material und so verfeinerter Methode arbeitet, wie Goethe und seine Zeit es kaum ahnen konnten, darf im West-östlichen Divan das große Buch ihrer Verkündigung verehren. Auch für die „vergleichende Poetik", die empirisch induktive Wissenschaft von den Formen und Gesetzen des Lebens der Poesie, sind hier die bestimmenden Gesichtspunkte gegeben, fruchtbare Keime ausgestreut. Und die gegenwärtig eben erst im Entstehen begriffene, zu methodischer Klarheit und Bestimmtheit sich erst durchringende umfassende Erforschung der geschichtlichen Zu-

sammenhänge orientalischer und abendländischer, altchristlicher und mittelalterlicher Religion, Kunst, Poesie, Sage und äußerer Kultur findet in dem Gedanken des West-östlichen Divans ihre Grundlinien vorgezeichnet [1]).

Der West-östliche Divan steht an einem entscheidenden Wendepunkt des Goethischen Schaffens. Er bringt den letzten großen Aufschwung seiner produktiven Kräfte. Goethe hat später zu Eckermann geäußert (11. März 1828): „Geniale Naturen erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind," und hat diesen Begriff, den er auch „temporäre Verjüngung" nennt, geprägt mit ausdrücklicher Beziehung auf die „glückliche Zeit nach dem Befreiungskriege, als ihn die Gedichte des Divan in ihrer Gewalt hatten", wo er „produktiv genug war, oft in einem Tage zwei bis drei zu machen, auf freiem Felde, im Wagen, im Gasthof". Oft genug ist im Divan selbst von dieser Verjüngung des alten Dichters die Rede. Und wie bei Goethe alle Wandlungen seiner Kunst einfach und notwendig erscheinen, als ob sie ein Naturvorgang seien, so auch diese.

Bald nach seiner ersten Rheinreise schrieb er aus dem winterlichen Weimar (an Zelter, 21. November 1814), er sehe dem Frühjahr und den warmen Bädern mit Verlangen entgegen, im Alter täte man wohl, wie Karl der Große, seine Residenz in einem solchen Dunstkreise zu fixieren. Und in der Tat hatten gewiß die heißen

[1]) In diese west-östlichen Probleme führen ein: G. Jacob, Östliche Kulturelemente im Abendland, Berlin 1902. J. Strzygowski, Orient oder Rom. Leipzig 1901. Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte, Leipzig 1903. Schicksale des Hellenismus in der bildenden Kunst, Leipzig 1905 (aus den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Lit. XV). Dazu literarhistorische Andeutungen von mir: Älteste Gestalt des West-östlichen Divans, Berlin 1904, S. 4 f. 41 ff. (Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1904, S. 861 f. 898 ff.); ferner Sitzungsberichte u. s. w. 1904 (2. Juni), S. 933 und Deutsche Literaturzeitung 1903, S. 2821 ff. 3050 ff.

Quellen Wiesbadens ihren Teil an dieser Verjüngung des Dichters, die man sich auch körperlich vorstellen muß. Der Fünfundsechzigjährige liebt es zwar, in seinen Briefen sich scherzend als „Großpapa" zu bezeichnen, der junge Mädchen nur noch belehren und mit alten Damen Karte spielen dürfe, aber jenes Divanwort: „Und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sommerbrand" bleibt im eigentlichen Sinne wahr. Mit Jupiter und mit Apollo vergleichen Augenzeugen dieser Zeiten den Dichter; treffender nennt das Sulpiz Boisserée schon im Jahre 1811 (an Melchior, 15. Mai) „den tollen deutschen Burschen" in ihm, und nur wahrhaft jugendfrische Kräfte konnten die bis zum Unglaublichen gehäuften Ansprüche in geselliger, literarischer, wissenschaftlicher Hinsicht bewältigen, wie Goethe sie auf den beiden Rheinreisen, ohne zu ermatten, überwand. Auch eine kleine Indiskretion des Boisseréeschen Tagebuchs (8. Oktober 1815) beleuchtet diese Jugendlichkeit: „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß."

Indessen alles das gibt doch nur die Atmosphäre für wirksamere geistige Mächte, die bei dieser Verjüngung im Spiel waren. Nach siebzehnjähriger Trennung sah er die rheinische Heimat, so viele Freunde und Bekannte der Jugend wieder: „ein schaureiches, mannigfaltig bewegtes Leben", dessen Kontrast gegen das nüchterne, nordisch protestantische Weimar er tief empfand und z. B. Boisserée gegenüber auf der Höhe von Höchst am 12. August 1815 lebhaft aussprach, aber auch eine Welt alter persönlichster Erinnerung, die ihm das Herz bewegte. Gleich nach der Ankunft in Frankfurt durchstreifte er im Mondschein die Stadt. „Zuletzt ging ich an unserm alten Hause vorbei. Die Hausuhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auktion gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben" (an Christiane, 29. Juli 1814). Dieses Wiedersehn fiel mit der autobiographischen Dar-

stellung seiner Heimat- und Jugendjahre zusammen: sie hatte den Dichter mit dazu angeregt und sein Gemüt dafür vorbereitet. Da nun nach Goethes treffender Beobachtung (Annalen 1805, s. Bd. 30, S. 189) „wir durch nichts so sehr veranlaßt werden, über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturszenen nach langen Zwischenräumen endlich wiedersehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen", ermißt man, mit welcher Gewalt diese literarische und wirkliche Rückkehr auf den Schauplatz vergangener Jugendexistenz sich gegenseitig erregend und steigernd in Goethes Innerstes eindrang und die versiegten Quellen seiner lyrischen Selbstdarstellung wieder aufschließen konnte.

Der Weg in die altvertraute Heimat führte zugleich in die heranwachsende oder herangewachsene neue Generation der von der Jugend her verwandten oder befreundeten Frankfurter Familien, der Schlosser, Brentano, Servière, Stock, Bethmann, und in neues romantisches Land, in das ein Herold der jungen Generation, Sulpiz Boisserée, den weimarischen Klassizisten gerufen hatte: der folgt nun diesem Ruf, halb ungläubig noch, dann erwarmend, um die Reste altdeutscher Kunst im Rheingebiet zu studieren und für ihre Sammlung und Anerkennung seine Autorität einzusetzen.

In Köln vollzieht sich die Bekehrung: der Verächter der gotischen Baukunst tritt nun für die Bestrebungen der jungen Freunde auf Vollendung des Doms entschieden ein, und es scheint sich sein Straßburger Kultus Erwins von Steinbach (s. Bd. 33, S. 3 ff.) zu erneuen. Jetzt war sie aufgegangen und drang hervor, die Saat der Romantik, die er selbst einst in den Mondscheinnächten des rheinischen Sommers an der Seite Fritz Jacobis ausgestreut hatte, da er die unerhörten Urlaute seiner Romanzen, „Es war ein Buhle frech genung" und den „König von Thule", auf dem Gasthofstisch sitzend, das Siebengebirg vor Augen, dem im Zu-

hören sich berauschenden Genossen hergesagt hatte. Jetzt tat er in die bunte katholische Welt der Rheinlande nach langer Zeit wieder lebendige Blicke, und im herzlichen Verkehr mit den befreundeten katholischen Familien Brentano, von Guaita, Schlosser[1]) in Winkel und in Frankfurt gewann er zeitweise eine so sympathische Fühlung mit den naiv volkstümlichen Traditionen der alten Kirche und ihren mittelalterlichen Elementen wie kaum je zuvor und nachher. In Heidelberg vor den altdeutschen und altniederländischen Gemälden der Brüder Boisserée mußte dann „der alte Heidenkönig dem Christkind huldigen“: damals rühmte er Meister Eyck, Hans Memling, Schoreel mit starken Worten: „Das waren andere Kerle als wir! Ja Schwerenot! Die verdienen, daß alle Nationen ihnen huldigen“ (Boisserées Briefe vom 23. u. 24. Oktober 1814). Nun schien die Schranke zu fallen, mit der er sich auf seine alten Tage mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, abgesperrt und vor Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht hatte; mit einemmal trat eine neue Welt von Farben und Gestalten vor ihn hin, eine neue ewige Jugend, und er fühlte, als ob jeden Widerspruch diese oder jene Hand aus den Gemälden herausgreifend niederschlagen würde[2]). Beschämt, erschüttert rief er: „Da macht der Eyck ein solches Bild, das mehr wert ist als alles, was ich gemacht habe!“ (Wilhelm Grimm an Arnim, 31. Oktober 1815). Es war ein Erwachen und Helläugigwerden auf künstlerischem Gebiet, genau so wie es der „Epimenides“ eben auf politischem eingestanden hatte.

---

[1]) Christian Schlosser war zu Rom (März 1812) übergetreten, Fritz Schlosser vollzog mit seiner Frau die Konversion am 21. Dezember 1814 in Wien.

[2]) Mag der Bericht des Augenzeugen Bertram, der Goethe diese Äußerungen in den Mund legt (v. Biedermann, Goethes Gespräche III, 147), leicht gefärbt sein, den Sinn bestätigt der Brief Wilhelm Grimms an Arnim: R. Steig, Achim von Arnim. 3. Band, Stuttgart 1904, S. 333.

In gleichzeitigen Briefen an Christiane und nach der Heimkehr an Wolf, Zelter, Knebel gab Goethe mehr oder minder offen und lebhaft Rechenschaft von dem inneren Umschwung und dem in ihm neu aufquellenden produktiven Leben. Mit fast unheimlichem Scharfblick durchspürt ein Schreiben an Chr. Schlosser (23. November 1814) alle Falten der inneren Wandlung. Ein neues Licht fröhlicher Wirksamkeit sei ihm bei seinem rheinischen Aufenthalt aufgegangen: „Der unselige Krieg und die fremde Herrschaft hatten alles verwirrt und zum Starren gebracht ... Ich sah mich fast auf mich selbst zurückgedrängt. Diese Zeit benutzte ich, um mich in mir selbst historisch zu bespiegeln.“ Das war in der großen Inventarisierung seines Lebens (s. oben S. VIII f.) geschehen. „Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freiere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich selbst gegebene Stadtfamilie, um nicht Volk zu sagen.“

Nun wünscht er, seine Jahre zwischen der Vaterstadt und der weimarischen Gegend zu teilen, um so „einer sich wechselsweis auffordernden neuen Tätigkeit zu genießen und durch sie verjüngt und zu früherer Tatkraft wiedergeboren zu werden“. Man sieht: hier durchdringt sich die Stimmung des Epimenides-Festspiels mit dem Divangedanken der Verjüngung. Ganz ähnlich hatte Goethe einst von der Wirkung seiner „Hegire“ nach Italien gesprochen: „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“ (2. Dezember 1786); „ich bin wieder zum Lebensgenuß genesen;“ „ich lebe eine neue Jugend“ (6. Januar, 6. Februar 1787). Am Weihnachtsabend 1814 erläuterte dann das Proömium zum ältesten Divan den Werdeprozeß, dessen poetischer Abdruck er ist, mit demselben Namen als „Hegire“, und bald nachher (Mitte Januar 1815) umschreibt das ein Brief an Voigt: „Man flüchtet aus der Zeit in ferne Jahrhunderte und Gegenden, wo man sich etwas Paradiesähnliches erwartet.“

Gleichzeitig (am Christfest 1814) dankt den „Drillings-

freunden" in Heidelberg, „die zum Vergangenen mutig sich kehren", was ja auch Epimenides als seinen Vorsatz ausspricht, Goethes Bildnis, des heiligen Dreikönigs, dieweil er „dem Stern von Osten her auf allen Wegen bereit war zu dienen" (s. Bd. 3). Sulpiz Boisserées Erwiderung verstand das aufs beste: Goethe habe, „ein anderer Dreikönig, sich jetzt ein dreifach Reich um sich gebildet und nehme den Osten zugleich griechisch, persisch und christlich" (Boisserée 2, 53). Hiermit ist allerdings der Horizont des Divans nicht vollständig bezeichnet, denn es fehlt das vierte Königreich, das er umspannt: die unablässig gemehrte Erkenntnis der Natur, die dem Divandichter auf diesen beiden Rheinreisen nie ermüdendes Studium zahlreicher mineralogisch-geologischer und botanischer Sammlungen und fortgesetzte selbständige Beobachtung eintrug. Abgesehen hiervon aber drückt jene Trias gut und tief das Wesen des Divans aus: in ihm erscheinen neben Hafis und Firdusi, Timur und Abbas, Hudhud und Bulbul auch Alexander und Xerxes, Helios und Hesperus, Aurora und Iris, und in dieser „heidnisch-mahometanischen Umgebung weht auch vera icon als Panier" (an Boisserée, 2. Jan. 1815), erhebt sich das Reich von Jesus, Maria, den Siebenschläfern. Die Beziehung auf das „Tuch der Tücher" (S. 18, V. 21) ist mehr als ein zufälliges Gleichnis: sie fließt aus einem tiefen, innern Zusammenhang der aufquellenden Divandichtung mit dem neugewonnenen Verhältnis zur romantisch-religiösen Kunstbetrachtung, zum mittelalterlichen und modernen Katholizismus, zur altdeutschen christlichen Malerei, von der ihm das Veronikabild des Meisters Wilhelm, das er später eingehend behandelte, schon damals durch mündliche Mitteilung Boisserées bekannt sein mochte. Ihm galt es als vorzüglichster Typus der sogenannten „byzantinisch-niederrheinischen Malerei", in der er gleichfalls eine west-östliche Kulturmischung entdeckte, wie er denn schon am 19. November 1814 Boisserée seine Überzeugung mitteilte, daß von Byzanz her „der ganze Zyklus des christlichen Olymps bildlich

ist überliefert worden“, und, von dem gelehrten Freunde über die Geschichte der ältesten Christusbilder unterrichtet, den „Moskowitischen Bilderkalender“ neben der „täglichen Perikope aus dem Homer und dem Hafis“ studierte.

Ist der Divan das große Manifest jener menschlich-künstlerischen Wandlung Goethes, so doch nur das halbe, das poetische. Die andere Hälfte, die biographisch-kulturhistorische gaben das „Rochusfest“ und die Aufsätze „Im Rheingau Herbsttage“, „Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar“ (Bd. 29), worin die romantisch gesinnten jüngeren Freunde Sulpiz Boisserée und Christian Schlosser seine Mitarbeiter gewesen sind und so Heinrich Meyer ablösten.

Wenige Jahre zuvor hatte er die Überwindung des exklusiven Klassizismus bewiesen durch sein Interesse für Des Knaben Wunderhorn, für Wilhelm Grimms Altdänische Heldenlieder und Edda-Übersetzung. Nun (Juli 1815) läßt er sich auch durch Werner von Haxthausen für neugriechische Romanzen erwärmen, für lebende, volkstümliche west-östliche Poesie aus dem gegenwärtigen Grenzgebiet von Orient und Occident und bekräftigt daran seine tiefdringende Charakteristik des Balladentypus (Noten und Abhandlungen, unten S. 223, 27).

So erstehen in Goethe durch den Divan und mit ihm die Neigungen der Geniezeit, da er als Herders Schüler deutsche Volkslieder sammelte, den Balladen der nordischen Nationen nachging, für Hans Sachs schwärmte. Und er war sich dieser Renaissance seiner Jugend wohlbewußt, wenn er das Symbol der Schlange, die sich in einen Reif abschließt, gern als Gleichnis einer glücklichen Zeitlichkeit betrachtete, weil der Mensch nichts mehr wünschen könne, als daß ihm erlaubt sei, das Ende an den Anfang anzuschließen (an Trebra, 5. Januar 1814).

Unbestreitbar näherte er sich auf diesem Wege gewissen Grundtendenzen der Romantik, die ja doch ein

Kind seines Blutes war, wenn auch eines, das er als mißraten ansah: Goethes merkwürdig verschlungenes Verhältnis zur Romantik, durch mannigfache Quellenpublikationen und Darstellungen der letzten Zeit heller beleuchtet, bedarf immer noch der Aufklärung, und nur wer den Pfad zu diesem Ziele absichtlich meidet, wird dabei am Divan flüchtig vorübergehn. Denn aus romantischer Luft, aus Luft der einstigen eignen Frühzeit, die ein jetzt herangewachsenes Geschlecht aufgefangen und verbreitet hatte, schöpft sein Dichter verjüngenden Atem.

Der Divan quillt aus dem romantischen Kultus des Orients und dessen Folgen, dem mächtig aufsteigenden universellen wissenschaftlichen Interesse für das Altertum und die Literatur des Morgenlandes, und wurzelt so im Grunde der Zeitbewegung. Er steht vor uns wie ein Wegzeichen, das die weite zurückgelegte Entfernung von der Alleinherrschaft des strengen hellenisierenden Stils der Xenienjahre mißt und sichtbar macht. Herder hatte in seinen Morgenländischen Blumen persische Poesie, von Saadi und anderen, in Distichen nachgebildet. Auch Hammer noch in seiner Hafis-Übersetzung verwendet zuweilen Distichen. Nichts davon mehr in Goethes Divan. „Wir sind vielleicht zu antik gewesen; Nun wollen wir es moderner lesen" — so begann 1821 die zweite Abteilung der Zahmen Xenien „mit Bakis' Weissagungen vermischt". Und dies Motto gilt nicht bloß den Zahmen Xenien, darin der frühere Distichen-Bakis Knittelverse redend wiederauferstand, sondern, wie v. Loeper längst gesehen und glücklich formuliert hat, der gesamten gereimten Spruchpoesie, die seit dem Jahre 1812 so üppig aufschoß. Hier wird seine an Hans Sachs angelehnte satirische Jugenddichtung wieder aufgenommen und weitergebildet, Sprichwort und Spruch der deutschen Reformationszeit geflissentlich neu belebt, aber komprimiert in der Form des Epigramms und des Aphorismus: „ein Arsenal von Angriffswaffen gegen die Romantik trat hier nach Des Knaben Wunderhorn und zugleich mit den

Grimmschen Märchen hervor, innerlich ganz verschieden von beiden Werken, jedoch aus derselben Wurzel erwachsen“[1]). Im Divan gehören das ganze Buch der Sprüche, aber auch viele spruchartige Bestandteile aus andern Büchern in denselben Kreis. Trotz gelegentlichen Unmutsausbrüchen über das „patriotische“ Genügen an Knittelversen, die Verbannung der Hexameter und die Verleugnung von Klopstock und Voß[2]) hat Goethe tatsächlich, mit voller Klarheit über die künstlerische Bedeutung dieses Wechsels der Form, dem Knittelvers zum zweitenmal ein Regiment eingeräumt.

Orientalische Formen hat Goethe seinem Divan nur in sehr begrenztem Maß gegeben. Die Reimkünste des Hafis, die Hammers Übersetzung kaum andeutete, hat er mit höchst bescheidenem Anklang gelegentlich (s. zu „Hegire“ S. 3, V. 17 f.), das Ghasel spät und selten, dabei recht frei (S. 94. 95 f. 66. 41. 98 f. 35) nachgeahmt. Von dem Gedanken eines formalen Wetteifers mit Hafis (S. 21 „Nachbildung“) ist er bald zurückgekommen: die „zugemeßnen Rhythmen, die anfangs reizten,“ empfand er schnell als „hohle Masken“, der Geist treibt ihn, daß er „auf neue Form bedacht, jener toten Form ein Ende macht“.

Welches ist diese neue Form, der sein Divan im Lauf seiner Entwicklung zustrebt? In den ältesten seiner Gedichte klingt der Ton des „geselligen Liedes“ fort, wie er es seit 1801 für das Taschenbuch auf das Jahr 1804 gestaltet hatte, indem er nach früher, schon in den Leipziger Liedern bewährter Neigung die fruchtbaren Bemühungen Reichards in eine höhere poetische Sphäre hob. Die geschichtliche Wichtigkeit dieser musikalisch poetischen Versuche, das singbare volkstümliche Gesellschaftslied literaturfähig zu machen, habe ich vor Jahren

---

[1]) v. Loeper, Goethes Gedichte. 3. Teil. Berlin 1884, S. XI, vgl. S. X. 111 (zu Nr. 59) und Goethe-Jahrbuch V, 288 ff.

[2]) Vgl. Zahme Xenien V, V. 844 ff. und den Spruch (v. Loeper Nr. 733) „Nachdem uns Klopstock ꝛc.“ (s. Bd. 38).

betont und hervorgehoben[1]), wie dadurch die Bestrebungen Arnims und Brentanos im „Wunderhorn", dessen Vorläufer, Arnims Abhandlung „Von Volksliedern", dem Giebichensteiner Kapellmeister gewidmet ist, angeregt worden sind. Aus dieser bis zum Jahre 1814 wachsenden musikalischen Strömung der Goethischen geselligen Lieder und der ihnen zur Seite gehenden Kantaten stiegen die Anfänge des Divans wie eine Insel empor. Während der berkaischen Sommertage des Jahres 1814, im Zusammenleben mit Zelter, der im Frühling „Das Gastmahl der Weisen" („Die Weisen und die Leute", s. Bd. 2) komponiert hatte, gleichzeitig mit dem Entstehen des Operndramas „Epimenides" und dem Keimen der neuen Oper „Der Löwenstuhl" gediehen die frühesten Gedichte des Divans mit der offenkundigen Absicht, daß sie dem Freunde „in der Zukunft liebliche Melodien ablocken" sollten (an Zelter, 27. Dezember 1814). „Erschaffen und Beleben" (S. 9) — das älteste („Berka, 21. Juni 1814") —, „Elemente" (S. 8), „So lang' man nüchtern ist" (S. 96) erschienen denn auch zuerst in Zelters Liedertafel mit dessen Kompositionen; andere — „Dreistigkeit", „Lied und Gebilde" (S. 13), „Dir zu eröffnen mein Herz" (S. 231) — hat er nicht viel später in Musik gesetzt. Im Briefwechsel mit ihm berichtet Goethe über den Fortgang seines Divans unter dem Gesichtspunkt, ob daraus brauchbare Liedertexte zu holen wären. Ein beträchtlicher Teil des Divans besteht demgemäß aus singbaren Liedern, im Sinn des „geselligen Liedes" — eines der ältesten das trinkliedhafte und als Kommerslied fortlebende „Setze mir nicht, du Grobian" (S. 98, „1. Juli 1814", s. die Anm.) —, überwiegend freilich aus solchen, die persönliches Bekenntnis monodisch vortragen: soweit der Divan Eindrücke der beiden rheinischen Sommerfahrten wiedergibt, ist er ein echtes rechtes, an Stimmung und Beleuchtung reiches lyrisches Reisetagebuch. Indessen traten die singbaren

[1]) Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. Halle a. S. 1894, S. XXXIII ff.

Lieder im Laufe der Entwicklung des Divans zurück, da „diese Dichtungsart" immer mehr „zur Reflexion hintrieb" (an Zelter, 17. Mai 1815), und auch das momentane und individuelle Element ward durch die spätere Umordnung, die das poetische Tagebuch in einen ideellen Zyklus wandelte, verdunkelt oder zerstört[1]). Wohl klagte der Dichter um seine Kinder: „Liebchen, ach! im starren Bande Zwängen sich die freien Lieder" (S. 28). Aber er selbst auch sprach als Juwelier zu den Perlen: „Denn wenn ich hier nicht grausam bin, Wie soll die Schnur sich reihen?" (S. 108). Indessen diese Lieder waren keineswegs so rein für sich geborne Naturwesen wie die Perle in ihrer Muschel. Sie waren teilweise von Anfang an geschaffen für einen wechselseitigen Zusammenhang, für einen Zyklus[2]). Und auch diese tiefe stilistische Umwandlung von Goethes lyrischem Dichten, das nicht mehr bloß als momentanes Bekenntnis in poetischen Einzelwesen erscheint, liegt im Zuge romantischer Kunstübung und vollendet, was die zyklisch angelegten Geselligen Lieder (Bd. 1, S. 69 ff.) und die romantisierenden Sonette (Bd. 2, S. 3 ff.) begonnen hatten.

Der neue Divanstil hat sich in einem gewissen Tasten und Schwanken herausgebildet. Die fließenden singbaren Liedverse zahlreicher kurzer Strophen mit schlicht angeordneten, mehr für süddeutsches Gehör als nach korrekter schriftsprachlicher Aussprache geregelten Reimen, die zuweilen in die Lieblingsform der Romantik, die Assonanz, herabsinken oder auch gegen die Symmetrie des Strophenbaus sporadisch ausbleiben, zeigen einen

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Die älteste Gestalt des West-östlichen Divans" S. 5 ff. (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1904, S. 862 ff.).

[2]) Vgl. Älteste Gestalt des Divans a. a. O. S. 15 ff. (872 ff.). Goethe war sich dessen bewußt: „Jedes einzelne Glied [des Divans] ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen ... und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponiert sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll" (an Zelter, 17. Mai 1815).

lässigen, oft leise ironischen, beinahe singspielartigen Ton mit burschikosen und idyllischen Elementen. Verwandt sind die spruchartigen Gedichte in vierhebigen Knittelversen mit freier Behandlung der Senkung. Aber neben diesen beiden leichteren, volkstümlichen Typen erscheint von Anfang an ein schwererer, ernster in getragenen Sprech-Versen. Dies sind der trochäische oder jambische Fünffüßler, die in einigen Gedichten pathetischen Ausdrucks den Reim aufgeben, und der romantische Lieblingsvers, der reimlose trochäische Vierfüßler, das Maß der Cid-Romanzen, geläufig auch durch Schlegels Calderon und verwendet schon für die calderonisierenden romantisch stilisierten Redegesänge der „Pandora" (S. 26 „Lesebuch", 69 „Kenne wohl der Männer Blicke"), der zweimal (S. 63 und 127) epische Erzählung trägt und am eindringlichsten den neuen Divanstil ausprägt. Denn hier tritt aus volksliedhaften Formen derjenige lyrische Typus hervor, den Goethe später in der Anzeige von Manzonis Adelchi (Bd. 38) als den „genauer historischer Vergegenwärtigung" im Hinblick auf Pindar pries mit dem Satz: „Die höchste Lyrik ist entschieden historisch." Denselben Vers hat er, durch Werner von Haxthausen[1]) angeregt, 1821/22 seinen Verdeutschungen neugriechisch-epirotischer Heldenlieder untergelegt: auch hier als Ausdrucksform west-östlicher Poesie.

Die Verjüngung Goethischer Kunst im Divan wird am greifbarsten in den neu auflebenden freien Rhythmen der Geniezeit: S. 29 „Schlechter Trost", 30 „Gruß", 65 „Ich gedachte in der Nacht", 74 „Die schön geschriebenen", 101 „Jene garstige Vettel", 138 „Laßt mich weinen", 139 „Nicht mehr auf Seidenblatt". Diese Reimlosigkeit nähert die Verse rhythmischer Prosa. Und damit erreicht die stilistische Grundtendenz der Divandichtung ihre Spitze: eine gewisse Prosaisierung der Poesie.

Der Divanstil sucht volkstümliche, selbst mundartliche

---

[1]) Vgl. S. Boisserée 1, 283 (22. Sept. 1815). Goethe an August und an Heinrich Meyer, 5. Juli 1815.

Wortformen, namentlich starke Kürzungen der unbetonten End- und Mittelsilben, Auslassung der Personalpronomina, Zusammenziehungen; er braucht Worte und Redensarten des Alltags, strebt nach familiärem oder mundartlichem Idiotismus, besonders gern — romantischem Kunstbegriff sich nähernd — in ironischer Färbung, meidet das Burschikose und selbst das Vulgäre nicht. Er scheut gelegentlich nicht Worte ohne jeden Gefühlswert, die uns hausbacken oder kanzleimäßig klingen, besonders aber liebt er, wie früher schon die Geselligen Lieder, Fremdworte aus der Prosa, der Umgangssprache, die dem poetischen Stil widerstreben, und er stellt sie, wie auch ausländische Namen, gern an die auffallendste Stelle: in den Reim, wo sie ein leicht exotisches oder humoristisches Kolorit erzeugen.

Auf der andern Seite waltet im Divan ein starker Drang nach Ungewöhnlichem, Sonderbarem, nach drastischem, prägnantem, gedrängtem Ausdruck, nach Feierlichkeit und Förmlichkeit: man betrachte den Wortschatz mit seinen seltnen oder gewagten Wortkompositionen, die kühnen Neubildungen, Archaismen, die entlegnen Metaphern, die Häufung der Asyndeta, die Satzbildung.

Die Gedichte in den freien Rhythmen der Geniezeit lassen auch etwas von dem dithyrambischen Jugendstil wieder aufleben: emphatische Wortwiederholungen, Anaphern, syntaktische Erregung wie die Anschwellung des Vordersatzes mit „wenn“ S. 74, V. 14—21 nach dem Typus des Prometheus-Hymnus auf den Tod, Gräzismen wie das flektierte Partizip Präsentis S. 29, V. 8.

So behält der Divanstil etwas Unausgeglichenes, Zwiespältiges: neben idyllischen Elementen stehn leidenschaftliche, und wo beide in demselben Gedicht zusammenfallen, gibt es nicht immer einen harmonischen Klang. Denn eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die künstlerische Illusion, ja ein bewußtes Zerbrechen dieser Illusion entsprach leider dem aus Italien heimgebrachten problematischen Begriff des Scheins und des Spiels, den Goethe

niemals mehr überwunden, sondern unter dem Einfluß von Kant und Schiller nur vertieft hat. Aber im Grunde gibt dieser Dualismus nur getreu die Stimmungen des Dichters wieder, der in diesen Monaten zwischen heiterer oder satirischer Weltbetrachtung, tätigem Lebensgenuß und jugendlich ausbrechender Leidenschaft sich hin und her gezogen fand. Und diese stilistischen Gegensätze bindet schließlich dennoch ein einheitlicher Charakter: die Vermeidung der Pose, die freie Beweglichkeit, das Fernhalten des einförmigen Schemas, des Zwangs formaler Regel. „Der Winter und Timur" (S. 63) setzt mitten in eine Diktion von Wucht und Erhabenheit gekürzte Formen der natürlichen Rede, die sonst als prosaische gelten: „du bist's" und „was Schlimmres" (V. 18 und 27). Der sogenannte hohe Stil nimmt also Bestandteile des niederen in sich auf. Und so oder ähnlich ist es fast überall im Divan. Nicht nur durch seinen Stoff und seine künstlerisch-sittliche Tendenz ist er universell; auch sein Stil hat etwas Universelles, eine Vieltönigkeit, eine bis dahin unbekannte Mischung und Fülle gebrochener Farben, einen spiegelnden Glanz wechselnder Lichter. Seinem Verfasser ist neben den großen geschwungenen Linien, der einfachen Plastik der antiken Kunst und Raphaels soeben die Malerei des Jan van Eyck aufgegangen in ihrer bahnbrechenden technischen Neuerung, durch Einmischen des Öles in klare, wenig deckende Farben „das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe durchscheinen zu lassen", in ihrem von der Natur verliehenen Sinn für Farbe, deren Macht „den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob". Und wenn die dem niederländischen Begründer der modernen Malerei in „Kunst und Altertum" gewidmete universalhistorische Betrachtung (Bd. 29, S. 317 ff.) von ihm den Begriff der echten Kunstleistung ableitet, die gegenüber dem wirklichen, durch Zufälligkeiten bedingten Sehen „nach G e s e t z e n malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von

einem gesunden frischen Auge geschaut werden sollen", so hört man zugleich die künstlerische Intention des neuen Divanstils. Sein eigentliches Wesen aber umschreibt am wahrsten eine glückliche Formel, die ein Rezensent im „Morgenblatt" des Jahres 1815 (Nr. 106) zum Lobe der Chöre des „Epimenides" geprägt hat: „kunstvolle Kunstlosigkeit".

Diese Formel bezeichnet auch das eminent Moderne, das in ihm eingebettet ist, das Vorauseilende, wodurch er in Einzelheiten bald an Brentano und Heine, bald an Freiligrath, bald an Scheffel erinnert. Das Geheimnis des Divanstils ruht im Innersten des Kunstprinzips, das Goethe damals in tiefer Fortbildung des Kantisch-Schillerischen Spielbegriffs errungen hat und durch das er sich von der aufstrebenden jüngeren Romantik, von den Boisserées, von Arnim und den Grimms getrennt fühlte. „In Hobbema, in Paul Veronese, in Rubens — so formulierte er es im September 1815 nach Besichtigung der Frankfurter Gemäldesammlungen von Städel, Brentano, Grambs, Birkenstock — erscheint die Selbständigkeit der Kunst; wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig, sie rein absolut wird, da ist die höchste Höhe; das erscheint auch im Wouvermann bei Brentano" (Boisserée 1, 277 f.). Bei den Boisserées fand er, daß sie nach ihrer ganzen Ansicht am Gegenstand hängen mußten, und lehnte den Vermittlungsversuch des Freundes ab, der den Ausgleich zwischen dem Gegenstand und der Bedeutung einerseits und der Form, der Regel, dem freien Spiel der Kunst anderseits als das Höchste, von Raphael und der Antike Erreichte hinstellte.

Man kann den Divan eine Frucht der romantischen Epoche nennen. Aber manche moderne Tendenzen des aufgehenden neunzehnten Jahrhunderts überholt er. In wichtigen Dingen bleibt er dem romantischen, vaterländischen, geschichtlichen Geist der gleichzeitigen und der kommenden Generationen fern, steht teils über ihm und sublimiert ihn gleichsam, teils widerspricht er ihm grund-

sätzlich oder bildet ihn um. Ob er auch da späterer Entwicklung vorgreift, muß die Zukunft lehren.

Goethes Auffassung des Orients kam niemals ganz los von dem Standpunkt der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts. Dadurch begrenzt sich sein Horizont. Das in der Jugend erworbene intime Verhältnis zu den idyllischen Elementen des Alten Testaments war und blieb für ihn bestimmend. Als er in Dichtung und Wahrheit (Bd. 22, S. 151 ff.) die bekannten biblischen Geschichten der Anfänge des jüdischen Volks nochmals in aller Umständlichkeit erzählte, motivierte er das damit, daß er „auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der ihn umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging, und in diesem Kreise er seinen Geist und seine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte“. Das war — im Jahre 1811 — natürlich geredet aus den Eindrücken des Napoleonischen Zeitalters, eine Projektion der Empfindung des alten Goethe in seine Jugend, im Kern jedoch richtig und nach Rich. M. Meyers zutreffender Bemerkung der Hauptaccent jenes biographischen Abschnitts, zugleich die Grundstimmung des Divans.

Christian Wolfs Lehre von der Ähnlichkeit der chinesischen Moral mit der seinigen, gerade hundert Jahre früher entwickelt und 1721 durch die öffentliche Wiederholung in der Prorektoratsrede De Sinarum philosophica practica mit der Nebeneinanderstellung von Confucius, Moses und Christus der berühmte Anlaß seiner Vertreibung aus Halle, Montesquieus „Persanische Briefe“ und „Geist der Gesetze“, Rousseaus Naturbegriff — auf den Säulen dieser Gedankenwelt ruht auch Goethes Divan. Die Beurteilung und Darstellung Muhammeds und seiner Lehre, die Verherrlichung der reinen Natur- und Lichtreligion des sterbenden Parsen sind Probleme, die durch Voltaires Le fanatisme ou Mahomet le prophète und Les Guèbres ou la tolerance der Epoche Goethes vererbt waren, die Lessings „Nathan“ und „Erziehung des Menschengeschlechts“ auf eigne Art fortgebildet hatten. Als Schüler

Hamanns und Herders und vermöge seiner angebornen, in einem langen Leben durch Dichtung und Wissenschaft geschulten Intuition der menschlichen Natur hebt Goethe diese Fragen aus der dünnen Luft rationalistischer Begrifflichkeit in die lebenatmende Sphäre universeller Anschauung und dichterischer Gestaltung. Aber so weit sein Divan der Zeit vorgriff, indem er neue Methoden wissenschaftlicher Kulturforschung instinktiv ausübte, die Kunst der literarischen Analyse verfeinerte, einen neuen Stil der werdenden modernen Lyrik pflanzte, mit seinen Wurzeln reicht er ins achtzehnte Jahrhundert: von dorther stammt sein normativer Idealismus, der ihn scharf trennt von dem empirisch-genetischen, rein induktiven und realistischen Verfahren der anbrechenden Geistes- und Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Diese poetische Hegire in den Osten sprießt aus demselben Drang nach der Ursprünglichkeit und dem Frieden reinen Menschentums, den phantastischere oder abenteuernde Kinder des achtzehnten Jahrhunderts in die Wirklichkeit übertrugen: so die Gebrüder von Einsiedel, die mit Frau von Werthern 1785 nach Tunis gingen und weiter ins Urland des afrikanischen Erdteils strebten, so die Menge europamüder Amerikafahrer. Darum ist denn auch der Divan gleich den Zahmen Xenien, gleich dem Epimenides ein Denkmal nationaler Pädagogik.

Er gehört in die zusammenhängende Reihe literarischer Kundgebungen, durch die Goethe nach dem Tode Schillers sich als dessen Testamentsvollstrecker [1]) bewies: als patriotischen Prediger des sittlichen Wiederaufbaus auf der Grundlage einer menschlichen Weltbildung, als Fortsetzer jenes reformativen Idealismus des unsterblichen Freundes. Er, der später Schillers Bemühen, „das Höhere anschaulich zu machen, von dem Gemeinen aufzusteigen,

---

[1]) Vgl. B. Suphan, Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers. Weimar 1902, S. 15 f. und meine Schiller-Rede. Berlin 1905, S. 18 ff.

hinaufzuheben", als „großen sittlichen Propheten-Akt" bezeichnete (an Zelter, 9. November 1830), tritt nun in verwandtem Sinne selbst auf als ein von langem Schlaf mit erhöhter Seherkraft erwachter Prophet, der rückwärts gewandt „in fremde Zeiten ausschaut". Und wenn der Divan stilistisch betrachtet eine Annäherung an die Romantik zeigt, so leistet er in seinem künstlerischen Wollen ihr, zumal ihren jüngeren Vertretern, doch gerade entschiednen Widerstand, indem er das große Menschheitsprogramm Schillers auf dem Grunde der Ideen Herders weiterführt unter dem Gesetz einer selbstgeschaffenen Form.

Der Divan ist ein Buch poetischer Lehre und Mahnung, aber auch ein Versuch der Selbstrechtfertigung vor den Zeitgenossen, eine Auseinandersetzung mit Romantikern, Patrioten, Kirchlichen, Philistern und dem naiven Publikum. Aber so, daß überall der typische Gegensatz Genie und Welt unter den individuellen Zügen hervorblickt. Ein poetisches Seitenstück also zu „Dichtung und Wahrheit", nur, dem ursprünglichen Plan nach, viel mehr objektiver „Weltenspiegel". In der Ausführung freilich überwog wieder, Goethes Natur gemäß, das Element persönlicher Konfession: „Laß den Weltenspiegel Alexandern" (S. 93).

Öfter bereits erwähnten diese Betrachtungen „Des Epimenides Erwachen". Und es kann in der Tat nicht genug betont werden, was schon v. Loeper richtig andeutete[1]): die Konzeption des Divans und die jenes patriotischen Festspiels fallen nicht bloß zeitlich zusammen, sondern berühren sich auch inhaltlich. Als Prophet des anbrechenden Tags, wie ihn der Vorspruch des

---

[1]) Vgl. Bd. 9, S. 399;, auch schon meine Bemerkung Goethe-Jahrbuch XI (1890), S. 16 f. Später ist das Problem berührt worden von Morsch und in der zwischen ihm und Ottokar Lorenz geführten Diskussion. Der Sinn des „Epimenides" wird am besten begriffen, wenn man ihn ansieht als einen Sprößling des Schlußmotivs aus „Pandorens Wiederkunft": „Verjüngung des Epimetheus".

Buchs Suleika, 1820 die Zahme Xenie „Einen langen Tag über" (I, V. 33 ff.) darstellt, fühlte sich nach der „kurzen Nacht" von 1806—1814 gleicherweise der Dichter, der sich Epimenides, wie der sich Hatem nannte. Von beiden ertönt derselbe Morgenruf: „Und wir sind alle neugeboren."

Wie Goethe bei der Heimkehr von seiner ersten befreienden „Hegire" sich „dem Epimenides nach seinem Erwachen" verglich (25. Oktober 1788 an Knebel), so dünkt er sich nach der Befreiung des Vaterlands vor dem Antritt seiner zweiten „Hegire" wiederum dem kretischen Seher verwandt, und diesmal drängt ihn das Motiv zu dichterischer Gestaltung, beherrscht den Gedanken seines Divans und lebt als Frucht dieser zweiten Hegire noch einmal auf in christlich-orientalischer Prägung: als Legende von den Siebenschläfern (unten S. 127). Epimenides und Jamblika stellen den Dichter in der nämlichen Rolle dar: als Liebling der Götter, durch Gefahren neugeboren, als Rater, Helfer und Sühner des Volks, als Propheten.

Goethe empfand die politische Befreiung Deutschlands tief: als die Grundlage künftiger Erneuerung und innerer Befreiung. Am 6. Januar 1814, nachdem Frankfurt durch die Auflösung des Rheinbunds wieder reichsunmittelbar geworden war, unterzeichnete er das Begleitschreiben zu einem Bilde seiner Vaterstadt als „ein wiedergeborner freier Reichsbürger". Auf der Durchreise durch Frankfurt hörte Jacob Grimm im September 1814, während Goethe noch dort war, in den Brentanoschen Häusern[1]): „Nun sie [die Frankfurter] wieder frei geworden, hat er gesagt, habe er sie auch

[1]) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hrsg. von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881, S. 348. Über Goethes Verhältnis zu den Brüdern vgl. außer R. Steigs Buch (G. und die Brüder Grimm. Berlin 1892) und Goethe-Jahrbuch IX, 20 ff. O. Walzel und K. Schüddekopf in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 14. Band. Weimar 1899, S. X ff., 198 ff., 360 ff.

wieder besuchen wollen." Wie hier der Begründer der nationalen Philologie und Goethe in Person nah an einander vorübergingen, so auch ihre Bestrebungen. Der Kreis Grimm-Arnim hielt im Herzen und öffentlich treu zu Goethe, der ihren Unternehmungen mit sympathischer Teilnahme folgte, war aber mit seiner Stellung zu den politisch-patriotischen Dingen vielfach nicht zufrieden und mäkelte insbesondre an seinen orientalischen Neigungen, an den Gedichten des Divans, von denen man früh hörte, mit einer gewissen kleinlichen Engherzigkeit. Von den Sternen der ältern Romantik Calderon, Cervantes oder gar Tasso und Ariost wandten diese Adepten der neuen Magie der Volkspoesie, des Heldenepos und der Heldensage sich ab und waren wohl für das nationale Epos des Firdusi eingenommen, aber nicht für „diese lyrischen Sachen des persischen Hafiz mit ihrer Eintönigkeit von Güll Güll und Büll Büll [Nachtigall und Rose], von Wein und Liebe". Sie verkannten dabei, daß auch dieser west-östliche Divan nach Goethes Meinung im Grunde an dem Aufbau und der Erneuerung des Vaterlands helfen, daß auch er Goethes gleichzeitiges Wort bewahrheiten sollte: „Es ziemt uns, in dieser Zeit unsere kleinen Privatzustände an dem ungeheuren Maßstabe der Weltgeschichte zu messen" (an Boisserée, 14. Februar 1814). Jacob Grimm und seine Genossen in der jungen vaterländischen Philologie, die sich aus der Romantik losrang, suchten die realen historischen Grundlagen, die primitiven Zustände des nationalen Lebens ohne gesetzgeberische Neigung. Auch Goethe war voll Interesse für geschichtliche Entwicklung der Literatur und namentlich der Kunst und arbeitete mit Boisserée zusammen. Aber er drang darüber hinaus nach den Urphänomenen des politischen, sozialen, religiösen, physischen Daseins, um daraus „Muster" zu gewinnen. Während der Divan-Arbeit verkündete er im „Rochusfest" die in unsern Tagen durch Nietzsche wieder in Umlauf kommende Überzeugung: „Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltganzen, der

Achtsame bemerkt es überall" (Bd. 29, S. 213). Sein „Typus" aber, der aus universeller Erfahrung seiner Intuition sich aufdrängte, stand selbst doch immer jenseits aller Erfahrung und blieb eine Idee, ganz wie es einst Schiller in jenem denkwürdigen Gespräch von der Metamorphosenlehre (Bd. 30, S. 391 f.) erklärt hatte. Und sein Divan will keine historische Wahrheit geben (s. oben S. XVI), getreu der Überzeugung, daß „alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre" (über Manzonis Adelchi 1827, s. Bd. 38).

Der Divan bekennt sich zu dem poetischen Geiste Calderons, des großen Schutzheiligen der Romantiker: „Nur wer Hafis liebt und kennt, Weiß, was Calderon gesungen" (S. 60, s. Anm.). Aber der Divan kämpft zugleich gegen die Romantik. Er gibt — ich finde keine erschöpfendere Bezeichnung — geformte und gekühlte, entdüsterte Romantik. Obgleich reich an Symbolik, Mystik und Universalität und dadurch romantischem Geist tributpflichtig, dem Klassizismus aber abgekehrt, streitet er bewußt wider die „philosophischen und religiosen Fratzen", vor deren Verwirrung der Dichter seinen Sohn gewarnt hatte (3. Juni 1808). Auch der Divan will jenem „Transszendieren und Mystizisieren, wo das Hohle vom Gehaltvollen nicht mehr zu unterscheiden ist und jedes Urbild, das Gott der menschlichen Seele verliehen hat, sich in Traum und Nebel verschweben muß," steuern und die dadurch „immer mehr von dem Wirklichen getrennte höhere ideelle Behandlung" dem Wirklichen wieder näher bringen (an Chr. H. Schlosser, 25. November 1814). Er tut es, indem er diese göttlichen Urbilder der menschlichen Seele in ihrer ursprünglichen Klarheit und Rundung wiederherzustellen sucht. Das Mystisch-Obskurantische, das „ein düstrer Wahnsinn schaffte", jene „Abraxas" (S. 5, V. 24) sollen fernbleiben: im Einklang mit Winckelmann, der Abraxas für unwürdig erklärte, „in Absicht der Kunst in Betracht gezogen zu werden" (Lessings Kollektaneen s. v.). Er beseitigt die Gefahr des Orientalisierens, daß, „eh'

man sich's versieht, das derbste Gedicht wie ein Luftballon für lauter rationellem und spirituellem Gas, womit es sich anfüllt, uns aus den Händen und in alle Lüfte geht" (an Zelter, 17. April 1815). Er weiß: „brächte man nicht so viel Form mit sich, so wäre man verloren" (an Riemer, 25. Mai 1816). Er vertraut, daß in seiner „reinen Hand" auch „das flüss'ge Element", das Euphratwasser, „sich ballen" werde (S. 13 „Lied und Gebilde"). Und er stellt die echte orientalische Mystik über die moderne der Romantiker (z. B. Eichendorffs), die „doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt" (unten S. 201, 6), und spottet (zu Boisserée, 4. August 1815) über die modernen Protestanten, „die das Leere fühlend nun einen Mystizismus machen wollen, da ja gerade der Mystizismus entstehn muß". Er, dem Schlegels Konversion ein Greuel gewesen war, hindert Schellings Berufung nach Jena, so nah ihm dessen Naturphilosophie auch stehn mochte, damit nicht „zur dritten Säkularfeier unseres protestantisch wahrhaft großen Gewinnes das alte überwundene Zeug unter einer erneuten mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, im stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt" werde (an Voigt, 27. Februar 1816).

Der Divan allein lehrt diesen Standpunkt verstehn, von dem Goethe das Dogma der Kirche verwerfen, das Wunder der christlichen und muhammedanischen Legende wie die altdeutsche katholische Kunst andächtig betrachten (S. 18, V. 21 Veronika, S. 127 „Siebenschläfer", 116 „Berechtigte Männer", 118 „Auserwählte Frauen", 125 „Begünstigte Tiere"; Rochusfest und Rochusbild), Hafis neben Ulrich Hutten als Streiter wider die Kuttenträger rühmen (S. 46, V. 17 ff.), Abraham, Moses und David mit Jesus und Muhammed (S. 137) in eine Reihe stellen konnte. Nur aus der Gedankenwelt des Divans begreift sich Goethes Denkschrift und Kantate für das Jubelfest der Reformation, das er 1817 am 18. Oktober, dem Jahrestag der Leipziger Befreiungsschlacht, gefeiert wissen wollte als ein

„Fest aller Deutschen“, „das jeder wohldenkende Katholik mitfeierte“(!), ja als ein solches, das „noch mehr sei als ein Nationalfest: ein Fest der reinsten Humanität“. Das große Sieges- und Dankfest der Befreiung Europas gibt ihm das Vorbild, wo „alle vereiniget zur Kirche ziehen und von demselben Gottesdienst erbaut alle einen Kreis bilden ums Feuer und von einer Flamme erleuchtet werden. Alle erheben den Geist, an jenen Tag gedenkend, der seine Glorie nicht etwa nur Christen, sondern auch Juden, Mahometanern und Heiden [den russischen Untertanen] zu danken hat“ (Goethe-Jahrbuch XVI, 4. 7). Zu diesem Weltfest der Befreiung, das auch der Epimenides feierte, singt die Reformations-Kantate den Chor, der wie des Parsen Wort klingt:

„Wenn wir in das Freie schreiten,
Auf den Höhen, da ist der Gott!“

Dieses Fest gilt dem Urphänomen der Religion, wie es im Divan das „Vermächtnis altpersischen Glaubens“ ausspricht: Gottes Thron am Morgen zu verehren in der über dem Gebirg aufgehenden Sonne (S. 111—113).

Aus solch echtester Religiosität ist der Divan entsprungen, aus der Gesinnung, die seinen Dichter eben hatte sagen lassen: „Die Menschen sind nur so lange produktiv [in Poesie und Kunst], als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend“ (zu Riemer, 26. März 1814). Hinter dem Divan — auch hinter jenem sekretierten Gedicht wider das Kreuz aus dem Sinn des Zoroastriers Chosru (S. 136 ff.) — steht das tiefe und freie christliche Selbstbewußtsein jenes späteren stolzen Wortes: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet“ (zu Kanzler von Müller, 7. April 1830), zugleich aber auch die Überzeugung, „daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen“ (zu Müller, 8. Juni 1830). So durchleuchtet den Divan jene Frömmigkeit, die „den Ab-

glanz der Hoheit Christi in den vier Evangelien", aber auch die Sonne verehrt „als eine Offenbarung des Höchsten" und „in ihr anbetet das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben und sind und alle Pflanzen und Tiere mit uns" (zu Eckermann, 11. März 1832).

Dieser religiöse mystische Pantheismus, der alle Bücher des Divans fast in gleichem Maße erfüllt, gibt ihm den normativen, gottsuchenden, prophetischen Grundzug. An einem Dornburger Frühlingsblütentag, während am Divan schon gedruckt wurde, hat Goethe diesen Charakter seiner Dichtung unübertrefflich beschrieben (mit dem Kanzler von Müller am 29. April 1818). In dem „Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben", in der Ahnung, „ein Bürger jenes geistigen Reiches zu sein, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen," findet er „das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele, den Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit", in der Moral „einen ewigen Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches", in „allem Recht und allen positiven Gesetzen" nur ein fortwährend Streben, „die Selbsthilfe der Individuen gegen einander abzuwehren". Und indem er „das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden" überblickt, erkennt er „einige allgemeine Formeln, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben". Der einzelne übersetzt sich diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie seinen individuellen Zuständen mannigfaltig an, mischt Unlauteres darunter, aber „die ursprüngliche Bedeutung taucht doch immer unversehens

wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke". Aus solchen Formeln lasse sich „eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammensetzen": der poetische Divan und sein Kommentar sucht dieses Alphabet und weist als unerfahren zurück ins Dunkel des Lebens „von Tag zu Tage", wer „nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben" (S. 51, V. 13—16).

Von hier aus widerlegt sich der Vorwurf, Goethe habe in seinem Divan den Tiefsinn orientalischer Theosophie irdisch verflacht, insbesondere sein Vorbild Hafis, durch Hamann, Herder und andere ältere Orientalisten irregeleitet, mißverstanden, in ihm nichts weiter als einen persischen Horaz oder Anakreon gesehen und den sufischen d. h. mystischen Charakter seiner Gesänge verkannt. Am weitesten ging in solcher Anschuldigung Merx (an dem oben S. XVI genannten Ort). Der ganze Orient verstehe Hafis mystisch, Goethe aber lehre in „Offenbar Geheimnis" (S. 22) das Verständnis im Wortsinne. Hafis meine jedoch mit dem Becher überall nur den Wein der Ewigkeit, die Hingabe des Selbst, das Entselbsten. Und ebenso sei seine Erotik rein mystisch: bildliche Darstellung der ekstatischen, die Seele des Sufi durchglühenden Liebe zu Gott.

Für den Nichtorientalisten ist es schwer, Stellung zu nehmen zu dieser Anklage, die sich auf Autoritäten wie Silvestre de Sacy, Garcin de Tassy, Gildemeister stützt, anderseits die abweichenden, vermittelnden Ansichten der Hafis-Herausgeber Rosenzweig-Schwannau und Brockhaus kurzer Hand als nicht ins Gewicht fallend ablehnt. Allein der Versicherung: „Hätten die Zeitgenossen des Hafis seine Lieder wörtlich (als wirkliche Trinklieder) verstanden, so hätten sie ihn totgeschlagen," kann niemand Glauben schenken, der die Berichte der älteren Reisenden, eines Marco Polo, Pietro della Valle, Chardin kennt und daraus gelernt hat, wie im dreizehnten und im siebzehnten Jahrhundert Weinverbot und Weingenuß bei den Persern sich

vertrugen (vgl. auch zu S. 114 „Wenn der Mensch die Erde"). Auch mahnen verwandte Erscheinungen, wie das Hohelied, das Herder zuerst aus dem Schutt mystischer Auslegung erlöste, zur Vorsicht.

So meint denn auch August Müller in seiner Geschichte des Islams, der fromme Perser besonders aus der weinberühmten Gegend von Schiras überlasse es Juden und Christen, das schnöde Getränk zu keltern, aber er trinke es selbst, wenngleich meistens im geheimen, und auch das Liederbuch des Hafis aus Schiras beweise, daß es im vierzehnten Jahrhundert daselbst nicht anders zuging als heute. Mit gutem Grunde haben neuerdings auch andere Sachkundige in der Ghaselendichtung des Hafis wie in den Vierzeilern seiner Vorgänger, des von Bodenstedt meisterhaft verdeutschten Omar Chajjam, des großen Philosophen und Arztes Ibn Sina (Avicenna) und anderer, die mystisch umschleierte Verherrlichung eines in Maß und Schranken bleibenden Natur- und Lebensgenusses, ein tiefsinnig freigeistiges Ringen mit der Enge und Strenge dogmatischer Systeme und nüchterner Zeloten erblickt [1]). Der Doppelsinn dieser Lieder ist dem-

---

[1]) August Müller, Der Islam im Morgen- und Abendlande. 2. Band. Berlin 1887, S. 15 f.; H. Ethé, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. Hamburg 1888, S. 11 f., 42 f. und in Geiger-Kuhns Grundriß der iranischen Philologie. 2. Band. Straßburg 1896—1904, S. 303; P. Horn, Nord und Süd. September 1900, S. 384 ff. und Geschichte der persischen Litteratur. Leipzig 1901, S. 114 ff., 149 ff. Besonders lehrreich G. Jacobs Ausführungen über die persisch-türkische Ghaselendichtung in den Einleitungen zu seinen Ausgaben der Divane Sultan Solimans des Großen (Berlin 1903, S. 7 ff.) und Sultan Mehmeds des Zweiten (Berlin 1904, S. 5 ff.). Die Erklärungen der bis auf den einen Sudi streng allegorischen orientalischen Kommentare überblickt man jetzt in der auf deutschen Bibliotheken leider seltenen englischen Prosa-Übersetzung von H. Wilberforce Clarke (2 Bände, London 1891).

nach absichtlich, die bildliche Terminologie sufischer Tradition bloß übernommen als Hülle für Gedanken und Empfindungen, die nur so ausgesprochen werden durften. Das mystische Element in den Liedern des Hafis hat Goethe wohl durchschaut. Merx übersah, daß dem beanstandeten Gedicht gegen die „mystische Zunge“ ein Widerruf oder wenigstens eine Einschränkung folgt („Wink“ S. 22) und doch auch Goethe, der einstige Schüler des Fräuleins von Klettenberg, Swedenborgs und Hamanns, der Kenner Platons, Plotins, Heraklits, selbst einer der tiefsten mystischen Denker und Dichter, in seinen Divan gleich seinem poetischen Muster einen Strom von Symbolik und Mystik eingelassen und dies ausdrücklich angekündigt hat (S. 234, 24—33). Freilich an die verunglückte Charakteristik des Hafis in den Noten und Abhandlungen (S. 188, 15—24. 191, 11—24) darf man sich nicht halten: da redet der an der Stoffmasse müde gewordene Dichter im Tone der Aufklärung und drückt den Gewaltigen herab zum Bundesgenossen im Kampf des gesunden Maßhaltens wider die Askese. Aber welch kongenialer mystischer Tiefsinn hat sich im Divan selbst an den Ghaselen des Persers entzündet!

Viele, ja die meisten dieser west-östlichen Gedichte enthalten „geheime Doppelschrift, die in das Mark des Lebens wie Pfeil um Pfeile trifft“ (S. 91, V. 26 ff.). Mit bewunderungswürdigem Verständnis hat Rosette Städel nach der ersten Begegnung mit Goethe (18. September 1814), als die Früchte des ersten Divan-Sommers reiften, sein damaliges Dichten umschrieben: „Die ganze Natur, jeder Grashalm, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele.“ Entscheidend ist: Goethe selbst hat im Gespräch mit Boisserée (3. Oktober 1815), anknüpfend an das Divan-Gedicht „Wiederfinden“ (S. 88), sein Werk als Ersatz für das früher geplante große „Naturgedicht“ bezeichnet, das er aufgegeben habe, weil man dadurch „zu sehr gebunden“ sei, und in der Überzeugung, es sei „besser, einzelne

Gedanken, wie die Gedichte des Divan, die man nachher in ein Ganzes ordnet," zu gestalten.

In der Form der Symbolik und Mystik ertönt diese naturphilosophische Grundmelodie, die den großartigen Zyklus west-östlicher Empfindung und Weisheit zur Einheit zusammenfaßt. Im einzelnen belegen das meine Anmerkungen. Hier mögen nur einige allgemeine Hinweise Platz finden.

Symbolisch ist die Einkleidung des Ganzen: die Handelsreise des zwischen Osten und Westen verkehrenden Dichters. Symbolisch das wiederholte Bild der Lebensreise, des „Wanderers", symbolisch der Reisetag und sein Abend (S. 12, V. 27). Symbolisch die fortwährende wechselseitige Spiegelung von Gegenwart und Vergangenheit, Östlichem und Westlichem. Symbolisch der Kultus der Dämmerung und des Morgens, den Goethe nach Koran-Vorstellungen wie nach parsischer Lehre, als „Schüler der Morgenröte" im Sinne Herders und nach alter eigenster Gewohnheit hier ausspricht (s. zu S. 88 „Wiederfinden" und zu S. 111 „Vermächtnis altpersischen Glaubens"). Symbolisch sind auch einzelne typische Begriffe, wie Rose und Lilie (S. 12, V. 1 u. Anm.) nach Hafisischer Terminologie, ohne jedoch zur reinen Abstraktion herabzusinken, wie etwa in Tiecks „Oktavian" Rose und Lilie als bloße Zeichen für Liebe und Kunst.

Mystische Gedankenreihen wachsen ihm aus seiner Naturphilosophie als Ergebnis seiner intuitiven Forschung zu. Ein meteorologisches Bild liefert der vom Gewitterregen angefeuchtete Staub für die Metamorphose des natürlichen Lebens und der eigenen inneren Verjüngung im Einklang mit Anschauungen des Korans [1]). Und seiner Beobachtung leuchtet auch in dem Nebel- und Sonnen-Regenbogen (S. 10 „Phänomen", 86 „Hochbild") ein wachsender Farbenglanz, Hoffnung und Erfüllung neu erwachender Schaffenskraft. Physikalische Kräfte, wie

---

[1]) Vgl. „Älteste Gestalt des Divans" a. a. O. S. 24 (881).

die Polarität, findet er wirksam in ethischen und staatsrechtlichen Verhältnissen (Freiheit und Knechtschaft als Typen aller Regierungsformen S. 208, 7 f.), und der organische Magnetismus waltet für ihn auch im Psychischen, bedingt die Geistes-Einheit der Liebenden im Charaden-Erraten (S. 229, 27—34) und ist der Urquell des heißen Liebesdrangs nach Vereinigung (S. 89, V. 33—42). Aus der Physiologie des Blutkreislaufes stammt das Phänomen vom Pulsschlag, von der Systole und Diastole („Im Atemholen" S. 7 und Anm. dazu), das hier in Anlehnung an Saadi gleichfalls eine mystische Formel wird für alles organische Leben, ja für das Gesetz aller Entwicklung, und in den Hausbedarf seines täglichen Daseins übergeht: die Erkrankung seines Dieners nennt er so eine harte ihm von den Göttern zugedachte Systole, zwei Wochen später dessen Genesung und die Verleihung des Leopoldsordens eine „angehende Diastole" (an August, 5., 20. Juli 1815). Aus mystischer Deutung seiner Optik, unter Einwirkung eines Platon-Zitats in einem Brief Schopenhauers über ein Experiment zur Farbenlehre, quillt der erotische Dithyrambus „Wiederfinden" (S. 88). Eine botanische Merkwürdigkeit, das geteilte Blatt des Gingo Biloba erregt die tiefsinnig scherzende Meditation über die poetisch menschliche Duplizität seiner Liebe und seiner Lieder (S. 70). Paläontologische Muschelforschung knüpft in dem Gruß an die Geliebte (S. 30) Urzeit und Gegenwart zusammen und spiegelt eigenes Liebesleben in dem Paradigma Salomos und der Königin von Saba. Die astronomische Erkenntnis, daß von erloschenen Sternen das Licht noch Jahrhunderte im Weltenraum fortleuchtet, lehrt, auch in dem gedruckten Buch verstummter Lieder und getrennten Liebesglücks den Glanz einer untergegangenen Welt in voller Wirkung zu empfinden (S. 84 „Behramgur, sagt man"). Und das uralte, der Antike und dem Orient gemeinsame Weltbild mystischer Erotik, wörtlich Verse des Hafis und Saadi benutzend, füllt sich Goethe mit konkreten Zügen ento-

mologischer Observation (S. 16 „Selige Sehnsucht"). So wenig in diesem orphischen Gedicht die „Liebesnächte" und die „Begattung" bloß als realer physiologischer Vorgang verstanden werden dürfen, so wenig bleibt die Suleika-Leidenschaft in „Wiederfinden" (S. 88) oder die ungestillte tragische Sehnsucht des einsamen Helios (S. 86 „Hochbild"), so wenig die Trunkenheit (S. 96 „Trunken müssen wir", 97 „Wenn der Körper", 98 „Sie haben wegen der Trunkenheit") ein reiner Wirklichkeitsbegriff: überall vielmehr dehnt sich hier der Wortsinn in die Tiefe mystischer Spekulation. Und überall erscheint die Realität zugleich als ein Spiegelbild eines anderen, höheren Lebens: sei es der Erinnerung eigner früherer Erlebnisse, sei es der Eindrücke ferner geschichtlicher Personen und Vorgänge, sei es übersinnlicher Vorstellungen. Diese Poesie und ihr Kommentar, so fest gegründet in einer unsagbar reichen und breiten Fülle realer, gegenwärtiger oder historischer Existenz, ist durchdrungen von einer auf den Typus gerichteten Symbolik, für die „kein organisches Wesen ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend ist, hinter jedem die höhere Idee steckt, der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber nur ahnen können" (7. Mai 1830 zu Kanzler von Müller).

Diese gottsuchende Symbolik des Divans ist ein Erbteil der produktiven und theoretischen Arbeitsgemeinschaft mit Schiller und stammt aus Schillers, Kant überwindendem, auf Platon weisendem Kunstprinzip, das Goethe durch die wachsenden Ergebnisse seiner sich vollendenden Naturforschung, durch tieferes Eintauchen in Platon[1]) und Plotin gesteigert und beseelt hat. Von da aus fand er leicht den Weg in den Kern der Mystik des Hafis, die er stärker empfunden hat, als seine überlegenen orien-

[1]) Dahin rechne ich mit v. Wilamowitz, Goethe-Jahrbuch XIX, 1* ff. bes. 19* ff. die Konzeption von „Pandorens Wiederkunft". Auch Scherer nannte das Drama „einen Mythus nach der Weise des Plato" (Goethe-Aufsätze S. 26).

talistischen Kritiker meinen. Ihnen allen gilt der Einwurf (S. 142): „Wißt ihr denn, was Liebchen heiße? Wißt ihr, welchen Wein ich preise?" Und wenn Goethe so im Divan hellenische und sufische, Platonische und Hafisische Mystik vereinte und auf christlichem Grunde aus seinem modernen naturphilosophischen Denken nachschuf, wie im einzelnen meine Anmerkungen nachweisen [1]), wenn er durch seine west-östliche Poesie der verschwimmenden orientalischen Mystik Form und Gestalt geben wollte, die plastische Bildlichkeit, die, wie er zu Boisserée bemerkte (3. August 1815), jener fehlte und die er selbst „von den Alten mitbrachte", wenn seine Kunst, die groß geworden war an der gegenständlichen Phantasie des Hellenenvolks, sich nun von der Sinnlichkeit des großen athenischen Dichterphilosophen nährte, so verfuhr er nicht nach Laune und Willkür, sondern mit der Treffsicherheit einer ans Wunderbare grenzenden Ahnung des tiefen, weit zurückliegenden geschichtlichen Zusammenhangs und Ursprungs mystischer Weltbetrachtung. Die Forschung unserer Tage erst hat festgestellt, daß die christliche Mystik im Orient geboren ward, daß hingegen die muslimisch-sufische Anschauung eine Umbildung ist des Platonismus und Neuplatonismus durch Vermittlung und unter Einmischung der Theosophie syrischer Christen und gewisser Elemente der christlichen Schriften des gefälschten Dionysius Areopagita. Goethes Zeitgenosse, der Romantiker Creuzer (s. zu S. 70 „Gingo biloba"), leitete den Neuplatonismus aus orientalischer Philosophie her. Goethe dagegen näherte

[1]) Siehe besonders zu S. 7 „Im Atemholen", 15 „Allleben", 16 „Selige Sehnsucht", 37 „Frage nicht", 38 „Woher ich kam", 39 „Die Jahre nahmen", 53 „Was wird mir", 65 „Einladung", 70 „Gingo Biloba", 88 „Wiederfinden", 94 „In tausend Formen", 96 „Trunken müssen wir", „So lang' man nüchtern", 97 „Warum du nur", „Wenn der Körper", 98 „Sie haben wegen", 101 „Jene garstige Vettel", 107 „Bulbuls Nachtlied", 126 „Höheres und Höchstes", 130 „Gute Nacht" 136 „Sprich! unter welchem Himmelszeichen".

mit richtigerem Instinkt die sufische Mystik ihrer Urform, indem er seiner Nachdichtung des Hafis aus der Bildkraft griechischen Denkens einen festen Körper schuf.

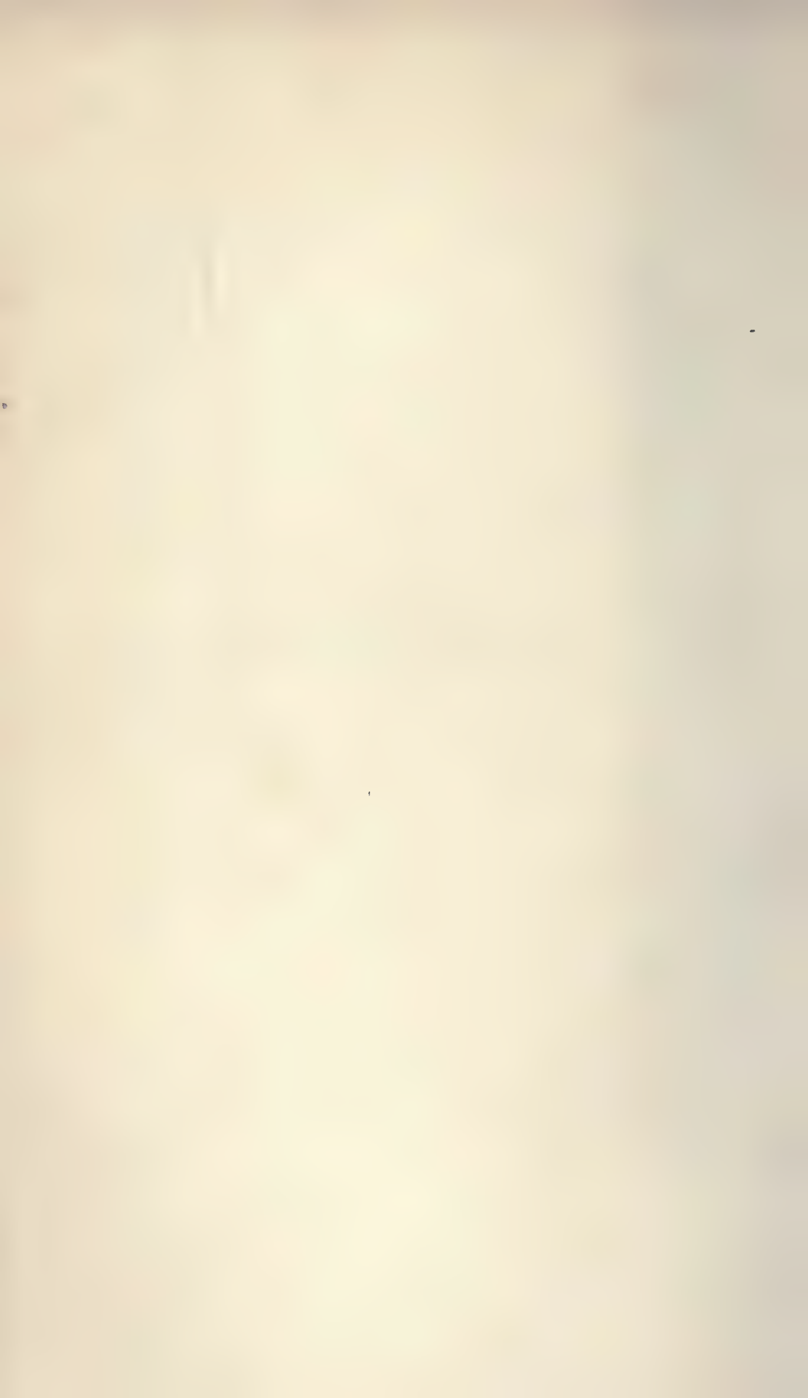
Man kennt Tischbeins Gemälde, das Goethe im weiten weißen Reisemantel darstellt als ruhenden Wanderer auf seiner ersten „Hegire", mitten unter den Ruinen der römischen Campagna. Wir besitzen kein Bild, das mit gleich beredter Prägnanz seine Erscheinung am letzten Höhepunkt seines Schaffens, auf der zweiten „Hegire", als Wanderer zu den wirklichen und ideellen Schauplätzen der persönlichen und der menschheitlichen Jugend und Heimat, das ihn als Dichter des west-östlichen Pandämoniums vor Augen stellte. Aber die Treue des Kanzlers von Müller hat uns eine Schilderung von ergreifender Anschaulichkeit hinterlassen, wie den Vollender des Divans an jenem denkwürdigen Dornburger Frühlingsabend des Jahres 1818 (oben S. XLI) verstehende Freunde vor sich sahen. Ihnen war, als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war, und mit jeder Äußerung sein Wesen etwas Feierlicheres, Prophetisches annahm. „Laßt mich, Kinder," sprach er vom Sitze aufstehend, „laßt mich einsam zu meinen Steinen eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden." In seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, stieg er feierlich ins Tal hinab, bald bei einzelnen Pflanzen, bald bei diesem oder jenem Gestein verweilend und mit dem mineralogischen Hammer es prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er den Nachblickenden wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich entschwand.

Dieser wandernde Prophet schreitet im Divan „Felsenklüfte spaltend" durch die Tiefen menschlichen Empfindens und Denkens, durch unendliche Räume der Weltliteratur und der Weltgeschichte, und es ist, als ob die dichtende Symbolik seiner Lehre von der west-östlichen Einheit und

Wiederkehr aller Grundformen des Menschlichen, von den gemeinsamen Gesetzen geistigen und physischen Lebens voll erst in der Zukunft verstanden werden könnte, der wir entgegengehn, seitdem aufs neue, wie in den Zeiten des Miltiades und Alexander, Karls des Großen und Saladins, Orient und Occident mit den Waffen sich messen und im Wettstreit der Bildung, während die Erkenntnis und Beherrschung der Natur nie erhörte, ungeahnte Siege über den Erdkreis trägt.

Konrad Burdach.

West-östlicher Divan



Moganni Nameh

Buch des Sängers

> Zwanzig Jahre ließ ich gehn
> Und genoß, was mir beschieden;
> Eine Reihe, völlig schön,
> Wie die Zeit der Barmekiden.

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!
5 Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort, im Reinen und im Rechten,
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
10 Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
15 Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
20 An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karawanen wandle,
Shawl, Kaffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

25 Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten, Hafis, deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maultiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
30 Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, dein gedenken;
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
35 Ja, des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern.

Wolltet ihr ihm dies beneiden
Oder etwa gar verleiden,
Wisset nur, daß Dichterworte
40 Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Segenspfänder.

Talisman in Karneol,
Gläub'gen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde,
Küss' ihn mit geweihtem Munde!

5 Alles Übel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und Tat entzündet.
10 Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
15 Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere.

20 Die *Inschrift* aber hat nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst und muß dir alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Doch *Abraxas* bring' ich selten!
25 Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag' ich euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

30 Ein *Siegelring* ist schwer zu zeichnen:
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weißt du hier ein Echtes anzueignen,
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum.

Freisinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

*

5 Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergetzt,
Stets blickend in die Höh.

Talismane.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord= und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

*

5 Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei, von seinen hundert Namen,
Dieser hochgelobet! Amen.

*

Mich verwirren will das Irren;
10 Doch du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte!

*

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
15 Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

*

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
20 So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Teil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

5 Den Turban erst, der besser schmückt
Als alle Kaiserkronen;
Ein Zelt, das man vom Orte rückt,
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beschützt
10 Als Fels und hohe Mauern;
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen sing' ich ungestört
Von ihrem Shawl herunter;
15 Sie weiß recht wohl, was ihr gehört,
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich aufzutischen;
Wollt ihr Moralien zugleich,
20 So geb' ich von den frischen.

Geständnis.

Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verrät's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner ist schwer zu verbergen auch
5 Die Liebe: noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.
Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht:
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
10 So ist er ganz davon durchdrungen;
Hat er es zierlich nett geschrieben,
Will er, die ganze Welt soll's lieben.
Er liest es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein echtes Lied sich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?

5 Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen
10 Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete schmettre;
15 Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter manches hasse;
Was unleidlich ist und häßlich,
20 Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger, dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

Erschaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menschen machte;
Doch bracht' er aus der Mutter Schoß
Noch vieles Ungeschlachte.

5 Die Elohim zur Nas' hinein
Den besten Geist ihm bliesen;
Nun schien er schon was mehr zu sein,
Denn er fing an zu niesen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
10 Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand — den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,
Sobald er sich benetzet,
15 So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung setzet.

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel
Uns führen, bei der Gläser Klang,
20 Zu unsres Schöpfers Tempel.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

5 Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen;
Zwar ist der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So sollst du, muntrer Greis,
10 Dich nicht betrüben;
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Liebliches.

Was doch Buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

5 Sind es Zelte des Vesires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Festes,
Weil er sich der Liebsten traute?

Rot und weiß, gemischt, gesprenkelt,
10 Wüßt' ich Schönres nicht zu schauen;
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja, es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken
15 Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
20 Klären sie auf meinen Wegen!

Zwiespalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
5 Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
10 Im Kriegestunder,
Ich werde rasend, toll —
Ist das ein Wunder?
Fort wächst der Flötenton,
Schall der Posaunen,
15 Ich irre, rase schon —
Ist das zu staunen?

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Ros' und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
5 Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
10 Da wir noch von Liebe litten
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
15 Anzufeuern, zu erfrischen,
Wie's der Busen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,
So ermutigt euch mit diesen;
Was ihr sonst für euch genossen,
20 Läßt in andern sich genießen.
Niemand wird uns dann beschreien,
Daß wir's uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr genießen können.

25 Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen;
Denn es ziemt, des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken;

5 Aber uns ist wonnereich,
In den Euphrat greifen
Und im flüss'gen Element
Hin und wieder schweifen.

Löscht' ich so der Seele Brand,
10 Lied, es wird erschallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Dreistigkeit.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Mensch gesundet?
Jeder höret gern den Schall an,
Der zum Ton sich rundet.

5 Alles weg, was deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
10 Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.

Derb und Tüchtig.

Dichten ist ein Übermut,
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

5 Sollte jeder Stunde Pein
Bitter schmecken mir,
Würd' ich auch bescheiden sein,
Und noch mehr als ihr.

Denn Bescheidenheit ist fein,
10 Wenn das Mädchen blüht;
Sie will zart geworben sein,
Die den Rohen flieht.

Auch ist gut Bescheidenheit,
Spricht ein weiser Mann,
15 Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten ist ein Übermut!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, frisch von Blut,
20 Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz' nicht auf mich ein!
Zwar du machest mich kaput,
Nicht bescheiden, nein!

25 Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
30 Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn.

Allleben.

Staub ist eins der Elemente,
Das du gar geschickt bezwingest,
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren
Du ein zierlich Liedchen singest.

5 Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Ist dem Teppich vorzuziehen,
Dessen goldgewirkte Blumen
Mahmuds Günstlinge beknieen.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
10 Wolken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moschus sind die Düfte
Und als Rosenöl dir lieber.

Staub, den hab' ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden;
15 Aber in dem heißen Süden
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln schwiegen!
Heile mich, Gewitterregen,
20 Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

25 Und sogleich entspringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdischen Bezirken.

Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

5 In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
10 In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
15 Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
20 Auf der dunklen Erde.

Tut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen!

Hafis Nameh

Buch Hafis

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafisen preist.

Beiname.

Dichter.

Mohamed Schemseddin, sage,
Warum hat dein Volk, das hehre,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwidre deine Frage.
5 Weil, in glücklichem Gedächtnis,
Des Korans geweiht Vermächtnis
Unverändert ich verwahre
Und damit so fromm gebare,
Daß gemeinen Tages Schlechtnis
10 Weder mich noch die berühret,
Die Propheten-Wort und Samen
Schätzen, wie es sich gebühret —
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis, drum, so will mir scheinen,
15 Möcht' ich dir nicht gerne weichen:

Denn, wenn wir wie andre meinen,
Werden wir den andern gleichen.
Und so gleich' ich dir vollkommen,
Der ich unsrer heil'gen Bücher
20 Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnis drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
25 Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Anklage.

Wißt ihr denn, auf wen die Teufel lauern
In der Wüste, zwischen Fels und Mauern?
Und wie sie den Augenblick erpassen,
Nach der Hölle sie entführend fassen?
5 Lügner sind es und der Bösewicht.

Der Poete, warum scheut er nicht,
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weiß denn der, mit wem er geht und wandelt?
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt.
10 Grenzenlos, von eigensinn'gem Lieben,
Wird er in die Öde fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim', in Sand geschrieben,
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er versteht nicht was er sagt,
15 Was er sagt wird er nicht halten.

Doch sein Lied, man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerspricht.

Lehret nun, ihr des Gesetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
20 Treuer Mosleminen feste Pflicht.

Hafis insbesondre schaffet Ärgernisse,
Mirza sprengt den Geist ins Ungewisse:
Saget, was man tun und lassen müsse?

Fetwa.

Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes.
5 Willst du sicher gehn, so mußt du wissen
Schlangengift und Theriak zu sondern —
Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Mut zu überlassen
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
10 Mit besonnenem Sinn sich zu verwahren,
Ist gewiß das Beste, um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Ebusuud.
Gott verzeih' ihm seine Sünden alle!

Der Deutsche dankt.

Heiliger Ebusuud, hast's getroffen!
Solche Heil'ge wünschet sich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes
5 Sind das Erbteil, wo er übermütig,
Selbst im Kummer lustig, sich beweget.

Schlangengift und Theriak muß
Ihm das eine wie das andre scheinen.
Töten wird nicht jenes, dies nicht heilen:
10 Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ew'ge Unschuld, die sich so erweiset,
Daß sie niemand schadet als sich selber.
Und so kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Huris ihn im Paradiese
15 Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Ebusuud, hast's getroffen!

Fetwa.

Der Mufti las des Misri Gedichte,
Eins nach dem andern, alle zusammen,
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen:
Das schöngeschriebne Buch, es ging zunichte.

5 Verbrannt sei jeder, sprach der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Misri — er allein
Sei ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter.
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,
10 So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden.

Unbegrenzt.

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnst, das ist dein Los.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasselbe,
5 Und was die Mitte bringt, ist offenbar
Das, was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du bist der Freuden echte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt dir Well' auf Welle.
Zum Küssen stets bereiter Mund,
10 Ein Brustgesang, der lieblich fließet,
Zum Trinken stets gereizter Schlund,
Ein gutes Herz, das sich ergießet.

Und mag die ganze Welt versinken!
Hafis mit dir, mit dir allein
15 Will ich wetteifern! Lust und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken,
Das soll mein Stolz, mein Leben sein.

Nun töne Lied mit eignem Feuer!
20 Denn du bist älter, du bist neuer.

Nachbildung.

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen soll mir auch gefallen,
Erst werd' ich Sinn, sodann auch Worte finden;
Zum zweitenmal soll mir kein Klang erschallen,
5 Er müßte denn besondern Sinn begründen,
Wie du's vermagst, Begünstigter vor allen!

Denn wie ein Funke fähig, zu entzünden
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend glühn von eignen Winden,
10 Er, schon erloschen, schwand zu Sternenhallen:
So schlang's von dir sich fort, mit ew'gen Gluten,
Ein deutsches Herz von frischem zu ermuten.

*

Zugemeßne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut sich wohl darin;
15 Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn.
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener toten Form ein Ende macht.

Offenbar Geheimnis.

Sie haben dich, heiliger Hafis,
Die mystische Zunge genannt
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Wert des Worts nicht erkannt.

5 Mystisch heißest du ihnen,
Weil sie Närrisches bei dir denken
Und ihren unlautern Wein
In deinem Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein,
10 Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu sein, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn.

Wink.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
5 Blicken ein Paar schöne Augen hervor,
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,

Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
10 Das Auge, mir ins Auge blitzt.

An Hafis.

Was alle wollen, weißt du schon
Und hast es wohl verstanden:
Denn Sehnsucht hält, von Staub zu Thron,
Uns all' in strengen Banden.

5 Es tut so weh, so wohl hernach,
Wer sträubte sich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwegen.

Verzeihe, Meister, wie du weißt,
10 Daß ich mich oft vermesse,
Wenn sie das Auge nach sich reißt,
Die wandelnde Cypresse.

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden;
15 Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruß,
Wie Ost=Gekos' ihr Oden.

Das alles drängt uns ahndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuselt,
In brauner Fülle ringelnd schwoll,
20 So dann im Winde säuselt.

Nun öffnet sich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmst ein Lied so froh und wahr,
Den Geist darin zu betten.

25 Und wenn die Lippen sich dabei
Aufs niedlichste bewegen,
Sie machen dich auf einmal frei,
In Fesseln dich zu legen.

Der Atem will nicht mehr zurück,
30 Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden sich durchs Glück
Unsichtbar wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifst du nach der Schale:
35 Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erst- und zweiten Male.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geist erhebt,
40 Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es schwillt die Brust, es bräunt der Flaum,
Er ist ein Jüngling worden.

45 Und wenn dir kein Geheimnis blieb,
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkst du treu und lieb,
Daß sich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürstenhort
50 Sich nicht für uns verliere,
Gibst du dem Schah ein gutes Wort
Und gibst es dem Vesire.

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
55 So trägt uns freundlich dein Geleit
Durchs rauhe, milde Leben.

Uschk Nameh

Buch der Liebe

Sage mir,
Was mein Herz begehrt?

Mein Herz ist bei dir;
Halt es wert!

Musterbilder.

Hör' und bewahre
  Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe schürt zu:
  Rustan und Rodawu.
5 Unbekannte sind sich nah:
  Jussuph und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
  Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
10 Medschnun und Leila.
Liebend im Alter sah
  Dschemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune:
  Salomo und die Braune!
15 Hast du sie wohl vermerkt,
  Bist im Lieben gestärkt.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben ist ein groß Verdienst!
Wer findet schöneren Gewinst? —
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
5 Man wird, so gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird sie nennen:
Die Namen müssen alle kennen.
Was sie getan, was sie geübt,
10 Das weiß kein Mensch! Daß sie geliebt,
Das wissen wir. Genug gesagt,
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Lesebuch.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
5 Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
10 Endlos, ohne Maß.
O Nisami! — doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wiederfindend.

Ja, die Augen waren's, ja, der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten.

Hüfte schmal, der Leib so rund,
Wie zu Paradieses Lüsten.
5 War sie da? Wo ist sie hin?
Ja! sie war's, sie hat's gegeben;
Hat gegeben sich im Fliehn
Und gefesselt all mein Leben.

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und so, Hafis, wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

5 Aber Zöpfe flechten sie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten sie,
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann,
10 Läßt sich so nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Rennt in leichte Schlingen.

Versunken.

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wider fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
5 Und küss' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm, wo sollt' er stocken?
Er kehrt schon wieder zu den Locken.

Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,
10 Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz, so liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in solchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
15 So hast du, Hafis, auch getan,
Wir fangen es von vornen an.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal ist ein Wort von nöten,
Oft ist's besser, daß man schweigt.

5 Also sag' ich, daß die Farbe
Grün und augerquicklich sei!
Sage nicht, daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin, du magst es lesen!
10 Warum übst du solche Macht!
„So gefährlich ist dein Wesen,
Als erquicklich der Smaragd."

Liebchen, ach! im starren Bande
Zwängen sich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wider.
5 Allem ist die Zeit verderblich,
Sie erhalten sich allein!
Jede Zeile soll unsterblich,
Ewig wie die Liebe sein.

Schlechter Trost.

Mitternachts weint' und schluchzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster,
Und ich schämte mich.
5 „Nachtgespenster," sagt' ich,
„Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiss' ich.
10 Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet;
Großes Übel betrifft ihn!" —
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
15 Zogen vorbei,
Ob ich weise oder törig,
Völlig unbekümmert.

Genügsam.

„Wie irrig wähnest du,
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie versteht sich auf Schmeicheleien."

Dichter.

5 Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entschuldigung:
Liebe ist freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

Gruß.

O wie selig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln,
5 Im Stein sucht' ich die versteinten;
Hudhud lief einher,
Die Krone entfaltend;
Stolzierte, neckischer Art,
Über das Tote scherzend,
10 Der Lebend'ge.
Hudhud, sagt' ich, fürwahr!
Ein schöner Vogel bist du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
15 Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Sabas Königin
20 Ehemals den Kuppler gemacht!

Ergebung.

„Du vergehst und bist so freundlich,
Verzehrst dich und singst so schön?"

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern gestehn:
5 Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem sie vergehn.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln
Still zu sein auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

5 Stell' ich mich wohl ungebärdig,
Wenn mir die Wolle kraust?
Nein! Die Ungebärden entzwingt mir
Der Scherer, der mich zerzaust.

Wer will mir wehren zu singen
10 Nach Lust zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen,
Wie lieb sie mir's angetan?

Geheimes.

Über meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut, was das bedeute.

5 Denn es heißt: ich liebe diesen,
Und nicht etwa den und jenen.
Lasset nur, ihr guten Leute,
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
10 Blicket sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süße Stunde.

Geheimstes.

„Wir sind emsig, nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen sei und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger.

5 Denn daß du verliebt bist, sehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch, daß Liebchen so dich liebe,
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
10 Sucht sie auf! Nur hört das eine:
Ihr erschrecket, wenn sie dasteht;
Ist sie fort, ihr kos't dem Scheine.

Wißt ihr, wie Schehâb-eddin
Sich auf Arafat entmantelt;
15 Niemand haltet ihr für törig,
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen,
20 Sei es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer,
Als einst Medschnun sterbend wollte,
Daß vor Leila seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.

Tefkir Nameh

Buch der Betrachtungen

Höre den Rat, den die Leier tönt;
Doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

5 „Was tönt denn die Leier?“ Sie tönet laut:
Die schönste, das ist nicht die beste Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
So mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
5 Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu und Glauben —
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
  Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
  Müßiggang!
5 Was bringt in Schulden?
  Harren und Dulden!
Was macht Gewinnen?
  Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
10 Sich wehren!

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick ist lieblich, eh' er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.
5 Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
10 Schau' es recht, und du wirst immer geben.

Und was im Pend-Nameh steht,
Ist dir aus der Brust geschrieben:
Jeden, dem du selber gibst,
Wirst du wie dich selber lieben.
5 Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtnis;

Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtnis.

Reitest du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er dein Pferd beschlägt;
Siehst du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob sie dir ein Liebchen hegt;
5 Einem Jüngling begegnest du, schön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen,
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen;
10 Das übrige will ich nicht wiederholen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sei dir wert als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad —
5 Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er ist es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagesfahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr sich drein gelegt.
10 Nun tauschet War' um Ware, teilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erste Gruß ist viele tausend wert;
Drum grüße freundlich jeden, der begrüßt.

Haben sie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt
Und, für wahr sie zu erzählen,
Vielfach sich gequält.

5 Hätten sie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken,
Wie man Beßres wählt;
O gewiß! das Allerbeste
10 Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Klause zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen
Endlich auserwählt,
15 Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Mensch gefehlt.

Märkte reizen dich zum Kauf;
Doch das Wissen blähet auf.
Wer im stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.
5 Bist du Tag und Nacht beflissen,
Viel zu hören, viel zu wissen;
Horch' an einer andern Türe,
Wie zu wissen sich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein,
10 Fühl' in Gott was Rechts zu sein:
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Wie ich so ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
5 Ich galt und galt auch nicht;
Was sollt' es heißen?

Nun wollt' ich Schelm sein,
Tät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
10 Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: Ehrlich sein
Ist doch das Beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am stillen Orte,
Wo du einmal Platz genommen.

5 Schaue dann umher nach Weisen
Und nach Mächt'gen, die befehlen;
Jene werden unterweisen,
Diese Tat und Kräfte stählen.

Wenn du nützlich und gelassen
10 So dem Staate treu geblieben,
Wisse! niemand wird dich hassen,
Und dich werden viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die Tat lebendig;
15 Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

Woher ich kam? Es ist noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der ist mir kaum bewußt;
Heut' nun und hier, am himmelfrohen Tage
Begegnen sich, wie Freunde, Schmerz und Lust.
5 O süßes Glück, wenn beide sich vereinen!
Einsam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Es geht eins nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns rasch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.
5 Es hält dich auf, mit Seitenblick
Der Blumen viel zu lesen;
Doch hält nichts grimmiger zurück,
Als wenn du falsch gewesen.

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,
Gott konnte sie nicht ganz grade machen.
Willst du sie biegen, sie bricht;
5 Läßt du sie ruhig, sie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was ist denn schlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:
Es ist nicht gut, daß euch eine Rippe bricht.

Das Leben ist ein schlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dies, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zu viel,
Und Kann und Glück kommt auch ins Spiel.

5 Und hat sich 's Unglück drein gelegt,
Jeder, wie er nicht wollte, trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannicht-Willnicht weiter tragen.

Das Leben ist ein Gänsespiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne stehet.

5 Man sagt, die Gänse wären dumm;
O glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine sieht einmal sich 'rum,
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt,
10 Wo alles vorwärts drücket;
Wenn einer stolpert oder fällt,
Keine Seele rückwärts blicket.

„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
5 Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was dir Besondres bliebe?"

10 Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
5 Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen.

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgesogen,
Verständiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
5 Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen.
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann, wird loben
Und er wird auch wieder schelten;
Und das muß dir, treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

5 Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er sollte loben;
Aber bleibst du guter Dinge,
Wird er dich zuletzt erproben.

Und so haltet's auch, ihr Hohen,
10 Gegen Gott, wie der Geringe:
Tut und leidet, wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

An Schah Sedschan und seinesgleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt sich unser Sang
Auf deine Bahnen!
5 Uns ist für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beständig!

Höchste Gunst.

Ungezähmt, so wie ich war,
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.
5 Da sie Prüfung nicht gespart,
Haben sie mich treu gefunden
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den sie gefunden.
Niemand diente zweien Herrn,
10 Der dabei sein Glück gefunden;
Herr und Herrin sehn es gern,
Daß sie beide mich gefunden;
Und mir leuchtet Glück und Stern,
Da ich beide sie gefunden.

Ferdusi

spricht.

O Welt! wie schamlos und boshaft du bist!
Du nährst und erziehest und tötest zugleich.

*

Nur wer von Allah begünstiget ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

*

5 Was heißt denn Reichtum? — Eine wärmende Sonne,
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigensinn selige Wonne.

Dschelâl-eddîn Rumi

spricht.

Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum;
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst du fest zu halten,
Und was dir blüht, sogleich wird es veralten.

Suleika

spricht.

Der Spiegel sagt mir: ich bin schön!
Ihr sagt: zu altern, sei auch mein Geschick.
Vor Gott muß alles ewig stehn,
In mir liebt ihn, für diesen Augenblick.

Rendsch Nameh

Buch des Unmuts

„Wo hast du das genommen?
Wie konnt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbst du diesen Zunder,
5 Der Funken letzte Gluten
Von frischem zu ermuten?"

Euch mög' es nicht bedünkeln,
Es sei gemeines Fünkeln;
Auf ungemeßner Ferne,
10 Im Ozean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
15 Umsorgt von ernsten Hirten,
Die gern und schmal bewirten,
So ruhig-liebe Leute,
Daß jeder mich erfreute.

In schauerlichen Nächten,
20 Bedrohet von Gefechten;
Das Stöhnen der Kamele
Durchdrang das Ohr, die Seele,

Und derer, die sie führen,
Einbildung und Stolzieren.

25 Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unser ganzes Ziehen,
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
30 Der Streif erlogner Meere.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodien spielte.

5 Und ich konnte sie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben,
Müssen wir uns selbst entadeln.
Lebt man denn, wenn andre leben?

Und so fand ich's denn auch juste
10 In gewissen Antichambern,
Wo man nicht zu sondern wußte
Mäusedreck von Koriandern.

Das Gewesne wollte hassen
Solche rüst'ge neue Besen,
15 Diese dann nicht gelten lassen,
Was sonst Besen war gewesen.

Und wo sich die Völker trennen
Gegenseitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
20 Daß sie nach demselben trachten.

Und das grobe Selbstempfinden
Haben Leute hart gescholten,
Die am wenigsten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

Befindet sich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar pein'gen;
So lang' der Tüchtige lebt und tut,
Möchten sie ihn gerne stein'gen.
5 Ist er hinterher aber tot,
Gleich sammeln sie große Spenden,
Zu Ehren seiner Lebensnot
Ein Denkmal zu vollenden;
Doch ihren Vorteil sollte dann
10 Die Menge wohl ermessen:
Gescheiter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

Übermacht, ihr könnt es spüren,
Ist nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt, zu konversieren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

5 Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten,

Hab' ich mich für frei erkläret
10 Von den Narren, von den Weisen;
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe
Müßten wir zuletzt uns gatten,
15 Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
20 Meine gehn wie andre Christen.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand soll sie unterscheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Wenn du auf dem Guten ruhst,
Nimmer werd' ich's tadeln;
Wenn du gar das Gute tust,
Sieh, das soll dich adeln!
5 Hast du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leb' ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menschen, sie sind gut,
10 Würden besser bleiben,
Sollte nicht, wie's einer tut,
Auch der andre treiben.
Auf dem Weg, da ist's ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
15 Wollen wir an einen Ort,
Nun, wir gehn zusammen.

Vieles wird sich da und hie
Uns entgegen stellen:
In der Liebe mag man nie
20 Helfer und Gesellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

25 Hat doch über solches Zeug
Hafis auch gesprochen,
Über manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen;
Und ich seh' nicht, was es frommt,
30 Aus der Welt zu laufen,
Magst du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
Auch einmal dich raufen.

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was sich schweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das schöne Gute,
Wie es sich aus Gott gestaltet.

5 Jemand lieb' ich, das ist nötig;
Niemand hass' ich; soll ich hassen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Willst sie aber näher kennen?
10 Sieh aufs Rechte, sieh aufs Schlechte;
Was sie ganz fürtrefflich nennen,
Ist wahrscheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen,
Muß man aus dem Grunde leben,
15 Und salbadrisch auszuschweifen,
Dünket mich ein seicht Bestreben.

Wohl, Herr Knitterer er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann sich
20 Allenfalls der Beste scheinen!

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

25 Dies der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch, mag Teutsch sich schreiben,
Liedchen aber heimlich piepet:
Also war es und wird bleiben.

Medschnun heißt — ich will nicht sagen,
Daß es grad' ein Toller heiße;
Doch ihr müßt mich nicht verklagen,
Daß ich mich als Medschnun preise.

5 Wenn die Brust, die redlich volle,
Sich entladet, euch zu retten,
Ruft ihr nicht: Das ist der Tolle!
Holet Stricke, schaffet Ketten!?

Und wenn ihr zuletzt in Fesseln
10 Seht die Klügeren verschmachten,
Sengt es euch wie Feuernesseln,
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich euch denn je geraten,
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch, nach euren Taten,
Wenn ihr Friede schließen wolltet?

5 Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig sehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaß nicht einzuschärfen.

Aber ihr wollt besser wissen,
10 Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich beflissen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun, so fördert eure Sachen!
15 Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Wanderers Gemütsruhe.

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

5 In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Not
10 Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben.

Wer wird von der Welt verlangen,
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend
Stets den Tag des Tags versäumet?
5 Ihr Bemühn, ihr guter Wille
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie dir heute geben.

Sich selbst zu loben, ist ein Fehler,
Doch jeder tut's, der etwas Gutes tut;
Und ist er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.
5 Laßt doch, ihr Narren, doch die Freude
Dem Weisen, der sich weise hält,
Daß er, ein Narr wie ihr, vergeude
Den abgeschmackten Dank der Welt.

Glaubst du denn: von Mund zu Ohr
Sei ein redlicher Gewinst?
Überliefrung, o du Tor,
Ist auch wohl ein Hirngespinst!
5 Nun geht erst das Urteil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verstand allein zu retten,
Dem du schon Verzicht getan.

Und wer franzet oder britet,
Italiänert oder teutschet:
Einer will nur wie der andre,
Was die Eigenliebe heischet.

5 Denn es ist kein Anerkennen,
Weder vieler, noch des einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
10 Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
15 Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Sonst, wenn man den heiligen Koran citierte,
Nannte man die Sure, den Vers dazu,
Und jeder Moslem, wie sich's gebührte,
Fühlte sein Gewissen in Respekt und Ruh.
5 Die neuen Derwische wissen's nicht besser,
Sie schwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich größer,
O heiliger Koran! O ewige Ruh!

Der Prophet

spricht.

Ärgert's jemand, daß es Gott gefallen,
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den stärksten Balken seiner Hallen,
Da befestig' er den derben Strick,
5 Knüpfe sich daran! Das hält und trägt;
Er wird fühlen, daß sein Zorn sich legt.

Timur

spricht.

Was? Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Übermuts, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Hikmet Nameh

Buch der Sprüche

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts,
Als was die gestrigen gebracht.

Wer geboren in bös'sten Tagen,
Dem werden selbst die bösen behagen.

Wie etwas sei leicht,
Weiß, der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer flutet immer,
Das Land behält es nimmer.

Was wird mir jede Stunde so bang? —
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;

5 Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Der Lebe-Strudel reißt es fort,
10 Und immer hängt's an einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Tor.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum:
Es wünschte dich enthaltsam! Folge stumm.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
5 Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der schwer Gedrückte klagt:
Hilfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeschickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück ins Haus gekommen!“

Das Mädchen hat's nicht übel genommen
Und ist noch ein paarmal wieder gekommen.

Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Gutes tu rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Enweri sagt's, ein Herrlichster der Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit
Geradheit, Urteil und Verträglichkeit.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen:
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als du bist,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden, wie er ist.

Gesteht's! die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Haß auf unsresgleichen.

Überall will jeder obenauf sein,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob sein,
Aber nur in dem, was er versteht.

Verschon' uns, Gott, mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laß ihn seinen Hunger speisen.

Sich im Respekt zu erhalten,
Muß man recht borstig sein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffenorden,
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden,
Wird auch schief nicht erkannt.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird jeder, der selbst als Kühner stritt.
Des Menschen Wert kann niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

Gutes tu rein aus des Guten Liebe!
Was du tust, verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht aufs schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Wie kommt's, daß man an jedem Orte
So viel Gutes, so viel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Ältesten Worte
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten!
Weise fallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Niemand versteht zur rechten Zeit! —
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
5 So wäre Wahrheit nah und breit
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willst du untersuchen,
Wohin die Milde fließt?
Ins Wasser wirf deine Kuchen;
Wer weiß, wer sie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen!

„Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht.
Warum hat er uns nicht auch so zugericht?"

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tisch sitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir, was ich verprassen kann!

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen.

Wer schweigt, hat wenig zu sorgen;
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ein Herre mit zwei Gesind,
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwei Weiber sind,
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute, bleibt dabei
Und sagt nur: Autos epha!
Was sagt ihr lange Mann und Weib?
Adam, so heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Übel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preist!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem zweiten.
Der wird sich's anders zubereiten,
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt, der kann schelten,
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Tür aber müßt' er passen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen.

Herr, laß dir gefallen
Dieses kleine Haus!
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du bist auf immer geborgen!
Das nimmt dir niemand wieder:
Zwei Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den Garst'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker, der ist süß.

Herrlich ist der Orient
Übers Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen.

„Was schmückst du die eine Hand denn nun
Weit mehr, als ihr gebührte?"
Was sollte denn die Linke tun,
Wenn sie die Rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus' Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht,
Sondern stets ein Esel bliebe.

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark. —
Schlägst du ihn aber mit Gewalt
In feste Form, er nimmt Gestalt.
5 Dergleichen Steine wirst du kennen,
Europäer Pisé sie nennen.

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl, wenn andre fehlen;

Allein wer fehlt, der ist erst recht daran,
Er weiß nun deutlich, wie sie wohl getan.

„Du hast gar vielen nicht gedankt,
Die dir so manches Gute gegeben!"
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen,
Unterscheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungne feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Vertrauter.

Du hast so manche Bitte gewährt,
Und wenn sie dir auch schädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch keine Gefahr.

Vesir.

5 Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm sogleich gewährt,
Er auf der Stelle verloren war.

Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht,
Wenn Wahrheit sich nach dem Irrtum zieht;

Das ist auch manchmal ihr Behagen;
Wer wird so schöne Frau befragen?
5 Herr Irrtum, wollt' er an Wahrheit sich schließen,
Das sollte Frau Wahrheit baß verdrießen.

Wisse, daß mir sehr mißfällt,
Wenn so viele singen und reden!
Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
— Die Poeten!

Timur Nameh

Buch des Timur

Der Winter und Timur.

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen alle,
Hetzt' er die verschiednen Winde
5 Widerwärtig auf sie ein.
Über sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen,
Stieg in Timurs Rat hernieder,
Schrie ihn drohend an und sprach so:
10 Leise, langsam, Unglücksel'ger!
Wandle du Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Bist du der verdammten Geister
15 Einer, wohl! ich bin der andre.
Du bist Greis! ich auch! Erstarren
Machen wir so Land als Menschen.
Mars, du bist's! Ich bin Saturnus,
Übeltätige Gestirne,
20 Im Verein die schrecklichsten.
Tötest du die Seele, kältest
Du den Luftkreis: meine Lüfte
Sind noch kälter, als du sein kannst.

Quälen deine wilden Heere
25 Gläubige mit tausend Martern:
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott! was Schlimmres finden,
Und, bei Gott! dir schenk' ich nichts.
Hör' es Gott, was ich dir biete!
30 Ja, bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, verteid'gen soll dich
Breite Kohlenglut vom Herde,
Keine Flamme des Dezembers.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knospend müssen tausend Rosen
Erst in Gluten untergehn.

5 Um ein Fläschchen zu besitzen,
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerspitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
10 Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahneten schon Bulbuls Lieben,
Seeleregenden Gesang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da sie unsre Lust vermehrt?
15 Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrschaft aufgezehrt?

Suleika Nameh

Buch Suleika

> Ich gedachte in der Nacht,
> Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
> Als ich aber erwachte,
> Ging unvermutet die Sonne auf.

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag, den du ereilest,
Ist nicht besser als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweilest,
5 Wo ich mir die Welt beseit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen,
Bist du gleich mit mir geborgen:
Heut' ist heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen,
10 Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebstes;
Denn du bringst es und du gibst es.

Daß Suleika von Jussuph entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
5 Schön war sie, konnten einander beglücken.

Aber daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen:
10 Sollst mir ewig Suleika heißen.

Da du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset sein.
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name sein.
5 Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung soll es sein:
Wer sich Sankt Georgenritter nennet,
Denkt nicht gleich Sankt Georg zu sein.
Nicht Hatem Thai, nicht der alles Gebende
10 Kann ich in meiner Armut sein;
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich sein:
Aber beide doch im Auge zu haben,
Es wird nicht ganz verwerflich sein;
15 Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben,
Wird immer ein groß Vergnügen sein.
Sich liebend an einander zu laben,
Wird Paradieses Wonne sein.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

5 Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
10 Im Karfunkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

Suleika.

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

5 Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's, die dich bestahl.

Was so willig du gegeben,
10 Bringt dir herrlichen Gewinn;
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
15 Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Medschnun auferstehn,
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

Ist's möglich, daß ich Liebchen dich kose,
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

5 Also träumt' ich. Morgenröte
Blitzt' ins Auge durch den Baum.
Sag', Poete, sag', Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem.

Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

5 So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
10 Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans rote Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
15 Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer sagt: „Ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!“
Und was sonst ist, kennt ein Mädchen.
5 Alles das kann mir nicht helfen,
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber, Hatem, deine Blicke
Geben erst dem Tage Glanz.
Denn sie sagen: „Die gefällt mir,
10 Wie mir sonst nichts mag gefallen.
Seh' ich Rosen, seh' ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypressen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde;
15 Und geschmückt ist sie ein Wunder,
Mit Erstaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, segnend,
Daß wir uns gesundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.“
20 Da erblicktest du Suleika
Und gesundetest erkrankend,
Und erkranketest gesundend,
Lächeltest und sahst herüber,

Wie du nie der Welt gelächelt.
25 Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: „Die gefällt mir,
Wie mir sonst nichts mag gefallen."

Gingo biloba.

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

5 Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
10 Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Suleika.

Sag', du hast wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
5 Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend, manchen Band?
Stets, wo du sie hingewendet,
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig holden Blicken,
10 Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,
Hals und Busen reizumhangen,
Tausendfältige Gefahr!
15 Denke nun, wie von so langem
Prophezeit Suleika war.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dies Rätsel, wie erklärt sich's? wie?

Hatem.

5 Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchste Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die Tapfersten der treuen Schar.

Auch sei's ein Bild von unsrer Wonne!
10 Schon seh' ich wieder mich und dich,
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, süßer Mond, umklammre mich!

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!
Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön.
Hat Abbas doch, auf Irans höchstem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn!

5 Ein Tulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen schön vom Haupte fiel,
Und allen Folgeherrschern, jenen Andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Tulbend ist's, der unsern Kaiser schmücket;
10 Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel und Perle! sei das Aug' entzücket!
Der schönste Schmuck ist stets der Musselin.

Und diesen hier, ganz rein und silberstreifig,
Umwinde, Liebchen, um die Stirn umher.
15 Was ist denn Hoheit? Mir ist sie geläufig!
Du schaust mich an, ich bin so groß als er.

Nur wenig ist's, was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieses wenige, wie lange,
Gibt mir gefällig schon die Welt!

5 Oft sitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beschränkten Haus;
Allein sobald ich dein gedenke,
Dehnt sich mein Geist erobernd aus.

Dir sollten Timurs Reiche dienen,
10 Gehorchen sein gebietend Heer,
Badakschan zollte dir Rubinen,
Türkise das hyrkan'sche Meer.

Getrocknet honigsüße Früchte
Von Bochara, dem Sonnenland,
15 Und tausend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da solltest du mit Freude lesen,
Was ich von Ormus dir verschrieb,
Und wie das ganze Handelswesen
20 Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tausend Finger sich bemüht,
Daß alle Pracht der Indostanen
Für dich auf Woll' und Seide blüht;

25 Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben
Dir Diamanten ausgespült;

Wie Taucherschar verwegner Männer
30 Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Divan scharfer Kenner
Sie dir zu reihen sich befliß.

Wenn nun Bassora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigetan,
35 Bringt alles, was die Welt ergetzte,
Die Karawane dir heran.

Doch alle diese Kaisergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüter
40 Eins nur im andern fühlt sein Glück.

Hätt' ich irgend wohl Bedenken,
Balch, Bochara, Samarkand,
Süßes Liebchen, dir zu schenken,
Dieser Städte Rausch und Tand?

5 Aber frag' einmal den Kaiser,
Ob er dir die Städte gibt?
Er ist herrlicher und weiser;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrscher, zu dergleichen Gaben
10 Nimmermehr bestimmst du dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler sein wie ich.

Die schön geschriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächeltest du,
Die anmaßlichen Blätter;
5 Verziehst mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmutigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
10 Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseins ist groß,
Größer die Freud' am Dasein.
Wenn du, Suleika,
15 Mich überschwenglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
20 Mein gewidmetes Ich:
Das ist ein Augenblick!

Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.

Aber Tage währt's,
25 Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle,
Aufströsle die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von dir, o Suleika!

30 Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
35 Verödeten Strand aus.
Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldschmuck,
40 Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in bescheidener Muschel.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
5 So am Abend, so am Morgen!
Doch du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Jussuphs Reize möcht' ich borgen,
Deine Schönheit zu erwidern.

Suleika.

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

5 Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Hatem.

Kann wohl sein! so wird gemeinet;
10 Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
15 Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch schon hab' ich umgelost:
Ich verkörpre mich behende
20 In den Holden, den sie kost.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir so recht nicht ein,
Doch Ferdusi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiser sein.

Hatem.

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt geschliffne Lichter,

So umgeben hübsche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

5 Singst du schon Suleika wieder!
Diese können wir nicht leiden,
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müssen wir sie neiden.

Denn wenn sie auch garstig wäre,
10 Machst du sie zum schönsten Wesen,
Und so haben wir von Dschemil
Und Boteinah viel gelesen.

Aber eben weil wir hübsch sind,
Möchten wir auch gern gemalt sein,
15 Und, wenn du es billig machest,
Sollst du auch recht hübsch bezahlt sein.

Hatem.

Bräunchen, komm! es wird schon gehen;
Zöpfe, Kämme groß' und kleine
Zieren Köpfchens nette Reine,
20 Wie die Kuppel ziert Moscheen.

Du, Blondinchen, bist so zierlich,
Aller Weis' und Weg' so nette;
Man gedenkt nicht ungebührlich
Also gleich der Minarette.

25 Du da hinten hast der Augen
Zweierlei, du kannst die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich sollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt der Augenlider
30 Eines, die den Stern bewhelmen,
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre schaut so bieder.

Dies, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, nährend wird sich's weisen.
35 Niemand kann ich glücklich preisen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und so könnt' ich alle loben,
Und so könnt' ich alle lieben:
Denn so wie ich euch erhoben,
40 War die Herrin mit beschrieben.

Mädchen.

Dichter will so gerne Knecht sein,
Weil die Herrschaft draus entspringet;
Doch vor allem sollt' ihm recht sein,
Wenn das Liebchen selber singet.

45 Ist sie denn des Liedes mächtig,
Wie's auf unsern Lippen waltet?
Denn es macht sie gar verdächtig,
Daß sie im verborgnen schaltet.

Hatem.

Nun, wer weiß, was sie erfüllet!
50 Kennt ihr solcher Tiefe Grund?
Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich:
55 Denn sie singt mir zu gefallen,
Und ihr singt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du hast uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag schon sein! wenn es nur keine
60 Sich auf dieser Erde schmeichelt.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

5 Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
10 Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring' ich ihr!
15 Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: Der verbrannte mir.

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
5 Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:

Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Laß deinen süßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen;
Was hat Liebesschmerz andern Grund,
Als seine Heilung zu suchen?

Bist du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüsten rennt;
Es gibt sich überall selbst das Geleit,
5 Für Liebende ist Bagdad nicht weit.

Mag sie sich immer ergänzen,
Eure brüchige Welt in sich!
Diese klaren Augen, sie glänzen,
Dieses Herz, es schlägt für mich!

*

5 O daß der Sinnen doch so viele sind!
Verwirrung bringen sie ins Glück herein.
Wenn ich dich sehe, wünsch' ich taub zu sein,
Wenn ich dich höre, blind.

*

Auch in der Ferne dir so nah!
10 Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal bist du wieder da!

Wie sollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich schreiben,
Und trinken mag ich nicht.

5 Wenn sie mich an sich lockte,
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge stockte,
So stockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
10 Den Becher fülle still!
Ich sage nur: Gedenke!
Schon weiß man, was ich will.

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
„Herr, warum so still?
Da von deinen Lehren
5 Immer weiter hören
Saki gerne will."

Wenn ich mich vergesse
Unter der Cypresse,
Hält er nichts davon;
10 Und im stillen Kreise
Bin ich doch so weise,
Klug wie Salomon.

Buch Suleika.

Ich möchte dieses Buch wohl gern zusammenschürzen,
Daß es den andern wäre gleich geschnürt.
Allein wie willst du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnsinn dich ins Weite führt?

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen,
Umschalet stachlig grün.

5 Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
10 Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt, und nieder
Macht er sich freudig los;
15 So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoß.

Suleika.

An des lust'gen Brunnens Rand,
Der in Wasserfäden spielt,
Wußt' ich nicht, was fest mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
5 Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Kanals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
10 Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Wasser, springend, wallend,
Die Cypressen dir gestehn:
15 Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Suleika.

Kaum daß ich dich wieder habe,
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Bist du still in dich gekehret;
Was beengt und drückt und störet?

Hatem.

5 Ach, Suleika, soll ich's sagen?
Statt zu loben, möcht' ich klagen!
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,
10 Doch sie sind nur eingeschoben;
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Silb' um Silbe, Klang um Klänge,
15 Im Gedächtnis unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag', hast du dich neu verpflichtet?
Hauchest du so froh=verwegen
20 Fremden Atem mir entgegen,

Der dich eben so belebet,
Eben so in Liebe schwebet,
Lockend, ladend zum Vereine,
So harmonisch als der meine?

Suleika.

25 War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie dir nicht fremde scheinen;
30 Sie sind Suleikas, sind die deinen!

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

5 Und so, Geliebte, warst du mir beschieden,
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Hast mir dies Buch geweckt, du hast's gegeben;
10 Denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
15 Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen,
War die letzt' und erste Lust.

5 Gestern, ach, war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer;
Jeder Scherz, der mich ergetzte,
Wird nun schuldenschwer und teuer.

Eh' es Allah nicht gefällt,
10 Uns aufs neue zu vereinen,
Gibt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

5 Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
10 Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
15 Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen,
20 Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben.

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß, das Weltall zu besiegen,
Blickt er umher, hinab, hinan.

5 Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitre Räume blind,

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer,
10 Und häufiger quillt ihr Tränenguß:
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,
Und unverwandt schaut sie hinauf;
15 Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildnis auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
20 Doch er, doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Lose,
Weichst du mir, Lieblichste, davon;
Und wär' ich Helios der Große,
Was nützte mir der Wagenthron?

Nachklang.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstern Nächten schleicht.

5 Von Wolken streifenhaft befangen,
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
10 Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

5 Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes, sanftes Wehen
10 Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
15 Doch vermeid, ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
20 Wird mir seine Nähe geben.

Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
5 Ja, du bist es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
10 Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
15 Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf tat sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
20 Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

25 Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
30 Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört;
35 Und zu ungemeßnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
40 Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenroten Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
45 Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Vollmondnacht.

Herrin, sag', was heißt das Flüstern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Lispelst immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
5 Denkst du, deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

„Ich will küssen! Küssen! sagt' ich."

Schau'! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
10 Nieder spielet Stern auf Stern;
Und smaragden durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel:
Doch dein Geist ist allem fern.

„Ich will küssen! Küssen! sagt' ich."

15 Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweis' im Sauersüßen,
Fühlt ein unglücksel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen,
Habt ihr heilig angelobet;
20 Dieses ist der Augenblick.

„Ich will küssen! Küssen! sag' ich."

Geheimschrift.

Laßt euch, o Diplomaten,
Recht angelegen sein
Und eure Potentaten
Beratet rein und fein!

5 Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst ins Gleiche stellt.

Mir von der Herrin süße
10 Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich schon genieße,
Weil sie die Kunst erfand;
Es ist die Liebesfülle
Im lieblichsten Revier,
15 Der holde, treue Wille,
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüten
Ist es ein bunter Strauß,
Von englischen Gemüten
20 Ein vollbewohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel übersät,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überweht.

25 Ist unbedingten Strebens
Geheime Doppelschrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.
Was ich euch offenbaret,
30 War längst ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch.

Abglanz.

Ein Spiegel, er ist mir geworden,
Ich sehe so gerne hinein,
Als hinge des Kaisers Orden
An mir mit Doppelschein;
5 Nicht etwa selbstgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin so gerne gesellig,
Und das ist hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel stehe
10 Im stillen Witwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich versehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verschwand sie, die ich sah;
15 Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich ist sie wieder da.

Die schreib' ich immer schöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
20 Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet sich nur,
In goldnen Rosenranken
Und Rähmchen von Lasur.

Suleika.

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll du scheinst zu sagen:
Daß ich ihm zur Seite bin.

5 Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es ist der Spiegel,
10 Freund, worin du dich erblickt;
Diese Brust, wo deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
15 Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poesie.

Laß den Weltenspiegel Alexandern;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

5 Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem strebe!
Singe mir, die du dir eigen sangst.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke, daß du mich bezwangst.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
5 Heut' ist mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut' durchs Augenglas der Liebe.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich.

5 An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachs'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Kanales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
10 Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
15 Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich;
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
20 Allherzerweiternde, dann atm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Saki Nameh

Das Schenkenbuch

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen,
Mir ward wie andern zugemessen,
Sie schwatzten, schrieen, händelten von heut',
So froh und traurig, wie's der Tag gebeut;
5 Ich aber saß, im Innersten erfreut,
An meine Liebste dacht' ich — wie sie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe sie, wie es ein Busen gibt,
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt.
10 Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die alles faßten? — Doch so war's! ja, so!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich besser sein?
Meinen Wein
Trink' ich allein;
5 Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab' so meine eignen Gedanken.

*

So weit bracht' es Muley, der Dieb,
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

Ob der Koran von Ewigkeit sei?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sei?

Das weiß ich nicht!
5 Daß er das Buch der Bücher sei,
Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit sei,
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geschaffen sei,
10 Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sei,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
5 Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

*

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken sein,
10 Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammnis um den Krätzer.

So lang' man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;
5 Nur ist das Übermaß
Auch gleich zu Handen:
Hafis, o lehre mich,
Wie du's verstanden!

Denn meine Meinung ist
10 Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken:
15 Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.

Suleika.

Warum du nur oft so unhold bist?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker ist;
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat sie nicht freie Ellebogen.
5 Will sie sich da- und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten:
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,
Deshalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
5 Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Türe in Stücke schlagen.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt, sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eilfer im Glase.

*

Dem Schenken.

5 Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke sein,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

Schenke
spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh mir weg, verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun, so küßt er mir die Stirne.

5 Aber du, ich wollte wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betriegen,
10 Daß du jetzt verschämt entweichest?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen, wenn du schleichest.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit

Lange nicht genug gesagt.
5 Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man, bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umher gejagt.
Es ist die Liebestrunkenheit,
10 Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.
Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder schwillt und ragt,
15 Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb-, Lied- und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit,
20 Die mich entzückt und plagt.

Du kleiner Schelm du!
Daß ich mir bewußt sei,
Darauf kommt es überall an.
Und so erfreu' ich mich
5 Auch deiner Gegenwart,
Du Allerliebster,
Obgleich betrunken.

Was in der Schenke waren heute
Am frühsten Morgen für Tumulte!
Der Wirt und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Insulte!
5 Die Flöte klang, die Trommel scholl!
Es war ein wüstes Wesen —
Doch bin ich, Lust und Liebe voll,
Auch selbst dabei gewesen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt,
10 Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

Schenke.

Welch ein Zustand! Herr, so späte
Schleichst du heut' aus deiner Kammer;
Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

Dichter.

5 Laß mich jetzt, geliebter Knabe!
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Rose,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
10 Und ich denk', es soll mir klecken;
Hier! genieß die frischen Mandeln,
Und der Wein wird wieder schmecken.

Dann will ich auf der Terrasse
Dich mit frischen Lüften tränken;
15 Wie ich dich ins Auge fasse,
Gibst du einen Kuß dem Schenken.

Schau'! die Welt ist keine Höhle,
Immer reich an Brut und Nestern,
Rosenduft und Rosenöle!
20 Bulbul auch, sie singt wie gestern.

Jene garstige Vettel,
Die buhlerische,
Welt heißt man sie,
Mich hat sie betrogen,
5 Wie die übrigen alle.
Glaube nahm sie mir weg,
Dann die Hoffnung,
Nun wollte sie
An die Liebe,
10 Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu sichern,
Teilt' ich ihn weislich
Zwischen Suleika und Saki.
15 Jedes der beiden
Beeifert sich um die Wette,
Höhere Zinsen zu entrichten.
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
20 An ihre Liebe den Glauben.
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart —
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute hast du gut gegessen,
Doch du hast noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergessen,
Ist in diesen Napf gesunken.

5 Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem satten Gast gelüstet;
Dieses bring' ich meinem Schwane,
Der sich auf den Wellen brüstet.

Doch vom Singschwan will man wissen,
10 Daß er sich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermissen,
Wenn es auf dein Ende deutet.

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigest;
Gerne hör' ich, wenn du singest,
Und ich horche, wenn du schweigest.

5 Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küssest zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber,
Und der Kuß, der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
10 Besser ist es, viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken.

Dichter.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du hast genug getrunken;
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahst du je, daß ich gesunken?

Schenke.

5 Mahomet verbietet's.

Dichter.

Liebchen!

Hört es niemand, will dir's sagen.

Schenke.

Wenn du einmal gerne redest,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wir andren Musulmanen,
10 Nüchtern sollen wir gebückt sein,
Er, in seinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt sein.

Saki.

Denk', o Herr! wenn du getrunken,
Sprüht um dich des Feuers Glast!
Prasselnd blitzen tausend Funken,
Und du weißt nicht, wo es faßt.

5 Mönche seh' ich in den Ecken,
Wenn du auf die Tafel schlägst,
Die sich gleisnerisch verstecken,
Wenn dein Herz du offen trägst.

Sag' mir nur, warum die Jugend,
10 Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter sei.

Alles weißt du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
15 Und verbirgst nicht das Gewimmel,
Wie sich's dir im Busen regt.

Hatem.

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug;
Dichten zwar ist Himmelsgabe,
20 Doch im Erdeleben Trug.

Erst sich im Geheimnis wiegen,
Dann verplaudern früh und spat!
Dichter ist umsonst verschwiegen,
Dichten selbst ist schon Verrat.

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

5 Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,
10 Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
„Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
15 Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle."

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
20 In dem groß= und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Cypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Taues luft'ger Nässe.

25 Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
30 Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings=Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
35 Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst.

Dichter.

Zwar in diesem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch du könntest lange warten,
40 Bis die Nacht so viel vermöchte.

Denn in dieser Zeit der Flora,
Wie das Griechenvolk sie nennet,
Die Strohwitwe, die Aurora,
Ist in Hesperus entbrennet.

45 Sieh dich um! sie kommt! wie schnelle!
Über Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja, die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf roten leichten Sohlen
50 Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt sie irrig einzuholen;
Fühlst du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichster der Söhne,
Tief ins Innre, schließ die Türen;
55 Denn sie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

Der Schenke (schläfrig).

So hab' ich endlich von dir erharrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie du mir das so lieblich gibst!
Am lieblichsten aber, daß du liebst.

Hatem.

5 Der schläft recht süß und hat ein Recht, zu schlafen.
Du guter Knabe hast mir eingeschenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen, wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Gesundheit holder Fülle
10 Dir in die Glieder, daß du dich erneust.
Ich trinke noch, bin aber stille, stille,
Damit du mich, erwachend nicht, erfreust.

Mathal Nameh

Buch der Parabeln

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich schug die Flut;
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmut
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
5 Ihn schloß die stille Muschel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Bulbuls Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgesang zu Lohne
Sperrt' er sie in goldnen Bauer.
5 Dieser sind des Menschen Glieder.
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine schöne Schal'
Und wollte schier verzweifeln;
Unart und Übereil' zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln.

5 Erst rast' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbelesen;
Das jammerte Gott, er schuf es gleich
So ganz, als wie es gewesen.

Die Perle, die der Muschel entrann,
Die schönste, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach sie: Ich bin verloren!
5 Durchbohrst du mich, mein schönes All
Es ist sogleich zerrüttet,
Mit Schwestern muß ich, Fall für Fall,
Zu schlechten sein geküttet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
10 Du mußt es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,
Wie soll die Schnur sich reihen?"

Ich sah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Koran liegen:
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchster Schatz!
5 An dir, wie an des Himmels Sternen,
Ist Gottes Größe im kleinen zu lernen,
Daß er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt
Und so den leichten Flaum geschmückt,
10 Daß Könige kaum unternahmen,
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Bescheiden freue dich des Ruhms,
So bist du wert des Heiligtums.

Ein Kaiser hatte zwei Kassiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Diesem fiel's nur so aus den Händen,
Jener wußte nicht, woher zu nehmen.
5 Der Spendende starb; der Herrscher wußte nicht gleich,
Wem das Geberamt sei anzuvertrauen,
Und wie man kaum tät um sich schauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
10 Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erst dem Kaiser klar,
Was schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu schätzen,
Nie wieder die Stelle zu besetzen.

Zum Kessel sprach der neue Topf:
Was hast du einen schwarzen Bauch!
„Das ist bei uns nun Küchgebrauch;
Herbei, herbei du glatter Tropf,
5 Bald wird dein Stolz sich mindern.
Behält der Henkel ein klar Gesicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Besieh nur deinen Hintern."

Alle Menschen, groß und klein,
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
5 Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sei unerhört,
Man habe den größten Palast zerstört.

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
5 Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
10 Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Es ist gut.

Bei Mondeschein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam versunken, legte leis
Zur Seit' ein Evchen, das auch entschlief.
5 Da lagen nun, in Erdeschranken,
Gottes zwei lieblichste Gedanken. —
Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn;
Er ging sogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
10 Wenn Auge frisch in Auge blickt,
Als hätten wir's so weit gebracht,
Bei dem zu sein, der uns gedacht.
Und ruft er uns, wohlan, es sei!
Nur, das beding' ich, alle zwei.
15 Dich halten dieser Arme Schranken,
Liebster von allen Gottes-Gedanken.

Parsi Nameh

Buch des Parsen

Vermächtnis altpersischen Glaubens.

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

5 Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
10 Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähl'gen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
15 Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
20 Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternis geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

25 Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
30 Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Toten,
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,
35 Und, so weit sich eure Kraft erstrecket,
Was euch unrein dünkt, es sei bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reihen,
40 Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

45 Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfe, tilgt sie mit einander!

Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
50 Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,
55 Und nun darf der Mensch als Priester wagen,
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig.
An des Herdes raschen Feuerkräften
60 Reift das Rohe Tier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen ird'scher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heil'ge tragen.

65 Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseins Kaisersiegel,
70 Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
75 Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu segnen.

Wenn der Mensch die Erde schätzet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rebe sich ergetzet,
Die dem scharfen Messer weinet —
5 Da sie fühlt, daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend —
Weiß er das der Glut zu danken,
10 Die das alles läßt gedeihen,
Wird Betrunkner stammelnd wanken,
Mäß'ger wird sich singend freuen.

Chuld Nameh

Buch des Paradieses

Vorschmack.

Der echte Moslem spricht vom Paradiese,
Als wenn er selbst allda gewesen wäre;
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße:
Hierauf begründet sich die reine Lehre.

5 Doch der Prophet, Verfasser jenes Buches,
Weiß unsre Mängel droben auszuwittern
Und sieht, daß trotz dem Donner seines Fluches
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deshalb entsendet er den ew'gen Räumen
10 Ein Jugendmuster, alles zu verjüngen;
Sie schwebt heran und fesselt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebsten Schlingen.

Auf meinem Schoß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmelswesen, mag nichts weiter wissen;
15 Und glaube nun ans Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich sie so treulich küssen.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Toten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

5 Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Tore weit getan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
10 Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum, cypresseragend,
Heben Äpfel goldner Zierd' empor,
15 Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumensitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
20 Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fährlich blut'gen Strauß?
Daß du Held seist, sehn sie , weil du kamest;
Welch ein Held du seist? sie forschen's aus.

25 Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit, alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Kiosken dich und Lauben,
30 Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
35 Hast du eine dir ans Herz genommen,
Herrin, Freundin ist sie deiner Schar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
40 Von den mannigfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst ausersinnt;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Wert, daß man darob das Paradies gewinnt.

45 Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

*

Und so war das Wenige zu melden,
50 Wie der sel'ge Musulman sich brüstet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

Auserwählte Frauen.

Frauen sollen nichts verlieren,
Reiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wissen nur von vieren,
Die alldort schon eingetroffen.

5 Erst Suleika, Erdensonne,
Gegen Jussuph ganz Begierde,
Nun, des Paradieses Wonne,
Glänzt sie der Entsagung Zierde.

Dann die Allgebenedeite,
10 Die den Heiden Heil geboren
Und getäuscht, in bittrem Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahoms Gattin auch, sie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten
15 Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin sonder Fehle,
Englisch allerreinste Seele
20 In dem Leib von Honiggolde.

Diese finden wir alldorten;
Und wer Frauenlob gepriesen,
Der verdient an ew'gen Orten
Lustzuwandeln wohl mit diesen.

Einlaß.

Huri.

Heute steh' ich meine Wache
Vor des Paradieses Tor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
Kommst mir so verdächtig vor!

5 Ob du unsern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies gesandt?

Zählst du dich zu jenen Helden?
10 Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter.

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
15 Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
20 Sieh der Liebeswunden Lust!

Und doch sang ich gläub'ger Weise:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie sie auch kreise,
Liebevoll und dankbar sei.

25 Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt.

Nein! du wählst nicht den Geringern!
30 Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Anklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerst sprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
5 Da hört' ich ein wunderlich Gesäusel,
Ein Ton= und Silbengekräusel,
Das wollte herein:
Niemand aber ließ sich sehen,
Da verklang es klein zu klein;
10 Es klang aber fast wie deine Lieder,
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! wie zart
Erinnerst du dich deines Trauten!
Was auch, in irdischer Luft und Art,
15 Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf:
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geistes Flug und Lauf,

Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
20 Steigen empor und flöten
Draußen an dem Tor.
Kommt deinen Gespielen so etwas vor,
So sollen sie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verstärken,
25 Daß es wieder hinunter halle,
Und sollen Acht haben,
Daß, in jedem Falle,
Wenn er kommt, seine Gaben
Jedem zu gute kommen;
30 Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weise fügsam,
Sie lassen ihn mit sich wohnen:
Alle Guten sind genügsam.

35 Du aber bist mir beschieden,
Dich lass' ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache sollst du nicht ziehn,
Schick' eine ledige Schwester dahin!

Dichter.

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt!
Geheimnisse mag ich nicht erfragen;
Doch sag' mir, ob du an irdischen Tagen
Jemals teilgenommen?
5 Mir ist es oft so vorgekommen,
Ich wollt' es beschwören, ich wollt' es beweisen:
Du hast einmal Suleika geheißen.

Huri.

Wir sind aus den Elementen geschaffen,
Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft,
10 Unmittelbar; und irdischer Duft
Ist unserm Wesen ganz zuwider.
Wir steigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt, bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu tun.

15 Denn, siehst du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten so wohl empfohlen,
Besitz vom Paradiese nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, so charmant,
20 Wie uns die Engel selbst nicht gekannt.

Allein der erste, zweite, dritte,
Die hatten vorher eine Favorite;
Gegen uns waren's garstige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer;
25 Wir waren reizend, geistig, munter,
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmlisch Hochgebornen
Ein solch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verschwornen
30 Besannen uns schon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf seine Spur;
Rückkehrend hatt' er sich's nicht versehn,
Das Flügel-Pferd, es mußte stehn.

35 Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich ernst, nach Propheten-Sitte,

Wurden wir kürzlich von ihm beschieden;
Wir aber waren sehr unzufrieden.
Denn seine Zwecke zu erreichen,
40 Sollten wir eben alles lenken;
So wie ihr dächtet, sollten wir denken,
Wir sollten euren Liebchen gleichen.

Unsre Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,
45 Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man sich eben in alles ergeben.

Nun sieht ein jeder, was er sah,
Und ihm geschieht, was ihm geschah.
Wir sind die Blonden, wir sind die Braunen,
50 Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flause,
Ein jeder denkt, er sei zu Hause;
Und wir darüber sind frisch und froh,
Daß sie meinen, es wäre so.

55 Du aber bist von freiem Humor,
Ich komme dir paradiesisch vor;
Du gibst dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da sie gar zu lieblich war,
60 So glich sie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendest mich mit Himmelsklarheit,
Es sei nun Täuschung oder Wahrheit,
Genug, ich bewundre dich vor allen.
Um ihre Pflicht nicht zu versäumen,
65 Um einem Deutschen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch du nur unverdrossen,
Wie es dir aus der Seele steigt!
Wir paradiesische Genossen
70 Sind Wort- und Taten reinen Sinns geneigt.
Die Tiere, weißt du, sind nicht ausgeschlossen,
Die sich gehorsam, die sich treu erzeigt!
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen, was vom Herzen spricht,
75 Und was aus frischer Quelle bricht,
Das darf im Paradiese fließen.

Huri.

Wieder einen Finger schlägst du mir ein!
Weißt du denn, wie viel Äonen
Wir vertraut schon zusammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wissen. Nein!
5 Mannigfaltiger frischer Genuß,
Ewig bräutlich keuscher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchschauert,
Was soll ich fragen, wie lang' es gedauert!

Huri.

Abwesend bist denn doch auch einmal,
10 Ich merk' es wohl, ohne Maß und Zahl.
Hast in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun sei der Liebsten auch gewärtig!
Hast du nicht schon das Liedchen fertig?

15 Wie klang es draußen an dem Tor?
Wie klingt's? — Ich will nicht stärker in dich dringen,
Sing mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen.

Begünstigte Tiere.

Vier Tieren auch verheißen war,
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

5 Den Vortritt hier ein Esel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Propheten-Stadt
Auf ihm ist eingeritten.

Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,
10 Dem Mahomet befohlen:
Laß dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst du's holen.

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
15 Das Hündlein, das den Siebenschlaf
So treulich mit geschlafen.

Abuherriras Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt:
Denn immer ist's ein heilig Tier,
20 Das der Prophet gestreichelt.

Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

5 Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
10 Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
15 Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
20 Paradieses=Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinierend Mohn und Rosen.

25 Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
30 Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
35 Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
40 Gottes rein-lebend'ger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Siebenschläfer.

Sechs Begünstigte des Hofes
Fliehen vor des Kaisers Grimme,
Der als Gott sich läßt verehren,
Doch als Gott sich nicht bewähret:
5 Denn ihn hindert eine Fliege,
Guter Bissen sich zu freuen.
Seine Diener scheuchen wedelnd,
Nicht verjagen sie die Fliege.
Sie umschwärmt ihn, sticht und irret
10 Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des häm'schen
Fliegengottes Abgesandter.

Nun — so sagen sich die Knaben —
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
15 Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,
Und der Sterne Glut uns wölbte,
Dieser ist's, wir fliehn! — Die zarten
20 Leicht beschuht-, beputzten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie
Und sich selbst in Felsenhöhle.
Schäferhund, er will nicht weichen,
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,
25 Drängt er sich an seinen Herren
Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
30 Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
35 Sagt vor Gottes Thron berichtend:
„So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
40 Spalten riß ich in die Felsen,
Daß die Sonne, steigend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute:
Und so liegen sie beseligt."
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
45 Schläft das Hündlein süßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
50 Und Jamblika sagt, der Schöne,
Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
„Lauf' ich hin! und hol' euch Speise,
Leben wag' ich und das Goldstück!“

55 Ephesus, gar manches Jahr schon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jesus. (Friede sei dem Guten!)

Und er lief, da war der Tore
Wart' und Turn und alles anders.
60 Doch zum nächsten Bäckerladen
Wandt' er sich nach Brot in Eile.
„Schelm!“ so rief der Bäcker, „hast du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gib mir, dich verrät das Goldstück,
65 Mir die Hälfte zum Versöhnen!“

Und sie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel: auch der König
Will nur teilen wie der Bäcker.

Nun betätigt sich das Wunder
70 Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem selbsterbauten Pallast
Weiß er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu scharfbenamsten Schätzen.
75 Gleich versammeln sich Geschlechter,
Ihre Sippschaft zu beweisen.

Und als Urvater prangend
Steht Jamblikas Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er sprechen
80 Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schar umgibt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn, den Jüngsten, zu verehren.
Und ein Merkmal übers andre
85 Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. —
90 Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder:
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt gesondert,
95 Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

Gute Nacht!

Nun, so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!
Und in einer Moschuswolke
Hüte Gabriel die Glieder
5 Des Ermüdeten gefällig;
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,

Um des Paradieses Weiten
10 Mit Heroen aller Zeiten
Im Genusse zu durchschreiten;
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue:
15 Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

Aus dem Nachlaß

So der Westen wie der Osten
Geben Reines dir zu kosten.
Laß die Grillen, laß die Schale,
Setze dich zum großen Mahle:
5 Mögst auch im Vorübergehn
Diese Schüssel nicht verschmähn.

Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

5 Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;
Also zwischen Ost- und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!

Hör' ich doch in deinen Liedern,
O Hafis, die Dichter loben;
Sieh, ich will es dir erwidern:
Herrlich, den der Dank erhoben!

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

5 Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
10 Eine Schusterin daneben;
Eule keinesweges jene,
Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
15 Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen.

Hafis, dir sich gleich zu stellen,
Welch ein Wahn!
Rauscht doch wohl auf Meeres Wellen
Rasch ein Schiff hinan,
5 Fühlet seine Segel schwellen,
Wandelt kühn und stolz;
Will's der Ozean zerschellen,
Schwimmt es, morsches Holz.
Dir in Liedern, leichten, schnellen,
10 Wallet kühle Flut,
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verschlingt die Glut.

Doch mir will ein Dünkel schwellen,
Der mir Kühnheit gibt.
15 Hab' doch auch im sonnenhellen
Land gelebt, geliebt!

Gar viele Länder hab' ich bereist,
Gesehen Menge von Menschen allermeist,
Die Winkel sogar hab' ich wohl bedacht,
Ein jeder Halm hat mir Körner gebracht.
5 Gesegnete Stadt, nie solche geschaut,
Huris auf Huris, Braut auf Braut!

Daß des Hauses Glanz sich mehre
Als ein ewig Eigentum
Und der Sohn so halt' auf Ehre
Wie der Vater hielt auf Ruhm.

Mit der Deutschen Freundschaft
Hat's keine Not,
Ärgerlichster Feindschaft
Steht Höflichkeit zu Gebot;
5 Je sanfter sie sich erwiesen,
Hab' ich immer frisch gedroht,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendrot;
Ließ die Wasser fließen,
10 Fließen zu Freud' und Not.
Aber mit allem diesem
Blieb ich mir selbst zu Gebot:

Sie alle wollten genießen,
Was ihnen die Stunde bot;
15 Ihnen hab' ich's nicht verwiesen.
Jeder hat seine Not.
Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich bis in Tod.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
Ich dächte doch, da konntest du erfahren,
Was an dir sei in Vaterlands-Gefilden.
5 Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch genialen jungen Scharen,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, Göttlich-Milden.

Zu genießen weiß im Prachern
Abrahams geweihtes Blut;
Seh' ich sie im Bazar schachern,
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

So traurig, daß in Kriegestagen
Zu Tode sich die Männer schlagen,
Im Frieden ist's dieselbe Not:
Die Weiber schlagen mit Zungen tot.

Schwarzer Schatten ist über dem Staub der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube, aber der Schatten ging über mich hin.

Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen,
Wie es mir beliebt,
Da uns Gott des Lebens Gleichnis
In der Mücke gibt?

5 Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen,
Wie es mir beliebt,
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichnis gibt?

Herrlich bist du wie Moschus:
Wo du warst, gewahrt man dich noch.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr wegfliegt?
5 Und, wenn es flöge, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt? —
Auf dem Polster, dem süßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt.

Süßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich dir verleihen,
Als der Liebe Lampendochte.

5 Und nun kommst du, hast ein Zeichen
Dran gehängt, das, unter allen
Den Abraxas seinesgleichen,
Mir am schlecht'sten will gefallen.

Diese ganz moderne Narrheit
10 Magst du mir nach Schiras bringen!
Soll ich wohl, in seiner Starrheit,
Hölzchen quer auf Hölzchen singen?

Abraham, den Herrn der Sterne,
Hat er sich zum Ahn erlesen;
15 Moses ist, in wüster Ferne,
Durch den Einen groß gewesen.

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durch gewandelt,
Wußte doch sich los zu sprechen:
20 Einem hab' ich recht gehandelt.

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte
Kränkte seinen heil'gen Willen.

25 Und so muß das Rechte scheinen,
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
30 Diesem leid'gen Ding verlangest,
Diene mir es zur Entschuld'gung
Daß du nicht alleine prangest. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
35 Götter betend anzuschauen,
Wie die Närrinnen verehrten —

Isis' Horn, Anubis' Rachen
Boten sie dem Judenstolze,
Mir willst du zum Gotte machen
40 Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht besser scheinen,
Als es sich mit mir eräugnet,
Salomo verschwur den seinen,
Meinen Gott hab' ich verläugnet.

45 Laß die Renegatenbürde
Mich in diesem Kuß verschmerzen:
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an deinem Herzen.

Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste.
Kamele ruhn, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
5 Ich aber, neben ihm, berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegeverlängernden ärgerlichen Krümmungen.
Laßt mich weinen! das ist keine Schande.
Weinende Männer sind gut.
10 Weinte doch Achill um seine Briseis!
Xerxes beweinte das unerschlagene Heer;
Über den selbstgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Tränen beleben den Staub.
15 Schon grunelt's.

Und warum sendet
Der Reiterhauptmann
Nicht seine Boten
Von Tag zu Tage?
5 Hat er doch Pferde,
Versteht die Schrift.

Er schreibt ja Talik,
Auch Neski weiß er
Zierlich zu schreiben
10 Auf Seidenblätter.
An seiner Stelle
Sei mir die Schrift.

Die Kranke will nicht,
Will nicht genesen
15 Vom süßen Leiden,
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebsten
Gesundend, krankt.

Die Liebende.

Schreibt er in Neski,
So sagt er's treulich,
Schreibt er in Talik,
's ist gar erfreulich,
5 Eins wie das andre —
Genug! er liebt.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime;
Nicht mehr fass' ich sie
In goldne Ranken;

5 Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
10 Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
„Hier! vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun der zarte?
15 Ferhad der kräftige? Dschemil der daurende?
Oder von jenen tausend
Glücklich-Unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd' ihn!"
20 Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder.
„Er ist, der mich ruft, Hatem.
25 Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!"

Hudhud auf dem Palmen-Steckchen,
Hier im Eckchen,
Nistet äuglend, wie charmant!
Und ist immer vigilant.

Hudhud sprach: mit einem Blicke
Hat sie alles mir vertraut,
Und ich bin von eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.
5 Liebt ihr doch! — In Trennungs-Nächten
Seht, wie sich's in Sternen schreibt:

Daß gesellt zu ew'gen Mächten
Glanzreich eure Liebe bleibt.

Hudhud als einladender Bote.

Dich beglückte ja mein Gesang,
Nun dräng' er gern zu dir ins Ferne.
Ich singe Morgen und Abend entlang,
Sie sagen: Besser! Das hör' ich gerne;
5 Kommt auch ein Blatt von Zeit zu Zeit,
Bringt einen Gruß, laß dich nicht stören!
Aber ist denn Bagdad so weit?
Willst du mich gar nicht wieder hören?

Hudhud erklärt eine rätselhafte Stelle.

Der Maler wagt's mit Götterbildern,
Sein Höchstes hat er aufgestellt;
Doch, was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebste schildern,
5 Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild ist hoch willkommen.

Hudhud erbittet ein Neujahrsgeschenk rätselweise.

Ein Werkzeug ist es, alle Tage nötig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treusten Dienste gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, spitz und scharf. Sein Spiel
5 Gern wiederholt, wobei wir uns bescheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur aufs neue,
Erteilte Lieb' ihm erst gerechte Weihe.

Schön und köstlich ist die Gabe,
Wohlenträtselt das Verlangen;
Daß die Weihe sie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.

5 Wäre das nicht nachzubringen?
Was er sittsam nicht entraubte,
Wenn sie sich's nun selbst erlaubte!!
Hudhud, geh und melde dies.

Ach, ich kann sie nicht erwidern,
Wie ich auch daran mich freue;
Gnüg' es dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue!

Wein, er kann dir nicht behagen,
Dir hat ihn kein Arzt erlaubt;
Wenig nur verdirbt den Magen
Und zuviel erhitzt das Haupt.

Wißt ihr denn, was Liebchen heiße?
Wißt ihr, welchen Wein ich preise?

*

In welchem Weine
Hat sich Alexander betrunken?
5 Ich wette den letzten Lebensfunken:
Er war nicht so gut als der meine.

Wo man mir Guts erzeigt überall,
'S ist eine Flasche Eilfer.
Am Rhein und Main, im Neckertal,
Man bringt mir lächlend Eilfer.
5 Und nennt gar manchen braven Mann
Viel seltner als den Eilfer:
Hat er der Menschheit wohl getan,
Ist immer noch kein Eilfer.
Die guten Fürsten nennt man so,
10 Beinahe wie den Eilfer;
Uns machen ihre Taten froh,
Sie leben hoch im Eilfer.
Und manchen Namen nenn' ich leis,
Still schöppelnd meinen Eilfer:
15 Sie weiß es, wenn es niemand weiß,
Da schmeckt mir erst der Eilfer.
Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie,
20 Mich kränzend und den Eilfer.
Das alles wär' ein größres Heil —
Ich teilte gern den Eilfer —
Nähm' Hafis auch nur seinen Teil
Und schlurfte mit den Eilfer.
25 Drum eil' ich in das Paradies,
Wo leider nie vom Eilfer
Die Gläub'gen trinken. Sei er süß
Der Himmelswein! Kein Eilfer.
Geschwinde, Hafis, eile hin!
30 Da steht ein Römer Eilfer!

Wo kluge Leute zusammenkommen,
Da wird erst Weisheit wahrgenommen.
So gab einst Sabas Königin
Gelegenheit zum höchsten Sinn.

5 Vor Salomo, unter andern Schätzen,
Läßt sie eine goldene Vase setzen,
Groß, reicher, unerhörter Zier,
Fischen und Vögeln und Waldgetier,
Worum sich krause Schnörkel häufen,
10 Als Jakin und Boas an beiden Knäufen.

Sollt' ein Knecht allzutäppisch sein,
Stößt eine wüste Beule hinein;
Wird augenblicks zwar repariert,
Doch feines Auge den Makel spürt,
15 Genuß und Freude sind nun geniert.

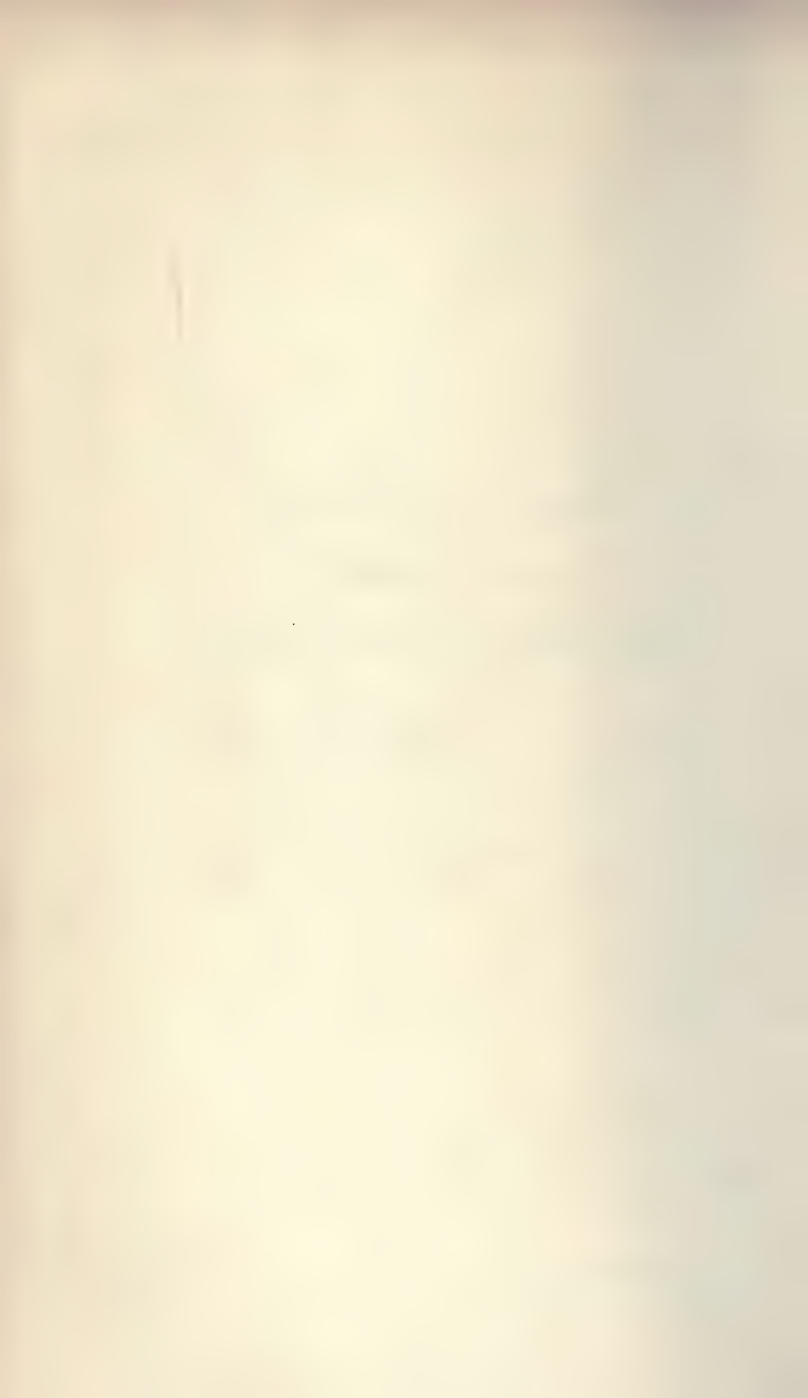
Der König spricht: Ich dacht' es eben!
Trifft doch das Höchste, das uns gegeben
Ein allzugarstiger Schmitz darneben.
Es können die Eblis, die uns hassen,
20 Vollkommnes nicht vollkommen lassen.

Noten und Abhandlungen

zu besserem Verständnis

des West-östlichen Divans

Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.



Einleitung des Verfassers.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch, dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach gibt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum letzten entschließt sich dies- 5 mal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Tun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mitteilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im min- 10 desten anzudeuten, wie es damit gemeint sei; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht ebenso faßlich und eindringend, bedurften, um 15 anerkannt zu werden, mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber, und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

20 Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher, zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht, daß ein unmittelbares Verständnis Lesern daraus erwachse, die 25 mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Welt-

region näher umgetan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu teilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt sein! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen, daß er sich, im Sittlichen und Ästhetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, faßlichsten Silbenmaße seiner Mundart befleißigt und nur von weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständnis jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deshalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären hielt man für die nächste

Pflicht und hat dabei das Bedürfnis berücksichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörenden und Lesenden hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen, und auch wo 5 sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten, sondern ein selbständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Übersicht und Erläuterung gewähre.

10 Möge das Bestreben unseres diesmaligen Berufes angenehm sein! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo so vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit 15 dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je natur-20 gemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird notwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Teil des Alten Testaments ist 25 mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem 30 reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was

solche Männer uns verliehen und hinterlassen, darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beispielswillen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anständige, interessante Voreltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem Hohen Lied, als dem Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmutiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns die fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte keinen vollen, reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt, uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Kanaan; ländlich trauliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Rätselhaft-Unauflösliche gibt den wenigen Blättern Anmut und Eigentümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden, irgend einen verständigen Zusammenhang zu finden oder hinein zu legen, und einem folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Ebenso hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen

Reiz über manchen wackern Mann schon ausgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, das in seinem Lakonismus unschätzbar dargestellte Ereignis könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen 5 gewinnen.

Und so dürfte, Buch für Buch, das Buch aller Bücher dartun, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Araber.

10 Bei einem östlichern Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomets Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an 15 den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, herdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare 20 Rachelust gemildert durch Liebestrauer, Wohltätigkeit, Aufopferung, sämtlich grenzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstere Re- 25 ligionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Wert dieser trefflichen Gedichte, an Zahl sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere 30 und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir ein-

schaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht. „Amralkais Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmutig. Tarafas: kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. Lebids Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgils zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmut und nimmt daher Anlaß, seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amru ist heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor einer Versammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beschwichtigen."

Wie wir nun durch dieses Wenige unsere Leser gewiß aufregen, jene Gedichte zu lesen oder wieder zu lesen, so fügen wir ein anderes bei, aus Mahomets Zeit und völlig im Geiste jener. Man könnte den Charakter desselben als düster, ja finster ansprechen, glühend, rachlustig und von Rache gesättigt.

1.

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Tau herabträuft.

2.

Große Last legt' er mir auf
Und schied;
Fürwahr, diese Last
Will ich tragen.

3.

„Erbe meiner Rache
Ist der Schwestersohn,
Der Streitbare,
Der Unversöhnliche.

4.

5 Stumm schwitzt er Gift aus,
Wie die Otter schweigt,
Wie die Schlange Gift haucht,
Gegen die kein Zauber gilt.“

5.

Gewaltsame Botschaft kam über uns
10 Großen mächtigen Unglücks;
Den Stärksten hätte sie
Überwältigt.

6.

Mich hat das Schicksal geplündert,
Den Freundlichen verletzend,
15 Dessen Gastfreund
Nie beschädigt ward.

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag;
Und brannte der Sirius,
20 War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltsam.

9.

25 Mit festem Sinn
Verfolgt' er sein Ziel,
Bis er ruhte;
Da ruht' auch der feste Sinn.

10.
Wolkenregen war er,
Geschenke verteilend;
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.
Staatlich vor dem Volke, 5
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.
Zwei Geschmäcke teilt' er aus,
Honig und Wermut; 10
Speise solcher Geschmäcke
Kostete jeder.

13.
Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwert von Jemen, 15
Mit Scharten geschmückt.

14.
Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken ohne Ruh. 20

15.
Jeder war ein Schwert,
Schwertumgürtet,
Aus der Scheide gerissen
Ein glänzender Blitz.

16.
Sie schlürften die Geister des Schlafes, 25
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie —
Und sie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar wenige,
Die wenigsten.

18.

5 Und hat der Hudseilite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit seiner Lanze
Die Hudseiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
10 Legten sie ihn,
An schroffen Fels, wo selbst Kamele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt,
Am düstern Ort, den Gemordeten,
15 War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber sind gemordet von mir
Die Hudseiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
20 Es selbst wird mürbe.

22.

Des Speeres Durst ward gelöscht
Mit erstem Trinken,
Versagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

25 Nun ist der Wein wieder erlaubt,
Der erst versagt war;
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubnis.

24.

Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd erstreckt' ich
Die Vergünstigung,
Das ist nun alles Gemeingut.

25.

Reiche den Becher denn, 5
O Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Ist eine große Wunde.

26.

Und den Todeskelch
Reichten wir den Hudseiliten, 10
Dessen Wirkung ist Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudseiliten,
Und du sahest Wölfe, 15
Denen glänzte das Angesicht.

28.

Die edelsten Geier flogen daher,
Sie schritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten sie steigen. 20

Wenig bedarf es, um sich über dieses Gedicht zu verständigen. Die Größe des Charakters, der Ernst, die rechtmäßige Grausamkeit des Handelns sind hier eigentlich das Mark der Poesie. Die zwei ersten Strophen geben die klare Exposition, in der dritten und vierten 25 spricht der Tote und legt seinem Verwandten die Last auf, ihn zu rächen. Die fünfte und sechste schließt sich dem Sinne nach an die ersten, sie stehen lyrisch versetzt;

die siebente bis dreizehnte erhebt den Erschlagenen, daß man die Größe seines Verlustes empfinde. Die vierzehnte bis siebzehnte Strophe schildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; 5 die neunzehnte und zwanzigste könnte gleich nach den beiden ersten stehen. Die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste könnte nach der siebzehnten Platz finden; sodann folgt Siegeslust und Genuß beim Gastmahl, den Schluß aber macht die furchtbare Freude, die erlegten 10 Feinde, Hyänen und Geiern zum Raube, vor sich liegen zu sehen.

Höchst merkwürdig erscheint uns bei diesem Gedicht, daß die reine Prosa der Handlung durch Transposition der einzelnen Ereignisse poetisch wird. Dadurch und 15 daß das Gedicht fast alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernst desselben erhöht, und wer sich recht hinein liest, muß das Geschehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

Übergang.

20 Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern, wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlaßten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem 25 Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sich's versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

30 In diesem Sinne möge es angenehm sein, von den

ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicherern und freieren Schritt bis auf den heutigen Tag eilig durchzuführen.

Ältere Perser.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich, den 5 Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste, täglich vergegenwärtigen. Aus 10 der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor, und die religioseste aller Funktionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde erteilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem 15 Urgestirne bei allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Grenzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters 20 Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen, wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnenaufgang, und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich sein und bleiben 25 sollten.

Zoroaster scheint die edle, reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Kultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschließt und ausschließt, und nur bei wenigen, gottbegünstigten Men- 30 schen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt

sich bei den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Zeremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vorteil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe durch Jahrhunderte durch in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Wer von der ersten, kindlichfrohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien stattfindet, sich einen schnellen Überblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu töten trachtet.

Wichtig ist es jedoch, zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämtlichen Elemente gegründet, insofern sie das Dasein und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu, das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor allem, was den Menschen Natürliches umgibt, leitet auf alle bürgerlichen Tugenden: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landeskultur gegründet; denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Kanäle mit sorgfältiger Wasserersparnis angelegt und rein gehalten, aus deren Zirkulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art, ihre Toten zu bestatten, leitet sich her aus eben dem übertriebenen Vorsatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religionsangelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige praktische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugnis gibt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Haupt-Gebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar sein! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Askete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, sowie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlegel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, be-

hend; und eine unbarmherzige Konskription machte sie sämtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Kultus auf wenige Feuer eingeschränkt 5 und daher desto ehrwürdiger; dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priestertum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Daß diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig 10 unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken, daß der falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

15 Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen parthischen Nachfolgern nicht begünstigt, von den Sassaniden wieder hervorgehoben und versammelt, bewiesen sie sich immer fest auf ihren Grundsätzen und widerstrebten dem Regenten, der diesen zuwiderhandelte. Wie 20 sie denn die Verbindung des Chosru mit der schönen Schirin, einer Christin, auf alle Weise beiden Teilen widersetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben, und was von ihnen oder ihren 25 Geistesverwandten in Persien zurückblieb, bis auf den heutigen Tag verachtet und beschimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrscher, hält sich noch diese Religion hie und da in der frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches 30 durch das Vermächtnis des alten Parsen auszudrücken gesucht hat.

Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Kultur lag, die sich im westlichen

Teile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig, einen Begriff zu geben, wie und woher sich diese Kultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut; am bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian so nah aneinander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen sein, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmekiden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Prinzipien sich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente: daß alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrigen, anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, sogleich regt sich die Masse unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber

sich führen mag, überträgt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe einem einzigen, es sei für einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der einzelne, durch die Fähigkeit, Krieg zu führen, das Recht, den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugnis, jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Konskription mußte von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig sein. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet, den jüngsten vom Feldzuge zu befreien, der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkürlich, ungeschickt ein ganzer Heeresteil vergebens aufgeopfert, und niemand fordert Rechenschaft vom Anführer?

Nun zieht sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg und niemanden bei Hofe das Leben gesichert. Ebenso werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nötig machte. Deshalb setzte denn auch Darius Codomannus, vorsichtig, regelmäßige Abgaben fest, statt freiwilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in eins versammelt und die Elastizität der Masse aufs höchste gesteigert, zeigten sich selbst entferntern Völkern gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals herandringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen, daß, in dem Maße wie die persische Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für den Verlust ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perser und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar, sondern äußerst verhaßt hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswert, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel und schuf dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß, diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zu Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen, ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Übungen der Magier, die frei-

lich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel
und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört,
die Magier verjagt und zerstreut, von welchen jedoch
immer eine große Menge versteckt sich sammelten und auf
5 bessere Zeiten Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten.
Ihre Geduld wurde freilich sehr geprüft: denn als mit
Alexanders Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel und
das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des
Teils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache,
10 Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch.
Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der
alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige
Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sas=
saniden zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer
15 Zeitrechnung, als sie, die alte Religion wieder bekennend,
den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier
und Mobeden vorfanden, welche an und über der Grenze
Indiens sich und ihre Gesinnungen im stillen erhalten
hatten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen,
20 die griechische verdrängt und zu einer eignen Nationalität
wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem
Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vor=
geschichte persischer Ereignisse durch poetisch=prosaische
Nachklänge einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Däm=
25 merung derselben erfreut uns immerfort, und eine Mannig=
faltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großen
Anteil.

Was wir aber auch von Bild= und Baukunst dieser
Epoche vernehmen, so ging es damit doch bloß auf Pracht
30 und Herrlichkeit, Größe und Weitläuftigkeit und unförm=
liche Gestalten hinaus; und wie konnt' es auch anders
werden, da sie ihre Kunst vom Abendlande hernehmen
mußten, die schon dort so tief entwürdigt war? Der
Dichter besitzt selbst einen Siegelring Sapor des Ersten,

einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geschnitten. Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen sein als der Stempelschneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den 5 Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das Dichterisch-Märchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem 10 Beispiel begreifen, daß ein Volk auf einer hohen sittlich-religiosen Stufe stehen, sich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künste noch immer unter die barbarischen gezählt werden kann.

Ebenso müssen wir auch, wenn wir orientalische und 15 besonders persische Dichtkunst der Folgezeit redlich schätzen und nicht, zu künftigem eignen Verdruß und Beschämung, solche überschätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werte, wahre Dichtkunst in jenen Tagen zu finden gewesen. 20

Aus dem Westlande scheint sich nicht viel selbst nach dem nächsten Osten verloren zu haben; Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückt-monstrose Religion, dem Lebemenschen aber eine abstruse Philosophie 25 keineswegs annehmlich sein konnte, so nahm man von dorther, was allen Menschen immer gleich willkommen ist, Schriften, die sich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchsten Wert legte und dadurch schon eine künftige Poesie in ihrem tiefsten 30 Grund zerstörte. Zugleich hatte man aus derselben Quelle das Schachspiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichtersinn den Garaus zu machen völlig geeignet ist. Setzen wir dieses voraus,

so werden wir das Naturell der späteren persischen Dichter, sobald sie durch günstige Anlässe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie sie so manche Ungunst bekämpfen, ihr ausweichen oder vielleicht
5 gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den westlichen Kaisern und daraus entspringenden wechselseitigen Verhältnisse bringen endlich ein Gemisch hervor, wobei die christliche Religion zwischen die der alten Parsen sich
10 einschlingt, nicht ohne Widerstreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosru Parvis überfiel, bloß daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend,
15 am christlichen Glauben festhielt.

Dieses alles, auch nur obenhin betrachtet, nötigt uns zu gestehen, daß die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniden alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen
20 Lage zur bewegtesten Zeit sich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bei unsern Betrachtungen vom Standpunkte
25 der Poesie entweder ausgehen oder doch auf denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen sein, von genanntem außerordentlichen Manne vorerst zu erzählen, wie er heftig behauptet und beteuert: er sei Prophet und nicht Poet, und daher auch sein Koran als
30 göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzusehen. Wollen

wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, findet sich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es ist kein Zweifel in diesem Buch. Es ist eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimnisse des *Glaubens* für wahr halten, die bestimmten Zeiten des *Gebets* beobachten und von demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, *Almosen* austeilen; und welche der Offenbarung glauben, die den *Propheten* vor dir herabgesandt worden, und gewisse Versicherung des zukünftigen Lebens haben: diese werden von ihrem Herrn geleitet und sollen glücklich und selig sein. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel sein, ob du sie vermahnest oder nicht vermahnest; sie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren versiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Gesicht, und sie werden eine schwere Strafe leiden."

Und so wiederholt sich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben teilen sich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle sind den Bekennern und

Leugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplifikationen aller Art, grenzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnötigt.

Worin es daher jedem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, sprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabsicht des Korans scheint diese gewesen zu sein, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistenteils vermischt untereinander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser herum irrten, indem der größte Teil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Christen eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntnis und Verehrung des einigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind und die, so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äußerlichen Zeichen gewisser Zeremonien, teils von alter und teils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes, zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen, als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden.“

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Stil des Korans ist, 5 seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den echten Verehrern für unerschaffen und mit Gott 10 gleich ewig erklärt wurde. Dessenungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte, durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu 15 offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten: Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich 20 niemals wieder erholen werde. Der Verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn genug, zu versichern: alles, was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und besser; ja er sammelte sogar eine Anzahl Sektierer um sich her. Man bezeichnete ihn deshalb mit 25 dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heißt als: Einer, der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen, die 30 man früher aus demselben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben, und was dergleichen bei allen schriftlichen Überlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind —

so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Überlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst konsequent, indem er alle Märchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und widerschwebt und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde, über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendliche vermehrt, wie sie uns Tausend und Eine Nacht, an einen losen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken. Man sehe, wie er die Überlieferungen des Alten Testaments und die Ereignisse patriarchalischer Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr auszusprechen und einzuschärfen versteht; wobei er sich denn manches Märchenhafte, obgleich immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er, wenn man in diesem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Josephs betrachtet und beurteilt.

Kalifen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Sassaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt ge- 5 wachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen seltenen Grad der Kultur verbreitet hatte. 10

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache ver- 15 hinderte jede Wiederherstellung dessen, was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Überwundenen nach und nach die Roheit des Überwinders, und die mahometanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den 20 dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer als die glänzendste Epoche berühmt die Zeit, wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, von Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, 25 bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Weltklugheit und Charaktergröße einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprichwörtlich: eine Zeit lokalen, lebendigen Wesens und 30 Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden

Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder auf-
quellen werde.

Aber auch das Kalifat war von kurzer Dauer: das
ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre;
5 die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach
mehr und mehr unabhängig, indem sie den Kalifen als
eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht
allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung mensch-
10 licher Gestalt und körperlicher Eigenschaften leugnet
niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Re-
gierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zu-
stand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene
Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht,
15 sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-
rein tätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie,
so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen
und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Gerät
20 ein Staat in Anarchie, sogleich tun sich verwegene, kühne,
sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewalt-
sam wirkend, bis zum Entsetzen alle Mäßigung ver-
bannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere;
kluge, ruhige Übersicht, strenge Tätigkeit, Festigkeit, Ent-
25 schlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht, um
den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern
und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo
sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter
Alexander dem Großen, nach dessen frühzeitigem Tode
30 seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die

Kalifen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wußte, ist derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebensanfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, dessen Vater im Gebirge gegen Indien ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Kalifen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit versanken, setzte die Tätigkeit seines Vorgängers fort und machte sich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Kalifen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vorteil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit großer Kraft und besonderm Glück. Als eifrigster Mahometaner beweist er sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweist. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Sekten- und Parteigeist Raum läßt und dessenungeachtet immer dieselbige bleibt.

Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienste im herbsten Widerspruch stehen,

Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler
5 Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, gevierteilt, verschiedene Schwellen mahometanischer Heilorte zu pflastern. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt; wie gräßlich mögen sie den bildlosen
10 Mahometaner angeschaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, daß der ursprüngliche Wert einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurteilt werden kann. Die jüdische Religion
15 wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Tätigkeit verbreiten; die mahometanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wün-
20 schenswerte verleiht und zugleich, durch Aussicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und
25 zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen.

30 Auch selbst eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch betätigt, daß nach

den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, eh' man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigentümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zur Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses immer wieder hervortut. 5

Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Kultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich 10 nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl, daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sei; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann ins 15 Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung, die sich dem 20 Orient, ungeachtet der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher, die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistreichen Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestoßen 25 worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Eingläubigkeit losarbeiten mußte.

Doch zwei große Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freiern Tätigkeit! 30

Die Medizin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, diese der Mathe-

matik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerksamkeit und Ge-
5 nauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Kanzleiverwandter bedurfte so viel Mut, sich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; einer war nicht sicherer, seinen Herd wieder zu sehn, als der andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zu-
10 wachs an Schätzen und Kenntnissen herbei, das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende Herrscher stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knecht-
15 schaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Um-
20 fange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen zu sein; denn jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten
25 können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deswegen sei uns erlaubt, schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen manches
30 zugeben, indem man sie liest, manches verzeihen, wenn man sie gelesen hat.

Dichterkönige.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmuds Hofe, man spricht von vierhunderten, die daselbst ihr Wesen getrieben. Und wie nun alles im Orient sich unterordnen, sich höheren Geboten fügen muß, so bestellte ihnen auch der Fürst einen Dichterfürsten, der sie prüfen, 5 beurteilen, sie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern sollte. Diese Stelle hat man als eine der vorzüglichsten am Hofe zu betrachten: er war Minister aller wissenschaftlichen, historisch-poetischen Geschäfte; durch ihn wurden die Gunstbezeigungen seinen Untergebenen zu 10 teil, und wenn er den Hof begleitete, geschah es in so großem Gefolge, in so stattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vesir halten konnte.

Überlieferungen.

Wenn der Mensch daran denken soll, von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern 15 Nachricht zu hinterlassen, so gehört dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werte derselben. Zuerst also befestigt er im Gedächtnis, was er von Vätern vernommen, und überliefert solches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Überlieferung 20 wird immer märchenhaft wachsen. Ist aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibseligkeit ein Volk vor dem andern, so entstehen alsdann Chroniken, welche den poetischen Rhythmus behalten, wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. 25 Die späteste Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherlei Gestalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Dokumente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unsere heiligen Bücher später in Schriften verfaßt sein, so sind doch die Anlässe dazu als Überlieferungen uralt und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich ist, daß solche nicht einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere geteilt seien, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche teils abgeschrieben, teils erneuert. So finden wir, daß unter Jesdedschird, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buch Esther bei schlaflosen Nächten vorlesen läßt. Kopien jenes Werkes, welches Bastan Nameh betitelt war, erhielten sich: denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I., aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet, und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt und verteilt sieben Abteilungen des Bastan Nameh unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari, seinen Herrn am meisten zu befriedigen; er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt, das Ganze zu bearbeiten. Er

aber, bequem und klug genug, weiß das Geschäft zu verspäten und mochte sich im stillen umtun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Ferdusi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche persischer Dichtkunst, die wir nun erreichen, gibt uns zur Betrachtung Anlaß, wie 5 große Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze hie und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgesäet, sich bewegen und im stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne 10 ist es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürst auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnersohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Bastan Nameh sich zueignete und das eingeborene schöne Talent solchen 15 Studien eifrig widmete.

In Absicht, über den dortigen Statthalter wegen irgend einer Bedrängnis zu klagen, begibt er sich nach Hofe, ist lange vergebens bemüht, zu Ansari durchzudringen und durch dessen Vorsprache seinen Zweck zu 20 erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife gesprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu seinem Talente fassend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verschafft. Ferdusi beginnt das Schah Nameh 25 unter günstigen Umständen; er wird im Anfange teilweis hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und stirbt, eben da

der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Essedi, Ferdusis Meister, das Schah Nameh völlig zu Ende schreibt.

5 Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches Nationalfundament, worin das Herkommen, das Dasein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geschichtliche zuletzt mehr hervor-
10 tritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditionswahrheit verhüllt überliefern.

Ferdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualifizieren, daß er leidenschaftlich am Alten, echt Nationellen festgehalten und auch
15 in Absicht auf Sprache frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1152.

Er studiert zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Überbildung ver-
20 dächtigen Stadt; und als er, an der Türe des Kollegiums sitzend, einen mit Gefolge und Prunk vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sei, entschließt er sich, zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein über Nacht
25 geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben.

Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgeteilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem, glücklichem Durch-

schauen. Er beherrscht einen unübersehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Enkomiast und findet, daß kein besser Handwerk sei, als mitlebende Menschen durch Lob zu ergetzen. Fürsten, Vesire, edle 5 und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einen jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrate anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse, in denen er gelebt und sein Talent ge- 10 nutzt, nach so viel hundert Jahren zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, tätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Efeu an der 15 Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der, die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden, sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das freilich 20 sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem ge- 25 wissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein, und der Schah selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines 30 freundlichen Statthalters.

Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zusammenkunft so vieler Planeten in einem Zeichen auf die Zukunft von

Dschengis Chan hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Nisami.

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Ferdusi
5 die sämtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor: durch Ahnung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leiden-
10 schaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nötigung und Zwang getrennt, ebenso wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

15 Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmut ist groß, die Mannigfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern, unmittelbar moralischem
20 Zweck gewidmeten Gedichten atmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder ans Praktische heran und findet in einem sittlichen Tun allen Rätseln die beste Auflösung.

25 Übrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldschugiden und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

Dschelâl-eddîn Rumi.

Stirbt 1262.

Er begleitet seinen Vater, der wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan sich von Balch hinweg begibt, auf dem langen Reisezug. Unterwegs nach Mekka treffen sie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimnisse dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet. 5

Hiebei ist so viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt sein wird. Daraus folgt, daß er den 10 würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht und, wenn er alles durchgegangen, endlich sein Talent am liebsten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfnis dem Orientalen am nächsten, weil er immer dem Überschwenglichen zustrebt und solches 15 bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, so wie ihm denn bei jeder Ausführung niemand Übertriebenheit schuld geben darf.

Schon der sogenannte mahometanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigen- 20 schaften verherrlicht wird, ist eine solche Lob- und Preis-Litanei. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbeter staunt, ergibt und beruhigt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche 25 Personen verwendet, so flüchtet sich der gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete sich Attar vom Hofe zur Beschaulichkeit, und Dschelâl-eddîn, ein reiner Jüngling, der 30 sich soeben auch vom Fürsten und der Hauptstadt ent-

fernte, war um desto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit seinem Vater nach vollbrachten Wallfahrten durch Kleinasien; sie bleiben zu Ikonium. 5 Dort lehren sie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingesetzt und liegen daselbst mit einem ihrer treusten Lehrgenossen begraben. Indessen hatte Dschengis Chan Persien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

10 Nach obiger Darstellung wird man diesem großen Geiste nicht verargen, wenn er sich ins Abstruse gewendet. Seine Werke sehen etwas bunt aus: Geschichtchen, Märchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beispiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnisvolle Lehre 15 eingängig zu machen, von der er selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung ist sein Zweck, im ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre alle Sehnsucht wo nicht zu erfüllen, doch aufzulösen und anzudeuten, daß im göttlichen Wesen zuletzt 20 alles untertauche und sich verkläre.

Saadi.

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras, studiert er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unsteten Leben eines Derwisch bestimmt. Wallfahrtet fünfzehnmal nach Mekka, gelangt auf seinen Wanderungen nach Indien 25 und Kleinasien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer ins Westland. Er übersteht wundersame Abenteuer, erwirbt aber schöne Länder- und Menschenkenntnis. Nach dreißig Jahren zieht er sich zurück, bearbeitet seine Werke und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer großen

Erfahrungsbreite und ist reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Versen ausschmückt. Leser und Hörer zu unterrichten, ist sein entschiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras, erlebt er das hundertundzweite Jahr und wird daselbst begraben. Dschengis' Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen ließ.

Hafis.

Stirbt 1389.

Wer sich noch, aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Konkordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt haben, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten: der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtnis, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urteil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie bibelfest, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.

Das, was nun bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahometanern Pflicht: denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum größten Verdienst gereichte, Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen, so war es kein geringeres, den-

selben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten, und indem er die Sinnesweise eines jeden aufregte, entstanden grenzenlos abweichende Meinungen, verrückte Kombinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche, verständige Mann eifrig bemüht sein mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen, guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und herangebildet; ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet, war ihm kein Rätsel. Er sagt selbst:

Durch den Koran hab' ich alles,
Was mir je gelang, gemacht.

Als Derwisch, Sofi, Scheich lehrte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der wohl sich dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse,

was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände gerät, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird, was seine Zeitgenossen gerne hören. Dies scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Märchen- 5 erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergetzen, ebensowenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und ge- 10 ringe Leser und Sänger ergetzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Wert auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben; denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil 15 man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügsam, froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Teil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hineinblickend, dagegen 20 aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Beweglichkeit behalten muß.

Dschami.

Stirbt 1494, alt 82 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Be- 25 mühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Kultur. Er hat einen großen Vorteil, dreiundzwanzig Jahre nach Hafis' Tode geboren zu werden und

als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigentum. Nun versucht und leistet er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der
5 wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuten; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-interesses nicht ausgefüllt hätte, so gibt er historisch Rechenschaft von allen den Torheiten, durch welche stufen-
10 weis der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was tut der Mystiker anders,
15 als daß er sich an Problemen vorbeischleicht oder sie weiter schiebt, wenn es sich tun läßt?

Übersicht.

Man hat aus der sehr schicklich geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sei, welches
20 wir dahin gestellt sein lassen; dagegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirk-lich ein ethisch-poetisches Verhältnis gegen einander haben,
25 welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Dasein das Zeugnis gäben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt sein mag, so finden
30 wir, daß sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes

Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen, dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen 5 sogar die Wirkung auf eine Zeitlang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß 10

Ferdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb. 15

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt' er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat 20 es ihm hierin gleich getan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden sein mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Überliefe- 25 rungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit könne ergötzlich machen.

Dschelâl-eddîn Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit und sucht die Rätsel der innern und äußern Erscheinungen auf 30 geistige, geistreiche Weise zu lösen; daher sind seine Werke neue Rätsel, neuer Auflösungen und Kommentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen, in die Alleinigkeitslehre zu flüchten, wodurch so viel gewonnen als ver-

loren wird, und zuletzt das so tröstliche als untröstliche Zero übrig bleibt. Wie sollte nun also irgend eine Rede-mitteilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glück-licherweise wird

5 Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit grenzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Notwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zu-
10 erst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes heiteres Talent, das sich be-gnügt, alles abzuweisen, wonach die Menschen begehren, alles beiseite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihresgleichen er-
15 scheint. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeit-kreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kamel- und Maultiertreiber fortsingen, keineswegs um des
20 Sinnes halben, den er selbst mutwillig zerstückelt, son-dern der Stimmung wegen, die er ewig rein und er-freulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf diesen folgen, da alles andere von den Vorgängern weggenom-men war, als

25 Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah. Wie er nun dies alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts
30 übrig, als zu sein wie er, insofern sie sich nicht ver-schlimmerte; und so ist es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervortun können, der

ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesem wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Redekunst zu schildern, so sei es, um mit Quintilian, unserm alten Meister, zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines bequemlichkeitshalber annähernd auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichtum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Wert haben, wogt vor unserer Einbildungskraft, deswegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktisch atmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack; ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, ebenso wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Produktionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind

die kostbarsten und niedrigsten Waren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen, und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportiert worden. Wie auf einem Obst- und Ge-
5 müsmarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostet's dem orientalischen Dichter nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von
10 da wieder herunter zu stürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
15 Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein toter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Tor;
Ein Haufe stand ums Aas umher,
Wie Geier sich um Äser sammeln.
20 Der eine sprach: Mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
Der andre sprach: Was braucht es viel,
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So sang ein jeder seine Weise,
25 Des toten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih,
Sprach, ohne Schmähn, er guten Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß.
30 Dies Wort macht den Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der so liebevolle als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weiß er

die unruhige Menge auf sich selbst zurück zu führen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiß. Schöne Zähne sind überall, besonders auch im 5 Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht eben so klar und eindringlich wird uns das 10 vortreffliche Gleichnis, womit die Parabel schließt; wir tragen daher Sorge, dasselbe anschaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Bereitung eines höchst nötigen Baumaterials angewendet und, zwischen dürres Reisig 15 geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht nehmen, daß diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vorher der allgemeinen Lust des Daseins nach ihrer Weise genossen und jetzt, nicht etwa verbrennen, 20 sondern, durchgeglüht, ihre völlige Gestalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben ist. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läßt sich kein herrlichers Bild 25 einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker, ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphoreszenz zu versetzen, wo er mit uns gestehen wird, daß ein siedend heißes 30 Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbstgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sei.

Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswert ist bei dieser grenzenlosen Breite ihre Aufmerksamkeit aufs einzelne, der scharfe liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenstand sein Eigentümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stillleben, die sich den besten niederländischer Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein persischer Dichter ermüdet, die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie, Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt, was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigentümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter oder einer alternden Weltepoche. Übersicht des Weltwesens, Ironie, freien Gebrauch der Talente

finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten; deshalb sehen wir auch, wie großer Wert auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht 5 aufeinander, daher nähern sie sich auch dem, was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deshalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muß. 10

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste; die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Neigung und Leidenschaft 15 leben und weben in gleichem Elemente; so erfinden Behramgur und Dilaram den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Fällen. 20

Wenn man bedenkt, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomets mit ungeheuren Kosten die Fabeln des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem 25 zu urteilen, was uns überliefert ist, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge. Deshalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst in der ersten, besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommen reine Naivetät stattfinden. Die große Breite der 30 Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse, alles verlangte große Besonnenheit.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so daß für alle Schreibarten nur ein Stil angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Kanzlei- und Briefstil, 5 alles wird auf gleiche Weise vorgetragen, und so geht es nun schon drei Jahrhunderte fort. Ein Muster des allerneusten sind wir glücklicherweise im stande vorzulegen.

Als der persische Botschafter Mirza Abul Hassan 10 Chan sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freundlich genug, ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Übersetzung hier einschalten.

Ich bin durch die ganze Welt gereist, bin lange 15 mit vielen Personen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Ähre, und doch habe ich keinen Ort gesehen, dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr! —

*

20 Wie wohl hat jener Kaufmann gesprochen, der unter die Räuber fiel, die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verschließt die Türe des Heils vor dem Gesichte seines Heeres. Welcher Verständige möchte bei solchem Ruf der Ungerechtigkeit 25 sein Land besuchen? Willst du einen guten Namen erwerben, so behandle mit Achtung Kaufleute und Gesandte. Die Großen behandeln Reisende wohl, um sich einen guten Ruf zu machen. Das Land, das die Fremden nicht beschützt, geht bald unter. Sei ein Freund

der Fremden und Reisenden, denn sie sind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; sei gastfrei, schätze die Vorüberziehenden, hüte dich, ungerecht gegen sie zu sein. Wer diesen Rat des Gesandten befolgt, wird gewiß Vorteil davon ziehen. 5

*

Man erzählt, daß Omar ebn abd el asis ein mächtiger König war und Nachts in seinem Kämmerlein voll Demut und Unterwerfung, das Angesicht zum Throne des Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Großes hast du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um 10 der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte, daß das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden sein, und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. 15 Ein König soll immer an die Herrschaft und das Dasein des höchsten Wesens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdischen Dinge, er soll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht, und sich nicht zum Stolze verleiten lassen. 20 Denn ein König, der hochmütig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf seinem Throne gedeihen; man soll sich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen lassen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet ist; wer so viel davon nimmt 25 als nötig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Übel, aber wer mehr nimmt, verbrennt sich.

Als man den Plato fragte, wie er in dieser Welt gelebt habe, antwortete er: Mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erstaunen, 30 und ungern geh' ich hinaus, und ich habe nichts gelernt, als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von dem, der etwas

unternimmt und unwissend ist, von einem Frommen, der nicht unterrichtet ist; man könnte sie beide einem Esel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wissen warum. Der Säbel ist gut anzusehen, aber seine Wirkungen sind
5 unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet sich Fremden, aber der Bösartige entfremdet sich seinem Nächsten. Ein König sagte zu einem, der Behlul hieß: Gib mir einen Rat! Dieser versetzte: Beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen,
10 der sich nicht aufs Haushalten versteht, keinen Freigebigen, der sein Geld unnütz verschwendet, keinen Gelehrten, dem das Urteil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen bösen Namen; da kann man nun zwischen beiden wählen, und da nun ein jeder
15 sterben muß, gut oder bös — glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.

Diese Zeilen schrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demazsul Sani, nach christlicher Zeitrechnung am . . Mai 1816,
20 Mirza Abul Hassan Chan, von Schiras, während seines Aufenthalts in der Hauptstadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgesandter Sr. Majestät von Persien Fetch Ali Schah Catschar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwissenden verzeihen wird, der es
25 unternahm, einige Worte zu schreiben.

Wie nun aus vorstehendem klar ist, daß seit drei Jahrhunderten sich immer eine gewisse Prosa-Poesie erhalten hat, und Geschäfts- und Briefstil öffentlich und in Privatverhandlungen immer derselbige bleibt, so erfahren
30 wir, daß in der neusten Zeit am persischen Hofe sich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages und also alles, was der Kaiser vornimmt und was sich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich ge-

schrieben, einem hiezu besonders bestellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient seit Ahasverus' Zeiten, der sich solche Chroniken bei schlaflosen Nächten vorlesen ließ, sich keine weitere Veränderung zugetragen hat. 5

Wir bemerken hiebei, daß ein solches Vorlesen mit einer gewissen Deklamation geschehe, welche mit Emphase, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird und mit der Art, wie die französischen Trauerspiele deklamiert werden, sehr viel Ähnlichkeit haben soll. Es 10 läßt sich dies um so eher denken, als die persischen Doppelverse einen ähnlichen Kontrast bilden wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und so mag denn auch diese Beharrlichkeit die Veranlassung sein, daß die Perser ihre Gedichte seit acht- 15 hundert Jahren noch immer lieben, schätzen und verehren; wie wir denn selbst Zeuge gewesen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuskript des Mesnewi mit ebensoviel Ehrfurcht, als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte. 20

Zweifel.

Die persische Dichtkunst aber, und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt sein müssen, wenn uns der Genuß daran nicht unversehens gestört werden soll. 25

Es ist aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunst entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher 30 liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Märchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen; sie verdiente wenigstens, eines tiefen und gründlichen Ernstes
5 wegen, mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neusten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodiert, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
10 Nach dem Durste.

Despotie.

Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die
15 Stelle Gottes traten. Im Alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Priester und Helden sich aufs Angesicht niederwirft und anbetet; denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu tun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommen
20 Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Ku-tu, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, schreibt sich dorther. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Zeremonie gescheitert, und die persische Poesie kann im
25 ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Westländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein seinen Kopf neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft irgend wohin zu
30 Ziel und Zweck?

Das Maillespiel zu Pferde, wo Ballen und Schlegel die große Rolle zugeteilt ist, erneuert sich oft vor dem Auge des Herrschers und des Volkes, ja mit beiderseitiger persönlicher Teilnahme. Wenn aber der Dichter seinen Kopf als Ballen auf die Maillebahn des Schahs legt, 5 damit der Fürst ihn gewahr werde und mit dem Schlegel der Gunst zum Glück weiter fort spediere, so können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn so heißt es:

Wie lang' wirst ohne Hand und Fuß 10
Du noch des Schicksals Ballen sein!
Und überspringst du hundert Bahnen,
Dem Schlegel kannst du nicht entfliehn.
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht daß er dich doch erblickt. 15

Ferner:

Nur dasjenige Gesicht
Ist des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Hufe dieses Pferdes. 20

Nicht aber allein vor dem Sultan, sondern auch vor Geliebten erniedrigt man sich ebenso tief und noch häufiger:

Mein Gesicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeigetan. 25

Beim Staube deines Wegs
Mein Hoffnungszelt!
Bei deiner Füße Staub
Dem Wasser vorzuziehn.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiser machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

---

5 Man sieht deutlich hieraus, daß eins so wenig als das andere heißen will, erst bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So sagt Hafis wirklich possenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
10 Des Wirtes sein wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermutung bestätigen, daß frühere Dichter mit solchen Ausdrücken viel bescheidener verfahren und nur spätere, auf demselben Schauplatz in derselben Sprache sich ergehend,
15 endlich auch solche Mißbräuche, nicht einmal recht im Ernst, sondern parodistisch beliebt, bis sich endlich die Tropen dergestalt vom Gegenstand wegverlieren, daß kein Verhältnis mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

20 Und so schließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweris, welcher, so anmutig als schicklich, einen werten Dichter seiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen sind Lockspeise Schedschaai's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
25 Geh, mein Gedicht, und küss' vor dem Herrn die Erde und sag' ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche bist du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältnis der Despoten zu den Ihrigen, und wiefern es noch menschlich sei, einigermaßen aufzuklären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet sein, welche 5 Zeugnis gibt, wie Geschichts- und Weltkenner hierüber geurteilt. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgendermaßen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit zu ge- 10 mäßigten Regierungen gesänftiget wird, behält bei asiatischen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt sich beinahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswert und Würde bezeichnen, sind bloß von des Despoten persönlicher Ge- 15 mütsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühsten Zeit an das Schicksal aller östlichen schwächeren Königreiche gewesen. Daraus folgt, daß die 20 größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen herschreibe, so wie das Wohlbehagen, worin sich dessen Untertanen einigermaßen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem 25 ein solcher Fürst sie erhebt.

„Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Wert der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen 30 Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an

Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz, sich vor einem erhöhten Manne zu demütigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Übel."

5 Gleichfalls läßt sich ein deutscher Rezensent geist- und kenntnisreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Überschwung der Lobpreisungen 10 vergeudende Kraft edler Gemüter und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dies gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten Kunstgebäude eines echt poetischen Volkes pane- 15 gyrische Dichtung ebenso wesentlich ist als die satirische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im 20 Epos findet, welches mit unparteiischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt und beide Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseins vereinigt. Wenn 25 es nämlich der menschlichen Natur gemäß und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch 30 der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie und bei uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler

gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat sein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemütern erzeugte, auch manche der Bewunderung der Nachwelt werte Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute wert sind, sind es auch diese Fürsten, bei welchen wir echte Anerkennung der Würde des Menschen und Begeisterung für die Kunst, welche ihr Andenken feiert, vorfinden. *Enweri*, *Chakani*, *Sahir Farjabi* und *Achestegi* sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest und so auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyrischen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, grenze, ist der plötzliche Übertritt eines dieser panegyrischen Dichter, *Sanaji's*, zur religiösen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseins zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Diese Betrachtungen zweier ernsten, bedächtigen Männer werden das Urteil über persische Dichter und Enkomiasten zur Milde bewegen, indem zugleich unsere

früheren Äußerungen hiedurch bestätigt sind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beim Regiment alles darauf an, daß der Fürst nicht allein seine Untertanen beschützen, sondern sie auch persönlich gegen den Feind anführen
5 könne. Zu dieser bis auf die neusten Tage sich bestätigenden Wahrheit lassen sich uralte Beispiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgesetz anführen, welches Gott dem israelitischen Volke, mit dessen allgemeiner Zustimmung, in dem Augenblick erteilt, da es ein für allemal einen
10 König wünscht. Wir setzen diese Konstitution, die uns freilich heutzutag etwas wunderlich scheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes, den sie von dem Herrn forderten: das wird des
15 Königes Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über tausend und über funfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner
20 Ernte, und daß sie seinen Harnisch und, was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Äcker und Weinberge und Obstgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer
25 Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinesten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen; und
30 ihr müsset seine Knechte sein."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer solchen Übereinkunft zu Gemüte führen und ihnen abraten will, ruft es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns sein; daß wir auch sein wie

alle anderen Heiden, daß uns unser König richte und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen."

In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rat und Schwert umfaßt und schützet Er das Land;
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand. 5

Überhaupt pflegt man bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existiere. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt 10 bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachteil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnis; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch 15 kann man darüber nicht ins klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Frei- 20 heit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht. 25

Gegenwirkung.

Doch so verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen, wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich dem äußersten Druck entgegensetzt; und da finden wir denn überall, daß der 30

Frei- und Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht stellt; sie sind Sklaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Kühnheiten ohnegleichen. Bringen wir ein Beispiel aus den ältern 5 Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem 10 König das Leben, zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen sehen, dienst- und hilfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, 15 seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung gewesen sein; alle Gäste waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchsten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich 20 mochte man sich nüchternerweise bedeutende Probleme aufgeben, wählen oder zufällig ergreifen und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewußtsein gegeneinander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Partei verteidigte, der er zugetan war, Trunk und Leiden- 25 schaft sich wechselsweise steigerten, so mußte es zuletzt zu gewaltsamen Szenen hinauslaufen. Auf diesem Wege begegnen wir der Vermutung, daß der Brand von Persepolis nicht bloß aus einer rohen, absurden Völlerei entglommen sei, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch 30 aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müsse die Perser, da man sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen, die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch

Steigerung des Wahnsinnes zu trunkener Wut die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelte. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermutung noch wahrscheinlicher. 5

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen 10 dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentierte, konnten sich auf eine folgerechte Reihe von Taten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unablässig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hin- 15 gegen nahm zwar als bekannt an, daß das alles geschehen, daß viel getan worden, und daß man wirklich an der Grenze von Indien sei; aber sie gab zu bedenken, wie viel zu tun noch übrig bliebe, erbot sich, das gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, 20 wußte sie den Glanz geleisteter Taten zu verdunkeln. Daß der König sich auf diese Seite geschlagen, ist natürlich; denn bei ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede sein. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegen- 25 wart, Mißreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich bewundernswürdig zusammen, doch leider zu lange. Clitus verging sich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine 30 Nächsten zuerst festhielten und Clitus beiseite brachten. Dieser aber kehrt rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hierher; nur bemerken wir, daß die bitterste Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig, wie ein Tier im Walde, einsam leben, weil niemand in seiner
5 Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Diese Rede, sie gehöre dem König oder dem Geschichtsschreiber, bestätigt dasjenige, was wir oben vermutet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiser von Persien bei Gastmahlen unverschämt wider-
10 sprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tischgenosse bei den Füßen weg und am Fürsten nah vorbei geschleppt, ob dieser ihn vielleicht begnadige? Geschah es nicht, hinaus mit ihm und zusammengehauen.

Wie grenzenlos hartnäckig und widersetzlich Günst-
15 linge sich gegen den Kaiser betrugen, wird uns von glaubwürdigen Geschichtsschreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch ist wie das Schicksal unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnsinn, wovon die wunderlichsten Beispiele vor-
20 gelegt werden könnten.

Der obersten Gewalt jedoch, von der alles herfließt, Wohltat und Pein, unterwerfen sich mäßige, feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache, sich
25 dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf, um zum Reichtum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem
30 Panegyristen zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Vesire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicherweise überfüllt, auszuschmücken.

Auch unsern westlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeschaltetes.

Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, sich einander durchdringen.

Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewußtsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtsein, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzustellen wisse.

Orientalischer Poesie

Ur-Elemente.

In der arabischen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittels geringer An- und Umbildung sich nicht auf Kamel, Pferd und Schaf bezögen. Diesen allerersten Natur-

und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropisch nennen. Alles, was der Mensch natürlich frei ausspricht, sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kamel und Pferd so innig verwandt, als Leib mit Seele; ihm kann
5 nichts begegnen, was nicht auch diese Geschöpfe zugleich ergriffe und ihr Wesen und Wirken mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Tiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen,
10 so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgestirnte Firmament, so findet man, daß dem Orientalen
15 bei allem alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Silbenbiegung Widersprechendes auseinander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man, daß die Sprache schon an und für sich produktiv ist und zwar,
20 insofern sie dem Gedanken entgegen kommt, rednerisch, insofern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten notwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkürlichsten, ja zuletzt un-
25 geschickten, konventionellen und abgeschmackten gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freie Übersicht verschafft. Er würde aber dabei sich leicht überzeugen, daß von dem, was wir Geschmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schick-
30 lichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede sein könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen sich aufeinander, entspringen auseinander, und man muß sie gelten lassen ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher,

als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt sich jedoch auffallend bemerken, daß die ältesten Dichter, die zunächst am Naturquell der Eindrücke 5 lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr große Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmählich die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. 10 Denn wenn sie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es barer Unsinn; höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff, unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammen zu fassen sein, der Begriff, der alles Anschauen und somit 15 die Poesie selbst aufhebt.

Übergang von Tropen zu Gleichnissen.

Weil nun alles Vorgesagte auch von den nahe verwandten Gleichnissen gilt, so wäre durch einige Beispiele unsere Behauptung zu bestätigen.

Man sieht den im freien Felde aufwachenden Jäger, 20 der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

> Tat und Leben mir die Brust durchdringen,
> Wieder auf den Füßen steh' ich fest:
> Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
> Überschwebet sein azurnes Nest. 25

Oder noch prächtiger einem Löwen:

> Morgendämmrung wandte sich ins Helle,
> Herz und Geist auf einmal wurden froh,
> Als die Nacht, die schüchterne Gazelle,
> Vor dem Dräun des Morgenlöwens floh. 30

Wie muß nicht Marco Polo, der alles dieses und mehr geschaut, solche Gleichnisse bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter, wie er mit Locken spielt.

5 Es stecken mehr als fünfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare —

ist höchst lieblich an ein schönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider, sich die Haarspitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter 10 sagt, daß er an Haaren aufgehängt sei, so will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt —

15 so gibt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern gespießt sein, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Besen 20 verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättstein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geschiebe, von Tränenbächen fortgerollt und abgerundet: dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nötigen 25 uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltenbehör behandelt wissen will.

Seien sie stets wie Späne gespalten, wie Lappen zerrissen!
30 Wie die Nägel geklopft und wie die Pfähle gesteckt!

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beispielen, die man ins Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Grenze zwischen dem, was in unserm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüten ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Produktionen der herrlichsten Geister teilnehmen, so müssen wir uns orientalisieren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Übersetzungen höchst löblich sind, um uns anzulocken, einzuleiten, so ist doch aus allem vorigen ersichtlich, daß in dieser Literatur die Sprache als Sprache die erste Rolle spielt. Wer möchte sich nicht mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetische Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweise notwendig ausübe, so finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verse der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, statt den Geist zu sammeln, selben zerstreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenstände hinweist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anstrich von Quodlibet oder vorgeschriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leisten freilich die ersten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation streng geurteilt hat, sieht man daran, daß sie in fünfhundert Jahren nur sieben Dichter als ihre obersten anerkennt.

Warnung.

Auf alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugnis besten Willens gegen orientalische Dichtkunst. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere, ja unmittelbare Kenntnis dieser Regionen gegönnt ist, mit einer

Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden, nicht verleugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das 5 Urteil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichnis, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urteil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn 10 der vortreffliche Jones die orientalischen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältnis zu England und den dortigen Altkritikern nötigt ihn dazu. Er selbst, in der strengen klassischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschließende 15 Vorurteil, das nichts wollte gelten lassen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Produktionen in Altengland einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alter- 20 tums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnötig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, 25 daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältnis nunmehr ausgesprochen und für immer abgetan ist. Er sagt nämlich:

30 „Die Ähnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend und möchte einzig nur durch die Ähnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseins, der Mensch sich auf flüchtigen,

gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären sein."

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Ferdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. 5
Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo zur Totenfeier Patroklos' die mannigfaltigsten Preise von den verschiedenartigsten Helden auf die verschiedenste Art gewon- 10
nen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden getan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn 15
man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geschrieben. Überlasse man doch der gemeinen, unbehilf- 20
lichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Übersicht reinem, unbewundenem Urteil zu statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun soeben bei dem Urteil über Schrift- 25
steller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben

werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem Dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe. Dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mitteilen, als wir uns nur auf das oben weitläuftig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Naturelemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrackten Welt leben und wirken und eben daher sich anschicken muß, die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrierentraktat, Extrablätter, Kardinäle, Neben-

rezeß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Prinzipalkommissarius, Enthusiasmus, Scepterqueue, Bruststücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Inkognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gipsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisationsakte, Pfingstprogramm, Maurerisch, Manualpantomime, Amputiert, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Wenn nun diese sämtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind oder durch das Konversations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Karawanen, so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten, dieselbe Verfahrungsart auf einer völlig verschiednen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedens-Verkehr und Verderb so unendlich verklausulierten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse, so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Takt, Parallel-Stellung, Silbenfall, Reim die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht alles zum entschiedensten Vorteil, wenn er die Rätselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgibt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so notgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich

frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er
sich erlaubt; alles, was den Geschmack verletzen könnte,
kommt auf seine Rechnung. Da nun aber, wie wir um-
ständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreib-
5 art das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern un-
möglich ist, so kommt hier alles auf das Individuum
an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein
Mann wie Jean Paul, als Talent von Wert, als
Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene
10 Leser sogleich; alles ist erlaubt und willkommen. Man
fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes be-
haglich, sein Gefühl teilt sich uns mit. Unsere Einbil-
dungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und
festiget unsere Stärken.

15 Man übt seinen eigenen Witz, indem man die
wunderlich aufgegebenen Rätsel zu lösen sucht, und freut
sich, in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie
hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung,
Rührung, ja Erbauung zu finden.

20 Dies ist ungefähr, was wir vorzubringen wußten,
um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Übereinstimmung
und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszu-
drücken; ein solcher Text könnte zu einer grenzenlosen
Auslegung verführen.

Verwahrung.

25 Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeug-
nisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze
oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichem Ver-
kehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel
als wahres Äquivalent ausgetauscht wissen will, so kann
30 man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie

herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch sein, daß man den Titel *schöne Redekünste* als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Teilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und echt betrachtet, weder Rede noch Kunst: keine *Rede*, weil sie zu ihrer Vollendung Takt, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine *Kunst*, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstiget werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten, erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst aber, im eigentlichen Sinne, ist eine Rede und eine Kunst; sie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenschaftlichen *Rede* und ist *Kunst* in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verstellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik ist nun die Poesie entwürdigt, indem sie der Redekunst bei-, wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Diese Benennung und Einteilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchst schätzenswerte Bücher sie an der Stirne tragen, und schwer möchte man sich derselben so bald entwöhnen. Ein solches Verfahren kommt aber daher, weil man, bei Klassifikation der Künste, den Künstler nicht zu Rate zieht. Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand, sie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzustellen und zu ordnen berufen ist.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satire.

5 Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere dergleichen methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf große, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so 10 findet man, daß sie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell, daß einige sich nebeneinander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl 15 für sich bestehen und wirken; wenn man aber zu didaktischen oder historischen Zwecken einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe wert, sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher folgendes der Prüfung dar.

Naturformen der Dichtung.

20 Es gibt nur drei echte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft 25 beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden, und

erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik obenan; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet, erzählt er; niemand darf den Mund auftun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Dramas, sind nicht zulässig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen geschichtlichen Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu sein, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Person sprechen, zuletzt enthusiastisch auflodern und die Gemüter hinreißen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannigfaltig; und deshalb auch so schwer eine Ordnung zu finden, wonach man sie neben oder nach einander aufstellen könnte. Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über stellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beispiele, die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Auf diesem Wege gelangt man zu schönen Ansichten, sowohl der Dichtarten, als des Charakters der Nationen

und ihres Geschmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich diese Verfahrungsart mehr zu eigner Belehrung, Unterhaltung und Maßregel als zum Unterricht anderer geeignet sein mag, so wäre doch vielleicht ein Schema aufzustellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und diese inneren notwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig sein als in der Naturkunde das Bestreben, den Bezug auszufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Bestandteilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiste darzustellen.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist, daß die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läßt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Märchen und die grenzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Konsequenz der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vögelgespräche des Ferideddin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Loses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Rats erholten und mehrmals in den größten Nöten Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Übung; sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so folgerte man daraus, daß er auch müsse ehrenvoll begraben werden. Der westliche Dichter spielt ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünscht, daß seinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung ge-

geben, um sie im Strauß als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit
5 gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mitteilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den
10 weit umgreifenden Blick über alle Weltgegenstände, die Leichtigkeit, zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation, Rätsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet, Rätsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich sein wird, deren Talent sich
15 dahin neigt, Charaden, Logogriphen und dergleichen zu behandeln.

Hiebei ist nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so muß der Empfangende sich das Wort aussprechen und suchen,
20 was sich darauf reimt, sodann aber ausspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte. Daß hiebei eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen. Ein Beispiel kann die Sache deutlich machen,
25 und so sei folgender kleine Roman in einer solchen Korrespondenz durchgeführt.

Die Wächter sind gebändiget
Durch süße Liebestaten;
Doch wie wir uns verständiget,
30 Das wollen wir verraten;
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht,
Das muß auch andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düstern Lampen putzen.

Und wer sodann mit uns erreicht,
Das Ohr recht abzufeimen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht,
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich schickte dir, du schicktest mir, 5
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich sah und brannte.	
Raute	Wer schaute?	
Haar vom Tiger	Ein kühner Krieger.	
Haar der Gazelle	An welcher Stelle?	10
Büschel von Haaren	Du sollst's erfahren.	
Kreide	Meide.	
Stroh	Ich brenne lichterloh.	
Trauben	Will's erlauben.	
Korallen	Kannst mir gefallen.	15
Mandelkern	Sehr gern.	
Rüben	Willst mich betrüben.	
Karotten	Willst meiner spotten.	
Zwiebeln	Was willst du grübeln?	
Trauben, die weißen	Was soll das heißen?	20
Trauben, die blauen	Soll ich vertrauen?	
Quecken	Du willst mich necken.	
Nelken	Soll ich verwelken?	
Narzissen	Du mußt es wissen.	
Veilchen	Wart' ein Weilchen.	25
Kirschen	Willst mich zerknirschen.	
Feder vom Raben	Ich muß dich haben.	
Vom Papageien	Mußt mich befreien.	
Maronen	Wo wollen wir wohnen?	
Blei	Ich bin dabei.	30
Rosenfarb	Die Freude starb.	
Seide	Ich leide.	
Bohnen	Will dich schonen.	
Majoran	Geht mich nichts an.	
Blau	Nimm's nicht genau.	35
Traube	Ich glaube.	
Beeren	Will's verwehren.	

Feigen	Kannst du schweigen?
Gold	Ich bin dir hold.
Leder	Gebrauch' die Feder.
Papier	So bin ich dir.
5 Maßlieben	Schreib nach Belieben.
Nachtviolen	Ich lass' es holen.
Ein Faden	Bist eingeladen.
Ein Zweig	Mach' keinen Streich.
Strauß	Ich bin zu Haus.
10 Winden	Wirst mich finden.
Myrten	Will dich bewirten.
Jasmin	Nimm mich hin.
Melissen	* * * auf einem Kissen.
Cypressen	Will's vergessen.
15 Bohnenblüte	Du falsch Gemüte.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Mag der * * * dich holen.

Und hätte mit Boteinah so
Nicht Dschemil sich verstanden,
20 Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Vorstehende seltsame Mitteilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszu-üben sein. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, 25 tut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur eine.

Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag miteinander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich, Charaden auf- 30 zugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich erraten, sondern zuletzt sogar das Wort, das der andere denkt und eben zum Worträtsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und beteuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat. 5

Chiffer.

Eine andere Art aber, sich zu verständigen, ist geistreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleichstellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig, und 10 so gaben die Suren und Verse durch die mindeste Anspielung ein leichtes Verständnis unter den Geübten. Das gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man 15 lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem übrigen genugsame Kenntnis. Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten, auf alles, was vorkam, biblische Sprüche anzuwenden und die Heilige Schrift in der Kon- 20 versation zu verbrauchen. Nicht zu leugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmutigsten Erwiderungen entstanden, wie denn noch heutigestags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen. 25

Gleicherweise bedient man sich klassischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereignis als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge die einheimischen Dichter verehrend, belebten das Gedächtnis 30

durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnisvolle Weise, sich in Chiffern mitzuteilen: wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammenfinden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig, Hafisens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; herrliche zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröstliches Ergeben, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich;
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie blickt so traurig
Die Welt mich an!

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und sonsten keiner
Und keine Feindspur.

Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorsatz!

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von seiner Liebe 5
Von heut' an machen.
Ich denke seiner,
Mir blutet 's Herz.

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben, 10
So recht im stillen.
Was soll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland zu einer gewissen Zeit manche 15
Druckschriften verteilt als Manuskript für Freunde.
Wem dieses befremdlich sein könnte, der bedenke, daß doch
am Ende jedes Buch nur für Teilnehmer, für Freunde, für
Liebhaber des Verfassers geschrieben sei. Meinen Divan
besonders möcht' ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige 20
Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann.
In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten
haben, nun aber find' ich es vorteilhafter, ihn selbst zu=
sammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Hafis,
den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben daß dieses 25
Büchlein so da steht, wie ich es jetzt mitteilen konnte, er=
regt meinen Wunsch, ihm die gebührende Vollständigkeit
nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen
sein möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach an=
deuten. 30

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüt enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. 5 Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten aufs anmutigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank Gönnern und Freunden zu Ehren ausspräche, um 10 die Lebenden mit freundlichem Wort festzuhalten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurückzurufen.

Hiebei ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht zu- 15 sagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsre Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn 20 sie dahin gegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Teil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feste in Allerhöchster Gegenwart, das Glück, nach 25 seiner Weise gemütlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister 30 ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt

sein, nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet sein könne.

Diese Aufgabe, insofern es möglich ist, zu lösen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten sein. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Überzeugung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen.

Was alle wollen, weißt du schon [u. s. w. s. S. 23].

Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten und noch andere neben ihnen aus der düsteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Wamik und Asra z. B., von denen sich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:

Ja, Lieben ist ein groß Verdienst! [u. s. w. s. S. 26].

Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geistreiche Mensch, nicht zufrieden mit dem, was man ihm darstellt, betrachtet alles, was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt hier der Dichter mit Bewußtsein und Maß, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen und zu entschiedenerem Auffluge die Fittiche versuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen, der im Orient hauset; denn alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen hin und her wogt, ohne sich für eins oder das andere zu 5 entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigner Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erdelebens strack und 10 unerbittlich vor uns stehen und uns nötigen, dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Ratschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religioses Gesetz auszusprechen.

Buch des Unmuts. Wenn die übrigen Bücher an15 wachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmutige, liebevolle, verständige Zutaten versammeln, eh' die Ausbrüche des Unmuts erträglich sein können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hilfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit 20 der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmut stets egoistisch; er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er ist anmaßlich, abstoßend und erfreut niemand, selbst diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen sind. 25 Dessenungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten; ja er tut wohl, wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Tätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dies Buch viel stärker und reicher sein sollen; doch haben 30 wir manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, beiseite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Äußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und

Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgespart worden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit, von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung kommt. Der Herrscher selbst ist der erste 5 Anmaßliche, der die übrigen alle auszuschließen scheint. Ihm stehen alle zu Dienst, er ist Gebieter sein selbst, niemand gebietet ihm, und sein eigner Wille erschafft die übrige Welt, so daß er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, daß 10 er eben dadurch genötigt ist, sich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegrenzten Felde beistehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammeln sich nun an seinem Hofe 15 viele dergleichen Talente, so gibt er ihnen einen Dichterkönig und zeigt dadurch, daß er das höchste Talent für seinesgleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben so hoch von sich zu denken als von dem Fürsten, und sich im Mitbesitz der größten 20 Vorzüge und Glückseligkeiten zu fühlen. Hierin wird er bestärkt durch die grenzenlosen Geschenke, die er erhält, durch den Reichtum, den er sammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch setzt er sich in dieser Denkart so fest, daß ihn irgend ein Mißlingen seiner Hoffnungen bis zum 25 Wahnsinn treibt. Ferdusi erwartet für sein Schah Nameh nach einer früheren Äußerung des Kaisers sechzigtausend Goldstücke; da er aber dagegen nur sechzigtausend Silberstücke erhält, eben da er sich im Bade befindet, teilt er die Summe in drei Teile, schenkt einen dem Boten, einen dem 30 Bademeister und den dritten dem Sorbetschenken und vernichtet sogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob, was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entflieht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern

trägt seinen Haß auf die Seinigen über, so daß seine Schwester ein ansehnliches Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweist.

5 Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron durch alle Stufen hinab bis zum Derwisch an der Straßenecke alles voller Anmaßung zu finden sei, voll weltlichen und geistlichen Hochmuts, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervor-10 springt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend; sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverleugnung nach 15 außen, welche, auf einem großen innern Werte ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Be-20 scheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohltut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in 25 einer immer wachsenden Verneinung sein selbst, so daß die Sozietät zuletzt ganz null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des andern zu schmeicheln wissen.

30 Mit den Anmaßungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, 5 mit denen er sonst in Verhältnis gestanden, pries und preist man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Teil seines Divans nicht reich genug sei.

Was aber das Buch des Unmuts betrifft, so möchte 10 man wohl einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmutige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sei. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, 15 oft tückische Menge mit ihren Chorführern lähmt seine Tätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug, sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er 20 mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demütigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu gute schreiben.

Buch der Sprüche sollte vor andern anschwellen; 25 es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuts ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigentümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit 30 Recht lakonische Parabeln nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und prosaisch erscheint. Alte deutsche

Sprüchwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichnis umbildet, können hier gleichfalls unser Muster sein.

Buch des Timur sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, 5 damit uns die allzu nah liegende Deutung ein erhöhtes Anschaun ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nussredin Chodscha von Zeit zu Zeit auf- 10 treten zu lassen sich entschlösse. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Fördernis verleihen. Ein Musterstück der Geschichtchen, die zu uns herüber gekommen, fügen wir bei.

Timur war ein häßlicher Mann; er hatte ein blindes 15 Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tages Chodscha um ihn war, kratzte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier solle gerufen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel 20 in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehen gar zu häßlich. Darüber fing er an, zu weinen, auch der Chodscha hub an, zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf trösteten einige Gesellschafter den Timur und unterhielten ihn mit sonderbaren Er- 25 zählungen, um ihn alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodscha aber hörte nicht auf, sondern fing erst recht an, stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Chodscha: Höre! ich habe in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häßlich gesehen; darüber betrübte ich mich, 30 weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Sklavinnen habe, daneben aber so häßlich bin; darum

habe ich geweint. Und warum weinst du noch ohne Aufhören? Der Chodscha antwortete: Wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können, dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn tun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! Deshalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen außer sich.

Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demut zu erwarten.

Über das Betragen des westlichen Dichters aber in diesem Buche dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein. Armut gibt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Wert nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen, ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze und spottet über den, der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armut bekannt, um desto stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gäbe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geist-

reiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenkenbuch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl 5 für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt sein.

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein echt pädagogisches Verhältnis. 10 Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältnis entwickelt sich eigent- 15 lich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Älteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfnis einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Über- 20 gewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmut mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, 25 das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten, so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das voll- 30 kommenste Verständnis eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud, der König zu Chuaresm, mit dem König von Chattaj Friede machte, bin ich zu Kaschker (einer

Stadt der Usbeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie ihr wißt, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand, um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Saraba Seidon Amran. Seidon hat Amran geschlagen oder bekriegt. Amran ist der Akkusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einigemal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtnis einzuprägen, sagte ich: Es haben ja Chuaresm und Chattaj endlich Friede gemacht; sollen denn Seidon und Amran stets Krieg gegeneinander führen? Der Knabe lachte allerliebst und fragte, was ich für ein Landsmann sei? Und als ich antwortete: von Schiras, fragte er, ob ich nicht etwas von Saadis Schriften auswendig könnte, da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle?

Ich antwortete: Gleichwie dein Gemüt aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu dir völlig ergeben, so daß deiner Natur Bildnis das Bildnis meines Verstandes entraubet. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das, was ich sagte, Worte des Dichters oder meine eignen Gefühle seien; ich aber fuhr fort: Du hast das Herz eines Liebhabers in dein Herz gefangen, wie Seidon. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten, und ich hatte den Vorteil, ihm auf eben die Weise das Allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmutigen Unterhaltungen.

Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt, und wir willens waren, den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: Das ist Saadi selbst, nach dem du gefragt hast.

5 Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: Warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen: ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre 10 nach meinem Vermögen antun und meine Dienste vor deinen Füßen demütigen können? Aber ich antwortete: Indem ich dich ansah, konnte ich das Wort ich bin's nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen dir als eine Rose, die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, 15 ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: Es kann nicht sein; denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt, 20 nur eine Höhle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: Da 25 sind zwar viel schöne und anmutige Bilder, es ist aber auch kotig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elefanten gleiten und fallen könnten; und so würd' auch ich, bei Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben. Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf 30 Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr, was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange, die sich an Wange drückt, wird vor Lust und Leben rot; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter: „In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meinesgleichen aufrichtige, beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsregion, wohin wir uns im Beten als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menschen (unter den Engeln möchte es allenfalls sein) auf der Welt gewesen, der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet, und es deucht mir unbillig zu sein, nach seinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr geriet sein Fuß in die Schlinge seines Verhängnisses, daß er schleunigst ins Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichtum des Orients sich vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir folgendes eröffnen.

Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt einteilen: in ethische, moralische und asketische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde, was gut oder bös sei. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hin-

gegen fügt noch eine entschiedene Nötigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen: sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen,
5 unbegreiflichen Ratschlüssen Gottes hervorgehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Überzeugung, daß niemand seinem einmal bestimmten Lose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzutun, welche man die
10 mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte.
15 Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tiefer liegende Be-
20 deutung übersieht. Auffallende Beispiele sämtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns diesmal vorgetragenen zu ordnen sein möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

---

25 Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die so abstrakt scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuerverehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste Stoff sich anbietet. Möge
30 ihm gegönnt sein, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieses. Auch diese Region des mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich ineinander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel, zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomets Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar manches zu gewinnen.

Alttestamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt, sowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufsatz, vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.

Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde wohl erinnern, daß ich dem ersten Buch Mosis viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden historischen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Mosis nötigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachstehender Aufsatz enthält die wunderlichen Resultate derselben. Mag ihm nun an dieser Stelle ein Platz gegönnt sein. Denn wie alle unsere Wanderungen

im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder her-
5 vorspringenden Quellwassern.

Israel in der Wüste.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph." Wie dem Herrscher so auch dem Volke war das Andenken seines Wohltäters verschwunden; den Israeliten selbst scheinen die Namen ihrer Urväter
10 nur wie altherkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte sich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Versprechen, ihrem großen Ahnherren von Gott unter so vielen Unwahrscheinlichkeiten getan, ist erfüllt; allein was hilft es ihnen! Ge-
15 rade diese große Zahl macht sie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man sucht sie zu quälen, zu ängstigen, zu belästigen, zu vertilgen, und so sehr sich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, so sehen sie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man sie, ein bis-
20 heriges freies Hirtenvolk, nötiget, in und an ihren Grenzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbar, ja unglücklich redigierte Bücher mühsam
25 durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir manches dabei zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nötig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt-
30 und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet

sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der auf die kleinlichste Weise den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt und oft durch Wohltaten, öfter aber noch durch greuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird und deshalb seinen schleichenden Gang dergestalt immer fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemütliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unlustig und verdrießlich macht, so werden diese Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaktion ganz ungenießbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren größtem Teil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann, wenigstens nicht, warum sie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn sie spätern Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und eingeschaltet werden. Man sieht

nicht ein, warum bei einem so ungeheuren Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiose Zeremoniengepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich
5 erschwert werden muß. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rat und Tat gebricht und der Heerführer, der auf seinen Füßen stehen sollte, sich wieder-
10 holt aufs Angesicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, so daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab
15 ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie, für Fabel, oder für beides zusammen, für Poesie, gelten. Ich sonderte dieses von dem, was gelehret und geboten wird. Unter dem ersten verstehe ich das, was allen Ländern,
20 allen sittlichen Menschen gemäß sein würde; und unter dem zweiten, was das Volk Israels besonders angeht und verbindet. Inwiefern mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurteilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen,
25 sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwei Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit
30 dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweitens auf die Vermutung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst

tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist als die Halsstarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in seiner früheren Reinheit wieder hergestellt wird. 5

Erinnern wir uns nun zuerst des israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist teilzunehmen. Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und 10 Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherren erscheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen; meine Seele komme nicht in ihren Rat, und meine Ehre sei nicht in ihrer Versamm- 15 lung! denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt, und in ihrem Mutwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sei ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jakob und zerstreuen in Israel.“ 20

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt, und er muß entfliehen. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darstellt, nach 25 dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sei von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sei am Hofe erzogen worden, nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen 30 kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mitteilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner

Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick
5 auf die Midianiter werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannigfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung noch größer erscheint,
10 als es ist. Wir finden die Midianiter am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Kanaan karawanenweis nach Aegypten ziehn.

15 Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Überlegen geboren, bloß nach Tat strebt,
20 sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu sein, doch gegenwärtig das Vaterland seines
25 Volks ist; zu schwach, durch seine Faust in diesem großen Anliegen zu wirken, unfähig, einen Plan zu entwerfen, und wenn er ihn entwürfe, ungeschickt zu jeder Unterhandlung, zu einem die Persönlichkeit begünstigenden, zusammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder
30 wär' es, wenn in solchem Zustande eine so starke Natur sich selbst verzehrte.

Einigen Trost kann ihm in dieser Lage die Verbindung geben, die ihm durch hin- und widerziehende Karawanen mit den Seinigen erhalten wird. Nach

manchem Zweifel und Zögern entschließt er sich, zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, sein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gärung im Volke aufs höchste gestiegen sei. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, sich als Repräsentanten 5 vor den König zu stellen. Allein dieser zeigt sich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menschen, die sich seit Jahrhunderten in seinem Lande aus einem Hirtenvolk zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten gebildet, sich mit seinen Untertanen vermischt haben, und deren 10 ungeschlachte Masse wenigstens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Festen fronweis wohl zu gebrauchen ist, nunmehr so leicht wieder von sich und in ihre alte Selbständigkeit zurückzulassen.

Das Gesuch wird also abgewiesen und, bei ein- 15 brechenden Landplagen immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger versagt. Aber das aufgeregte hebräische Volk, in Aussicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Überlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, erkennt keine weiteren Pflichten. 20 Unter dem Schein eines allgemeinen Festes lockt man Gold- und Silbergeschirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick, da der Aegypter den Israeliten mit harmlosen Gastmahlen beschäftigt glaubt, wird eine umgekehrte sizilianische Vesper unternommen; der Fremde ermordet 25 den Einheimischen, der Gast den Wirt, und geleitet durch eine grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen, um in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beschäftigen und der augenblicklichen Rache durch eine eilige 30 Flucht entgehen zu können. Der Kunstgriff gelingt, man stößt die Mörder aus, anstatt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein Heer, aber die den Fußvölkern sonst so fürchterlichen Reiter und Sichelwagen streiten

auf einem sumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leichtbewaffneten Nachtrab; wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen Haufen, der sich bei dem Wagestück des allgemeinen Mordes schon vor-
5 geübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen Taten wieder zu erkennen und zu bezeichnen nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Verteidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in
10 das Land der Verheißung wählen; der erste am Meere her über Gaza war kein Karawanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten kriegerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vorteile anzubieten. Er ging an dem
15 Roten Meere hin bis zum Sinai; von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, quer durch die Wüste, wies auf
20 Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu sein, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir
25 vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der diesen Zug begleitenden äußeren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hin-
30 gewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk mißmutig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen

Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her in einem trüben Glutqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinais schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs neue, und der unmutige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Not im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweist sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht und seine Kräfte in Übung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter sein als ein solches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig sein als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Tun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrscher nicht überall gegenwärtig sein, nicht alles selbst tun müsse; im Gegenteil machte er sich durch persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro gibt ihm erst darüber Licht und hilft ihm das Volk organisieren und Unterobrigkeiten bestellen; worauf er freilich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht bloß das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein

eigenes und der Midianiter Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen an der Spitze einer 5 großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall, wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch 10 die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den Herden seines Volkes begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohleingerichtete Städte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volks sind kein Geheimnis, sie 15 ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige verteidigt, ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick, um das 20 Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt sein würden, über die sich eine solche Heuschreckenwolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermutung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet und ihn dagegen zu dem Wege quer 25 durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angeratenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto 30 sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat geschah der Aufbruch, von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den

Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazeroth und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Kanaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß, Kundschafter auszuschicken, und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt, und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs neue.

Unglücklicherweise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg, um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heeres den lange hin- und widerschwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in einer zweideutigen Lage. Josua und Kaleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, raten zum Angriff, rufen auf, getrauen sich, das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesengeschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich, hinauf zu rücken. Moses weiß sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor, nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Teil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan auf diesem ersehnten Punkt aufzugeben. Sie rotten sich zusammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligtum setzt sich nicht in Bewegung; daher ziemt es weder Josua noch Kaleb, sich an die Spitze der Kühneren zu

stellen. Genug! der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der so oft schon ausgebrochene Unmut des Volkes, die mehreren Meutereien, an denen sogar Aaron und Mirjam teil ge-
5 nommen, brechen aufs neue desto lebhafter aus und geben abermals ein Zeugnis, wie wenig Moses seinem großen Berufe gewachsen war. Es ist schon an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugnis Kalebs unwiderruflich bestätigt, daß an dieser Stelle möglich, ja unerläßlich ge-
10 wesen, ins Land Kanaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Besitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und sich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Nachteil mußte dagegen dem unglücklichen Volk ent-
15 springen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verräterisch vorgeschlagenen Plan auf einmal so freventlich aufzugeben beschloß!

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten
20 an gerechnet, war noch nicht vorüber, und man hätte sich vor Ende desselben, obgleich noch immer spät genug, im Besitz des schönsten Teils des erwünschten Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgeschoben, und wohin nun sich wenden? Man war
25 nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder ostwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier in Osten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor; man wollte sich einen Durchzug
30 erbitten, die klügeren Edomiter schlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht rätlich, man mußte sich also zu einem Umweg, bei dem man die edomitischen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reise im ganzen ohne Schwierigkeit von statten; denn es bedurfte nur

wenige Stationen, Oboth, Jiim, um an den Bach Sared, den ersten, der seine Wasser ins Tote Meer gießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indessen war Mirjam verschieden, Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Mosen aufgelehnt hatten. 5

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk sah sich zum zweitenmale nah am Ziele seiner Wünsche, in einer Gegend, die wenig Hindernisse entgegensetzte; hier konnte man in Masse vordringen und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, 10 verderben und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen angegriffen, ja die ersten sogar, was Jethro vorsichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen 15 Stämmen Ansiedelung erlaubt, unterdessen man abermals auf hergebrachte Weise Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn 20 nicht Josua und Kaleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten, um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten 25 Jordan-Ufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als konsequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen 30 und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der Heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns

zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dies kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Karawane zu einem solchen
5 Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich, was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegeneinander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom Roten Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner alles, was in der Gegend
10 des Berges vorgegangen, auf sich beruhen und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats im zweiten Jahr der Auswanderung aus Aegypten vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die
15 eine beladene Karawane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Kolonne Zeit, um jedesmal heranzukommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug, sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches
20 denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem
25 Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit, als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keineswegs
30 rätlich, in einer so sehr gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Kananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt, um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summiert man auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aarons betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, so wie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn sind, von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältnis; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtunddreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Ortsnamen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein historischer Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II., III. IV., V. Buch Mose.	Stationen=Verzeichnis nach dem IV. Buch Mose 33. Kapitel.
	Raemses.
	Suchoth.
	Etham.

	Hahiroth.	Hahiroth. Migdol.
		Durchs Meer.
	Mara, Wüste Sur.	Mara, Wüste Etham.
5	Elim.	Elim. 12 Brunnen.
		Am Meer.
	Wüste Sin.	Wüste Sin.
		Daphka.
		Alus.
10	Raphidim.	Raphidim.
	Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
	Lustgräber.	Lustgräber.
	Hazeroth.	Hazeroth.
		Rithma.
15	Kades in Paran.	Rimmon Parez.
		Libna.
		Rissa.
		Kehelata.
		Gebirg Sapher.
20		Harada.
		Makeheloth.
		Thahath.
		Tharah.
		Mithka.
25		Hasmona.
		Moseroth.
		Bnejaekon.
		Horgidgad.
		Jathbatha.
30		Abrona.
		Ezeon-Gaber.
	Kades, Wüste Zin.	Kades, Wüste Zin.
	Berg Hor, Grenze Edom.	Berg Hor, Grenze Edom.
		Zalmona.

	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jiim.
	Dibon Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared.	
Arnon diesseits.	
Mathana.	
Nahaliel.	
Bamoth.	
Berg Pisga.	
Jahzah.	
Hesbon.	
Sihon.	
Basan.	
Gefild der Moabiter am Jordan.	Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichnis aber hinter Hazeroth das Kades ausläßt und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeon-Gaber aufführt und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des Arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwei Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt, und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land

verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und eben derselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs, von dieser Seite in das Land Kanaan einzudringen, und so
5 viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten aneinander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Rastplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen,
10 sich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechen-
15 schaft geben wollen, sind noch übler dran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Karte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen als der innere Sinn.
20 Sanson schiebt die vierzehn unechten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Karte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke, die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung
25 setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht diese Wüste sein, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vorteil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reich-
30 tum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeon-Gaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame und selbst in jener Liste nicht

genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, so wie man ehemals die geographische Leerheit mit Elefanten zudeckte. Kalmet sucht sich aus der Not durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Teil der überflüssigen Orte gegen das Mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu einem Orte und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwei Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maßen. Bei Nolin tanzt die Karawane eine Polonaise, wodurch sie wieder ans Rote Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich, weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urteil zu zeigen als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber aufs genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationenverzeichnis zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht: daß das Volk, da es von den Kananitern geschlagen und ihm der Durchzug durchs Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeon-Gaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrtum entstanden, daß sie wirklich ans Schilfmeer nach Ezeon-Gaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existierte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt: der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb notwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen beiseite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läßt, und daß also, diese mystischen

Epochen herauszubringen, manche historische Zahlen müssen verändert worden sein. Und wo ließen sich sechs- bis achtunddreißig Jahre, die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben als in jene Epoche, die so sehr im
5 Dunkeln lag und die auf einem wüsten unbekannten Flecke sollte zugebracht worden sein?

Ohne daher an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Teil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich
10 in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel sowie in anderen altertümlichen Schriften vor. Die Zahl sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Tun, die Zahl vierzig hingegen dem Be-
15 schauen, Erwarten, vorzüglich aber der Absonderung gewidmet zu sein. Die Sündflut, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen sollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewässer genugsam gestanden, verlaufen sie während vierzig Tagen, und so
20 lange noch hält Noah den Schalter der Arche verschlossen. Gleiche Zeit verweilt Moses zweimal auf Sinai, abgesondert von dem Volke; die Kundschafter bleiben ebenso lange in Kanaan, und so soll denn auch das ganze Volk, durch so viel mühselige Jahre abgesondert von allen Völkern,
25 gleichen Zeitraum bestätigt und geheiligt haben. Ja ins Neue Testament geht die Bedeutung dieser Zahl in ihrem vollen Wert hinüber: Christus bleibt vierzig Tage in der Wüste, um den Versucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen, die Wanderung der Kinder
30 Israel vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei schon viel zu viel auf ein schwankendes, unwahrscheinliches Retardieren Rücksicht genommen, hätten wir uns so vieler fruchtlosen Jahre, so vieler unfruchtbaren Stationen entledigt, so

würde sogleich der große Heerführer gegen das, was wir an ihm zu erinnern gehabt, in seinem ganzen Werte wieder hergestellt. Auch würde die Art, wie in diesen Büchern Gott erscheint, uns nicht mehr so drückend sein als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt, da schon im Buch Josua und der Richter, sogar auch weiterhin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeitlang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären, sprechen wir aus: wie der Mann, so auch sein Gott. Daher also von dem Charakter Mosis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem vorhergehenden mit allzugroßer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenschaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimiert er sich zu einem so wichtigen Beruf? Was gibt ihm die Kühnheit, sich trotz innerer und äußerer Ungunst zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der Tat; die Persönlichkeit ist's, von der in solchen Fällen alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist alles entbehrlich außer er selbst. Und so gestehen wir gern, daß uns die Persönlichkeit Mosis, von dem ersten Meuchelmord an durch alle Grausamkeiten durch bis zum Verschwinden, ein höchst bedeutendes und würdiges Bild gibt von einem Manne, der durch seine

Natur zum Größten getrieben ist. Aber freilich wird ein solches Bild ganz entstellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raschen Tatmann vierzig Jahre ohne Sinn und Not mit einer ungeheuren Volksmasse auf einem so
5 kleinen Raum im Angesicht seines großen Zieles herumtaumeln sehen. Bloß durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böse, was wir von ihm zu sagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an seine rechte Stelle gehoben.

10 Und so bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unsere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geschieht den heiligen Schriften, so wenig als jeder anderen Überlieferung, wenn wir sie mit kritischem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin
15 sie sich widerspricht, und wie oft das Ursprüngliche, Bessere durch nachherige Zusätze, Einschaltungen und Akkommodationen verdeckt, ja entstellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwert geht nur desto lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach
20 welchem jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt.

Summarische Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai	Monat 1	Tage 20
Reise bis Kades	" —	" 5
25 Rasttage	" —	" 5
Aufenthalt wegen Mirjams Krankheit	" —	" 7
Außenbleiben der Kundschafter . . .	" —	" 40
Unterhandlung mit den Edomitern .	" —	" 30
Reise an den Arnon	" —	" 5
30 Rasttage	" —	" 5
Trauer um Aaron	" —	" 40
	Monat 1	Tage 157

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand, so viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hilfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zu- 5 stände und die allmähliche Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen, Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Überlieferungen aufweisen, als wir selbst hätten entdecken können, so ziehen wir, was 10 die neuere und neuste Zeit angeht, die größten Vorteile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Dokumenten, die uns mehrere nach Osten vordrängende Westländer nicht ohne Mühseligkeit, Genuß und Gefahr nach Hause gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgeteilt 15 haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch 20 in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zur Hilfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, 25 als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen

bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern
zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiosen Enthusias-
mus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen
östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Er-
5 haltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig ge-
worden.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings obenan.
Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten
Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt
10 uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da
sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Er-
staunen geraten. Gelangen wir aber auch nicht sogleich
über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der ge-
drängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers
15 höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren
in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des
Kublai Chan, der als Nachfolger von Dschengis grenzen-
lose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von
einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter
20 andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus
neun Königreichen besteht"; und nach einem solchen Maß-
stab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im
Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans,
eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze
25 und Waffen, Beamte, Soldaten und Hofleute, unzählbar;
zu wiederholten Festmahlen jeder mit seiner Gattin be-
rufen. Ebenso ein Landaufenthalt! Einrichtung zu allem
Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern, und eine
Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leo-
30 parden, abgerichtete Falken, die tätigsten Gehilfen der
Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr
Geschenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber,

Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen Millionen von Untertanen wechselseitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, 5 so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen. 10

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu herdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten und läßt uns zuletzt über Eis und Schnee nach der 15 ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns wie auf einem Zaubermantel über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagaskar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benamste Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschen- 20 gestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Tieren so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich vieles märchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies alles ordnen und bewähren. Wir 25 mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hilfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320, und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr 30 ungestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu,

daß er große Reisen gemacht, vieles gesehen und gut ge-
sehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber,
nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch
alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das
5 Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der
lateinischen Ursprache erst ins Niederdeutsche, sodann ins
Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Ver-
fälschung der Namen. Auch der Übersetzer erlaubt sich,
auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres in seiner
10 verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher an-
zeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem
bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte, das seinen
Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik
15 zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren,
im Jahre 1586, zu einer Zeit, da die sämtlichen Reiche
Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten.
In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zu-
stande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzüglichen
20 Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, daß
schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann
von freiern Gesinnungen des Talents entbehren durfte,
sich reimweis auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik,
Red- und Stilkunst wurden gründlich behandelt, und so
25 wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorg-
fältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht-
und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körper-
licher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakter-
30 stärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich

nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herangebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling, wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird, als ihn die eine, die er sich anzueignen, 5 mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintansetzt und einem Unwürdigen sich hingibt. Sein Schmerz ist grenzenlos, und um sich Luft zu machen, beschließt er, im Pilgerkleide nach dem Heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Konstantinopel, wo 10 sein adeliges, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Übersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten und begibt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner 15 neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls, um die altertümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernstlichste zu suchen und zu verfolgen; von Kairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Katharina zu ver- 20 ehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück; gelangt, von da zum zweitenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maß der Entfernung beider Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab ver- 25 ehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Katharina, Befreiung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Tor gewesen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten, die eine solche Huldigung verdiene; seine Ab- 30 neigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemahlin um und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung seiner Freunde von Konstantinopel, am meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capighi die besten Dienste tun, reist er mit
5 dem vollständigsten Begriff dieser Zustände weiter, erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt und seinen Bart wachsen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksalbestimmendes Abenteuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von
10 der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christin, die sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt sich, nach echt orientalischer Weise, in ein Wortbild, dem er begierig entgegenreist. Ihre Gegenwart vermehrt
15 Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet; doch geben beide seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach: ihre geliebte anmutige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie seine Gattin, und er
20 gewinnt dadurch für Leben und Reise den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adeligem Wissen und Kenntnis mancher Art ausgestattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung dessen, was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht, so aufmerksam als glücklich und im
25 Betragen gegen jedermann in allen Fällen musterhaft gewesen, so fehlt es ihm doch an Kenntnis der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen
30 und Hölzern, von Gewürzen und Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Ölen, Samen und Hölzern, wie sie der Handel

bringt, genugsame Rechenschaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landesart gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisetätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt sich von resolutem, allen Ereignissen gewachsenem Cha- 5 rakter; sie fürchtet keine Gefahr, ja sucht sie eher auf und beträgt sich überall edel und ruhig; sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und so bleibt sie eine muntere, aufregende Gefährtin. Ebenso wichtig ist es, daß sie unterwegs mit den sämt- 10 lichen Frauen in Berührung kommt und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirtet und unterhalten wird, indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu betun und zu beschäftigen weiß.

Nun genießt aber erst das junge Paar eines, bei 15 den bisherigen Wanderungen im türkischen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Persien im dreißigsten Jahre der Regierung Abbas' des Ersten, der sich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er so- 20 gleich beim Antritt seiner Regierung aufs deutlichste gewahr, wie er, um sein Reich zu beschützen, die Grenzen erweitern müsse, und was für Mittel es gebe, auch innerliche Herrschaft zu sichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge 25 wieder herzustellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gastanstalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünstigungen verwendet er zu grenzenlosen Bauten. Ispahan zur Hauptstadt gewürdigt, mit Palästen und Gärten, Karawansereien 30 und Häusern für königliche Gäste übersäet; eine Vorstadt für die Armenier erbaut, die sich dankbar zu beweisen ununterbrochen Gelegenheit finden, indem sie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut

dem Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so grenzenlos als einer unserer neuen Reichsmittelpunkte
5 sich erstreckt. Römisch-katholische Geistliche, besonders Karmeliten, sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die griechische Religion, die, unter dem Schutz der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

10 Über ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten und seine Zeit ununterbrochen tätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! wie genau seine Nachrichten! Endlich, nach-
15 dem er alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes: die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff, wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des
20 Kaspischen Meers, in einer freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der tätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Bergsitz auf den Höhen des amphithea-
25 tralischen Kessels, nicht allzu weit von seinen Gegnern, den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residiert er gewöhnlich, und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch klugen, vorsich-
30 tigen Zaudern dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst und wird zu Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion dem schon wohlunterrichteten, wissensbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivetät und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt sich auf der obern Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Karnevalsfreiheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf der Hof sich befindet. Ein tartarischer Fürst kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf *einem* Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend steht der Kaiser in einem Hofzirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeitlang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begibt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich unter großem Gelächter nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein

Staatsdivan müßig oder nachlässig geblieben. Nicht der tätig-unruhige Geist Abbas' des Großen allein war es, der ihn antrieb, eine zweite Hauptstadt am Kaspischen Meer zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchst günstig zu 5 Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Grenze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere 10 Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große 15 Landstrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereien, öffentliche Demonstrationen weckten beide Parteien zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren 20 Kriegsrüstungen genötigt. Völlig im urältesten Stil ruft er sein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zusammen, es drängt sich in allen seinen Abteilungen zu Roß und Fuß, mit den mannigfaltigsten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn jeder nimmt, wie 25 bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen zu Pferd und Sänfte dem Heer und Hofe nach, weshalb ihn der Kaiser belobt, weil er sich hiedurch als einen angesehnen Mann beweist.

30 Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen, was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes

gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß niemand, bei grausamer Strafe, weder fouragieren noch requirieren, viel weniger aber plündern darf, sondern von Großen und Kleinen alles bar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräten reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unversiegbar zufließen.

Was aber lassen sich für strategische, was für taktische Operationen von einer solchen organisierten Unordnung erwarten? besonders wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabteilungen sich im Gefecht vermischen und, ohne bestimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall gibt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorene Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit undenkbarer Beschwernis durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten, die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Panischer Alarm, leere Siegesbotschaften schwanken durcheinander; freventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspäten erst und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot, ohne weitere Not und Gefahr, als was er vom Weg und Gedränge gelitten, ungesäumt wieder nach Hause.

Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen

die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht bloß als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wider getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke, die
5 er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas' vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften; kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Eng-
10 länder, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl,
15 das die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Teil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Konstantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen,
20 die, auf eignen Vorteil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am Schwarzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach
25 Ispahan zurück, mit Absicht, sich anzusiedeln und die römisch-katholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Karmeliten und
30 führt nichts weniger im Sinne, als vom Kaiser eine Landstrecke zu Gründung eines neuen Roms zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem größten Platze, in Gegen-

wart seiner Soldaten, der angesehnsten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, erteilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnisvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Öffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Tätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Mahometaner darf man zum Christentum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Übrigens mag man glauben und vornehmen, was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Senderud läuft, feierlichst begehen. Dieser Funktion will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben, dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloß dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der erst vom Kalifate verdrängt und, als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher

hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Kalifen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugetan, und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die 5 beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen aufs äußerste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

10 Aber auch, schlimm genug! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür. Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern, ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger armenischen 15 Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmernis verbreiten sich an den Ufern des Senderuds, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Teilnahme des Kaisers 20 an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so teilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhöhten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas als Selbst- und 25 Alleinherrscher das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Torheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten 30 Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrat argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch

Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der außer ihm Ansehen und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze sammelt und an Tätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur in kurzem alle bisherigen Besitztümer und Erwerbnisse ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmütig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch, wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so unter notwendigen Bedingungen mit Freude tätig, daß in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage? Und wären sie beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Großen: Söhne und Enkel machte man verdächtig, und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere halbschuldig geblendet. Dieser sprach: Mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgesehener sich Gewalttaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten
5 regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten, und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem
10 völlig Grenzenlosen streben. Wir finden hiedurch das Rätsel gelöst, wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre gesegnet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch und zum Untergang der Seinen; die auch deshalb öfters dieser Qual
15 eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genötigt sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte seiner Wirkung nach schrecklicher, wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste
20 Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Grenze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durch-
25 bricht und ein grenzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch seine funfzigjährige Regierung sich zum einzigen unbedingt Wollenden seines ausgebreiteten bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man sich ihn freimütiger Natur, gesellig
30 und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt und, daß wir das letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches Übel gepeinigt und zur Verzweiflung

gebracht, so wird man gestehen, daß diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtsein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung Teil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Tätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familienbande halten; nachdem sie eine Zeitlang zu Ispahan in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch geratener, zurück an den Euphrat zu ziehen und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Karmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Anteil noch Beistand erfahren.

Della Valles Eifer ermüdet, und er entschließt sich, nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungün-

stigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen, scheint ihm unleidlich, er beschließt, über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeu-
5 tendsten Handelsplatz, und Abbas findet seinem Vorteil gemäß, teil daran zu nehmen. Der Kaiser beschließt, die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hilfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu
10 bringen und alle Vorteile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vater-
15 lande, im Augenblick, wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu sein wünschten. Fast unmöglich ist es, in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles,
20 tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen, alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine
25 Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereignis tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis
30 und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den Persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe nach Kriegsgebrauch in Beschlag

genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Karawane, gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder, und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hilfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergibt sich in frommer Gelassenheit, verlangt, aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu sein, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verluste zu schmeicheln, beschließt er fest und unwiderruflich, den Leichnam in sein Erbbegräbnis mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Spezereien fehlt es ihm; glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameltreiber, die habsüchtigen Vorurteile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet und

die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Fördernis. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach In-
5 dien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Mut, seine Kenntnisse, seine adligen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen; endlich aber wird er doch nach dem Persischen Meerbusen zurück und zur Heim-
10 fahrt durch die Wüste genötigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern dezimiert, taxiert von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Christenheit überall vexiert und verspätet, bringt er doch endlich Kuriositäten
15 und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber: den Körper seiner geliebten Maani, nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht er ein herrliches Leichenfest, und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm,
20 Silvia, eine während seiner Abwesenheit anmutig herangewachsene Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr fünfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemahlin eine treue Reisegefährtin und einziger Trost
25 gewesen, nunmehr zu heiraten, entschließt er sich gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun betätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftigkühnen und mutigen Charakter, nicht ohne Händel, Ver-
30 druß und Gefahr, und hinterläßt bei seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntnis und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich dargestellt, 5 weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigentümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurteil will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigentümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge 10 dies andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neusten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grund 15 aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue, 20
Daß das Alte sei das Neue.

Olearius.

Die Bogenzahl unserer bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns, vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Deswegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vor- 25 übergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen;

sodann aber Italiener; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer denn als
5 Gesandter erscheint, in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Geradsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen; er gibt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach
10 della Valle und kurz nach dem Tode Abbas' des Großen nach Persien kam und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi dem Trefflichen durch eine tüchtige und erfreuliche Übersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne für das Gute, das
15 wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden Folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.

Ersterer, Goldschmied und Juwelenhändler, dringt
20 mit Verstand und klugem Betragen, kostbar-kunstreiche Waren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe und weiß sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und nach einer gefahrvollen Rückreise wird er im Westen
25 nicht zum freundlichsten aufgenommen. Dessen hinterlassene Schriften sind höchst belehrend, und doch wird er von seinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht sowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieser, der sich gleich
30 zu Anfang seiner Reise durch die größten Hindernisse durch-

arbeiten muß, versteht denn auch die Sinnesweise orientalischer Macht- und Geldhaber, die zwischen Großmut und Eigennutz schwankt, trefflich zu benutzen und ihrer, beim Besitz der größten Schätze, nie zu stillenden Begier nach frischen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen; deshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vorteil wieder nach Hause zurückkehrt.

An diesen beiden Männern ist Verstand, Gleichmut, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren. Sie besaßen aber zwei Vorteile, die nicht einem jeden zu statten kommen: sie waren Protestanten und Franzosen zugleich — Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchst fähige Individuen hervorzubringen im stande sind.

Neuere und neuste Reisende.

Was wir dem achtzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedrosien und Karamanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurückhalten, daß sie nicht über den Indus hinüberstreifen und dort die große Tätigkeit anerkennen, die täglich weiter um sich greift; und so muß denn, hiedurch gefördert, auch im Occident die Lust nach ferner und tieferer Sprachkenntnis sich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand getan haben, um aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanskrit zu gelangen, so erfreut man sich, seit so vielen Jahren Zeuge dieses Fort-

schreitens zu sein. Selbst die Kriege, die, so manches
hindernd, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele
Vorteile gebracht. Von den Himalaya-Gebirgen herab
sind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus,
5 die bisher noch märchenhaft genug geblieben, klar, mit
der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Über
die Halbinsel hinunter bis Java können wir nach Be-
lieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Übersicht
ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und
10 so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine
Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Ur-
welt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und un-
glücklichen Religion sowie die Herrlichkeit der Poesie
kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte,
15 Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Kastenstreit,
phantastische Religionsungeheuer und abstrusen Mystizis-
mus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in
ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

Lehrer.

Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben, von wem
20 wir auf unserem Lebens- und Studiengange dieses oder
jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und
Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde ge-
fördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Auf-
gabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben, einige Männer
25 zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schul-
dig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so welt-
bekannt und an mehr als einem Orte umständlich ge-
rühmt, daß mir nichts übrig bleibt, als nur im allge-

meinen anzuerkennen, daß ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vorteil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach echter englischer Bildungsweise, in griechi- 5 scher und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Produkte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orien- talischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen 10 Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Ver- diensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämtlich einander notwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mitteilung seiner Einsichten jedoch findet er 15 manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vor- liebe seiner Nation für alte klassische Literatur entgegen, und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte ans Bekannte, das Schätzenswerte an das Geschätzte an- 20 zuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für asia- tische Dichtkunst und gibt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechi- schen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf; er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um 25 die anmutigen Zartheiten des Orients auch Klassizisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von altertüm- licher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben: ihn schmerzte Herabsetzung orien- talischer Dichtkunst; welches deutlich hervorleuchtet aus 30 dem hart-ironischen, nur zweiblättrigen Aufsatz Arabs, sive de Poësi Anglorum Dialogus, am Schlusse seines Werkes: über asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich

Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigentümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen 5 und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann von seiner Ausgabe des Jonesschen Werks vor 10 zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals 15 von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher für den ruhig-verständigen Mann wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste 20 ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wundersam-Bedenkliche, was vorging, strafend, warnend, tröstend und herzerhebend hindeuteten.

Mit diesem wenigen sei mein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen.

---

25 Lorsbach. Schuldigkeit ist es, hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unsern Kreis, wo er in keinem Sinne für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles, worüber ich ihn befragte, treuen Bescheid, sobald es innerhalb der Grenze 30 seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gezogen haben.

Wundersam schien es mir anfangs, ihn als keinen

sonderlichen Freund orientalischer Poesie zu finden; und doch geht es einem jeden auf ähnliche Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter 5 die Zeit, die des Genusses entbehrt, da wo ihn der Mensch am meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den 10 ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit, da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung 15 aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum 20 mit prächtiger, goldner Blumeneinfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergauf, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt, 25
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun durch dich, der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete, was du für uns getan! 30

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann bis an sein Ende mit fast unleserlicher Hand unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu tun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemütsart kannte, so hütete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des *Nussreddin Chodscha*, des lustigen Reise- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen. Woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfängliche Märchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren, angemessenen Ton bei der Umbildung meistenteils verloren.

Da von diesem Buche das Manuskript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Übersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntnis davon erhielte. Für das deutsche Publikum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Übersetzung im Auszug veranstalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. teilgenommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es, zu bekennen, daß auch seine nicht gerade immer zu billigende Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitätsjahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meister oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegeneinander versuchten, so wird niemand in Abrede sein, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfasser des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus Euxinus abschließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntschaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchst sorgfältig zum freisten, tätigsten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen und in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienste mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Ferdusi das Schah Nameh geschrieben, wo eine große Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht ausgestorben war, wo der neue Herrscher, kühn und kriegerisch wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wußte, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den köstlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs höchste zu steigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben.

Dieser brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu schießen, zu reiten, reitend zu schießen, den Speer zu werfen, den Schlegel zu führen und damit den Ball aufs geschickteste zu treffen. Nachdem dies alles vollkommen gelang und der König zufrieden schien, auch deshalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er hinzu: Ich habe doch noch eins zu erinnern. Du hast meinen Sohn in allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf: ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht schießen ohne Bogen; was ist sein Arm, wenn er keinen Wurfspieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlegel und Ball! Das einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein selbst allein bedarf, welches das Notwendigste ist und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer stand beschämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunst, zu schwimmen, fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt, und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger auf dem Euphrat scheiternd, nur mit wenigen davon kam.

Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen, beweist die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt sein mußte, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst, wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters bestieg Kjekjawus mit großer Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schah noch einen gefährlichern Stand

haben werde als er selbst, schreibt er dies merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durchs Schicksal 5 in die Notwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu sein, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte."

Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrierten, die 10 sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich wäre es ihnen gewesen!

Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache 15 sein, daß es der Verfasser auf seine eigenen Kosten herausgab und die Firma Nicolai solches nur in Kommission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ursprüngliche Stockung entsteht. Damit aber das Vaterland wisse, welcher Schatz ihm hier zube- 20 reitet liegt, so setzen wir den Inhalt der Kapitel hierher und ersuchen die schätzbaren Tagesblätter, wie das Morgenblatt und Der Gesellschafter, die so erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geschichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieses 25 Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus kapitelweise.

1) Erkenntnis Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird gepriesen.
4) Fülle des Gottesdienstes ist notwendig und nützlich. 30
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.

7) Nach welchen Regeln man sprechen muß.
8) Die letzten Regeln Nuschirwans.
9) Zustand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanständigkeit und Regeln beim Essen.
5 11) Verhalten beim Weintrinken.
12) Wie Gäste einzuladen und zu bewirten.
13) Auf welche Weise gescherzt, Stein und Schach gespielt werden muß.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
10 15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man sich baden und waschen muß.
17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
15 20) Wie man dem Feind entgegengehen muß.
21) Mittel, das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurückzugeben.
23) Kauf der Sklaven und Sklavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen muß.
20 25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vorteile, sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos
25 zu sein.
30) Verdienstlich ist es, zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Ärzte, und wie man leben muß.
30 34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.
37) Die Art, Kaisern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.

39) Regeln der Kanzleiämter.
40) Ordnung des Vesirats.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirtschaft. 5
44) Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntnis der orientalischen Zustände versprechen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde, sich in 10 seiner europäischen Lage zu belehren und zu beurteilen.

Zum Schluß eine kurze chronologische Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450 = 1058, regierte noch Heg. 473 = 1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gasna. Sein 15 Sohn, Ghilan Schah, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner Länder beraubt. Man weiß wenig von seinem Leben, nichts von seinem Tode. Siehe Diez' Übersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in 20 Verlag oder Kommission übernommen, wird ersucht, solches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünschenswerte Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Teilen. 25 Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff,

keine Anschauung von dem Wert, von dem Verdienste
dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir
im Frühling 1813 die vollständige Übersetzung aller seiner
Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein
5 inneres Wesen und suchte mich durch eigene Produktion
mit ihm in Verhältnis zu setzen. Diese freundliche Be=
schäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg und
ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens
aufs angenehmste genießen.

10 Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte
Betrieb der „Fundgruben" im allgemeinen bekannt ge=
worden, nun aber erschien die Zeit, wo ich Vorteil daraus
gewinnen sollte. Nach mannigfaltigen Seiten hin deutete
dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfnis
15 der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die
Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden
auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer
Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnis=
reiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie
20 geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augen=
blickliche Tätigkeit hervortut, sie deuten vorwärts auf den
nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicher=
weise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit
gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem
25 Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt, so kehrt
man doch immer gern mit erneutem Anteil zu demjenigen
zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar
von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß
30 mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert
hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für voll=
endete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien
und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht
allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über

die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Lokalitäten vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maße geworden durch das unschätzbare Werk, das uns Geschichte persischer Dichtkunst überliefert. Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vorteil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im allgemeinsten durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit meiner Benutzung dieses Werks einigermaßen zufrieden sein und die Absicht erkennen, auch diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Fördernis gewinnen sollen. Höchst wünschenswert bleibt es jedoch, daß man die chronologische Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung nach den verschiedenen Dichtarten. Bei den orientalischen Poeten ist alles zu sehr gemischt, als daß man das Einzelne sondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung sofortan.

Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich ernst belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Übersetzungen.

Da nun aber auch der Deutsche durch Übersetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, so finden wir uns veranlaßt, etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieser Stelle beizubringen.

Es gibt dreierlei Arten Übersetzung. Die erste macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigentümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasserebne niederzieht, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht und, ohne daß wir wissen, wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch rätlich und tunlich sei, werden diejenigen am besten beurteilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem

Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstand die parodistische nennen. Meistenteils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bei Übersetzung aller poetischen Werke; Beispiele zu Hunderten lassen sich in Delilles Übertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen; er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sei.

Wielands Übersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hatte einen eigentümlichen Verstands- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Altertum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Konvenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmutete, wie er sich's zueignete und es wieder mitteilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß, so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Übersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Übersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publi-

kum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach
in die neue Art hineinhörte, hineinbequemte. Wer nun
aber jetzt übersieht, was geschehen ist, welche Versatilität
unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhyth-
5 mische, metrische Vorteile dem geistreich-talentvollen Jüng-
ling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespeare
und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und
dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Lite-
rargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen
10 Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammerschen Arbeiten deuten nun auch
meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meister-
werke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere
Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vorteilhafter zeigen
15 sich die Stellen einer Übersetzung des Ferdusi, welche uns
genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Um-
arbeiters, wovon einiges in den „Fundgruben" zu lesen ist.
Diese Art, einen Dichter umzubilden, halten wir für den
traurigsten Mißgriff, den ein fleißiger, dem Geschäft übri-
20 gens gewachsener Übersetzer tun könnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich
wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleich-
zeitig ausüben lassen, so wäre jetzt eine prosaische Über-
setzung des Schah Nameh und der Werke des Nisami
25 immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhin-
eilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lektüre, wir er-
freuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im
allgemeinen und vertrauten uns immer näher mit den
Gesinnungen und Denkweisen, bis wir uns endlich damit
30 völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls, den
wir Deutschen einer solchen Übersetzung der Sakontala
gezollt, und wir können das Glück, was sie gemacht, gar
wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das

Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit, uns davon eine Übersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigentümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.

Der englische Übersetzer des Wolkenboten Mega Dhûta ist gleichfalls aller Ehren wert, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Übersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freilich einen ganz andern Aufschluß geben. Überdies hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit wenigem. Eine Übersetzung, die sich mit dem Original zu identifizieren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinearversion und erleichtert höchlich das Verständnis des Originals; hiedurch werden wir an den Grundtext hinan geführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abschluß!

Inwiefern es uns gelungen ist, den ältesten abgeschiedenen Orient an den neusten, lebendigsten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurteilen. Uns kam jedoch abermals einiges zur Hand, das, der Ge-
5 schichte des Tages angehörig, zu frohem und belebtem Schlusse des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als vor etwa vier Jahren der nach Petersburg bestimmte persische Gesandte die Aufträge seines Kaisers erhielt, versäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen
10 keineswegs diese Gelegenheit, sie sendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihro der Kaiserin Mutter aller Reußen Majestät, begleitet von einem Briefe, dessen Übersetzung wir mitzuteilen das Glück haben.

Schreiben der Gemahlin des Kaisers von Persien an Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reußen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt
15 besteht, möge die erlauchte Frau des Palasts der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Konstellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Zirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der
20 obersten Gewalt, möge sie immer glücklich sein und bewahrt vor allen Unfällen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen
25 Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwei hohen Mächte aufs neue frische Rosenblüten hervortreiben und alles, was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen, durch aufrichtigste Einigkeit

und Freundschaft beseitigt ist, auch in Anerkennung dieser großen Wohltat nunmehr alle, welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden, freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten. 5

Nun also in diesem Momente, da Seine Exzellenz Mirza Abul Hassan Chan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, hab' ich nötig gefunden, die Türe der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und weil es ein 10 alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich, die dargebotenen artigsten Schmuckwaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen durch einige Tropfen freundlicher Briefe 15 den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte, mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll!

Geschenke.

Eine Perlenschnur, an Gewicht 498 Karat. 20
Fünf indische Shawls.
Ein Pappenkästchen, ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältnis mit Gerätschaften zu notwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate. 25

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beider Nationen sich klug, bescheidentlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Gefolg der Geschichte persischer Literatur und Poesie, schon oben darlegen. 30

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam ge-

bornen Gesandten, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst, durch dichterischen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese
5 Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußstein unseres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Domgewölbes.

در درفش

فتحعلی شه ترك جمشید کیتی افروز
کشور خدای ایران خورشید عالم ارا
چترش بصحن کیهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کیوان اکنده مشك سارا
ایران کنام شیران خورشید شاه ایران
زانست شیر وخورشید نقش درفش دارا
فرق سفیر دانا یعنی ابو الحسن خان
بر اطلس فلك شود از این درفش خارا
از مهر سوی لندن اورا سفیر فرمود
زان داد فرّ و نصرت بر خسرو نصارا

Auf die Fahne.

Fetch Ali Schah, der Türk', ist Dschemschid gleich,
Weltlicht und Irans Herr, der Erden Sonne.
10 Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt haucht Muscus in Saturns Gehirn.
Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Daras Banner.
Das Haupt des Boten Abul Hassan Chan
15 Erhebt zum Himmelsdom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

در پرده
با صورت شاه وافتاب

تبارك الله زاين پرده همايون فرّ
كه افتاب بر پردكش پرده در
بلى طرازش از كلك مانى ثانى
نكار فتحعلى شاه افتاب افسر
مهين سفير شهنشاه اسمان دركاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زپاى تا سر او غرق كوهر از خسرو
سپرد چون ره خدمت بجاى پا از سر
چو خواست بازكنند تاركش قرين با مهر
قرانش داد بدين مهر اسمان چاكر
درين خجسته بشارت اشارتست بزرك
بر ان سفير نكو سيرت ستوده سير
كه هست عهدش عهد جهانكشا دارا
كه هست قولش قول سپهر فرّ داور

Auf das Ordensband
mit dem Bilde der Sonne und des Königes.

Es segne Gott dies Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mani Pinsel,
Das Bild Fetch Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote groß des Herrn mit Himmelshof 5
Ist Abul Hassan Chan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fuß gesenkt in Herrscherspерlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,

Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von großem Sinn,
Für den Gesandten edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Dara,
5 Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten unter dem Schein einer kindlichen Naivetät ein besonderes kluges, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

10 Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst; er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann mit
15 stattlichem Gefolge nach England gesendet; um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eignen Mittels. Man stattet ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, sondern läßt ihn mit Kreditiven, und was sonst nötig ist, seinen Weg
20 antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so ereilen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichnis der Sonne, ja mit dem Ebenbild des
25 Kaisers selbst verziert, das alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchsten Macht: in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden: Gedichte werden hinzugefügt, die nach orientalischer Weise in glänzenden Metaphern und Hyperbeln
30 Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen *Türken*, als aus dem Stamme Catschar entsprungen,

welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung geteilt in die Stämme der türkischen, kurdischen, lurischen und arabischen Zunge. 5

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammenstellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser 10 selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgeruch, der feinste, dauerndste, teilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gehirn. Saturn 15 ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schließt die untere Welt ab; hier ist das Haupt, das Gehirn des Ganzen: wo Gehirn ist, sind Sinne; der Saturn ist also noch empfänglich für Moschusgeruch, der von dem Gürtel des Kaisers aufsteigt. Dara ist 20 der Name Darius und bedeutet Herrscher; sie lassen auf keine Weise von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Daß Iran Löwenschlucht genannt wird, finden wir deshalb bedeutend, weil der Teil von Persien, wo jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist und 25 sich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das seidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Gesandten so hoch als möglich, und ein freundliches, liebevolles Verhältnis zu England wird zuletzt ausgesprochen. 30

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausschicken, daß Wortbezüge der persischen Dichtkunst ein inneres anmutiges Leben verleihen; sie kommen oft vor und erfreuen uns durch sinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und deswegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original sich ausdrückt und sagt: „dessen Vorhang (oder Tor) die Sonne aufhebt 5 (öffnet)“. Denn das Tor vieler orientalischen Gemächer bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges ist daher der Pförtner. Unter Mani ist Manes gemeint, Sektenhaupt der Manichäer; er soll ein geschickter Maler gewesen sein und seine seltsamen Irrlehren 10 hauptsächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er steht hier, wie wir Apelles und Raphael sagen würden. Bei dem Wort Herrscherspersen fühlt sich die Einbildungskraft seltsam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen, und so wird ein Perlenmeer denkbar, in welches 15 die gnädige Majestät den Günstling untertaucht. Zieht sie ihn wieder hervor, so bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er ist köstlich geschmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienstweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun also diesen 20 der Diener treu durchschritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Absicht, den Gesandten überschwenglich zu erhöhen und ihm an dem Hofe, wo er hingesandt worden, das höchste Vertrauen zu sichern, eben als wenn der Kaiser selbst gegen- 25 wärtig wäre. Daraus wir denn schließen, daß die Absendung nach England von der größten Bedeutung sei.

Man hat von der persischen Dichtkunst mit Wahrheit gesagt, sie sei in ewiger Diastole und Systole begriffen; vorstehende Gedichte bewahrheiten diese Ansicht. Immer 30 geht es darin ins Grenzenlose und gleich wieder ins Bestimmte zurück. Der Herrscher ist Weltlicht und zugleich seines Reiches Herr; der Schirm, der ihn vor der Sonne schützt, breitet seine Schatten über die Weltflur aus; die Wohlgerüche seines Leibgurts sind dem Saturn noch ruch-

bar, und so weiter fort strebt alles hinaus und herein, aus den fabelhaftesten Zeiten zum augenblicklichen Hoftag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, sondern im Sinn und Zusammenhange des Ganzen aufzunehmen sind. 5

Revision.

Betrachtet man den Anteil, der von den ältesten bis auf die neusten Zeiten schriftlicher Überlieferung gegönnt worden, so findet sich derselbe meistens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbessern ist. Wäre 10 es möglich, daß uns eine anerkannt fehlerlose Abschrift eines alten Autors eingehändigt würde, so möchte solcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geleugnet werden, daß wir persönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, in- 15 dem wir uns durch dessen Entdeckung geschmeichelt fühlen. Möge diese menschliche Eigenheit auch unserer Druckschrift zu gute kommen, da verschiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbessern, uns oder andern künftig vorbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beitrag 20 hiezu nicht unfreundlich abgewiesen werden.

Zuvörderst also möge von der Rechtschreibung orientalischer Namen die Rede sein, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen ist. Denn bei dem großen Unterschiede der östlichen und westlichen Sprachen 25 hält es schwer, für die Alphabete jener bei uns reine Äquivalente zu finden. Da nun ferner die europäischen Sprachen unter sich, wegen verschiedener Abstammung und einzelner Dialekte, dem eignen Alphabet verschiedenen Wert und Bedeutung beilegen, so wird eine Überein- 30 stimmung noch schwieriger.

Unter französischem Geleit sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelots Wörterbuch kam unsern Wünschen zu Hilfe. Nun mußte der französische Gelehrte orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutsche Kultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet! und, ob sie schon über die Aussprache ihres eignen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel geraten.

Die Deutschen, denen es am leichtesten fällt, zu schreiben, wie sie sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemüht gewesen, so findet man auch hier zwischen älteren und neueren Schriften großen Unterschied, so daß man sich einer sichern Autorität zu unterwerfen kaum Überzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der ebenso einsichtige als gefällige Freund J. G. L. Kosegarten, dem ich auch obige Übersetzung der kaiserlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und Berichtigungen mitgeteilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls geneigt begünstigen.

Silvestre de Sacy.

Unserm Meister, geh! verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-froh;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Östlich, westlich, A und Ω.

سيلويستر دساسي

يا ايها الكتاب سر الى سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التى هى اول الكتاب واخره
يعنى اوله فى المشرق واخره فى المغرب

ما نصيحت بجاى خود كرديم
روزكارى درين بسر برديم
كر نيايد بكوش رغبت كس
بر رسولان پيام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rat gesprochen
Und manchen unsrer Tage dran gewandt;
Mißtönt er etwa in des Menschen Ohr —
Nun, Botenpflicht ist sprechen. Damit gut!

Anmerkungen



Vor der ersten Buchausgabe des Divans (Stuttg., Cotta 1819) erschienen einige Proben, besonders im Cotta'schen Taschenbuch für Damen auf 1817 als „West-Östlicher Divan Versammelt in den Jahren 1814 und 1815". Verständlicher als im Buchtitel kommt hier (vgl. auch S. 73, V. 31) die Bedeutung des Wortes Diwân = „Versammlung" zum Ausdruck, das die arabischen und persischen Dichter regelmäßig für ihre Gedichtsammlungen anwenden.

Der poetische Teil von Goethes Divan entstand fast ganz 1814 und 1815 als ein Niederschlag der Rheinreisen dieser Jahre (s. Einleitung S. XV. XVIII ff. u. Bd. 29, S. 185 ff.). Eine Frühlingsfahrt nach Karlsbad brachte 1820 noch fünf köstliche Nachschößlinge zum Buch des Paradieses.

Der alte Kern des Divans wuchs aus dem entzündenden Beispiel der Gedichte des Persers Muhammed Schemseddin Hâfis aus Schiras († 1389) hervor, das Goethe in voller Gestalt erst 1814 (nicht 1813, trotz S. 301, 3) kennen gelernt hatte durch die — heutigen Ansprüchen wenig genügende — Übertragung des Wiener Orientalisten Joseph v. Hammer (Stuttg. u. Tübingen, Cotta 1812/13), vgl. Bd. 1, S. XXIV. Während eines sechswöchigen Badeaufenthalts in Berka bei Weimar trat ihm am 7. Juni 1814 der persische Sänger so nahe, daß er seinen Namen zum erstenmal seinem Tagebuch anvertraut, das uns nun, ergänzt durch briefliche Äußerungen (vgl. meine Zusammenstellung in der Weim. Ausg. Bd. 6, S. 318 ff.), die Entstehung der Gedichte wie die umfangreichen Studien verfolgen läßt, durch die sich Goethe besonders im Winter 1814/15 mit den Berichten wirklicher Reisender, der ältesten Entdecker der orientalischen Welt, mit Glauben und Sitte, ältester Dichtung, überhaupt den geographisch, ethnographisch, historisch bedingten Eigentümlichkeiten dieser Welt vertraut zu machen suchte.

Der August und September 1815 brachte auf der Gerbermühle bei Frankfurt im Hause v. Willemers, in Frankfurt selbst, in Heidelberg den ersehnten Aufschwung ins Leidenschaftliche: im Zusammenleben mit Marianne v. Willemer

begann Goethes Liebesleier wieder zu tönen, entstand das unvergleichliche lyrische Duodrama Hatem und Suleika.

Bei dem Abschied von der geliebten Partnerin und der rheinischen Heimat, am 6. Oktober 1815, teilte Goethe die anfangs chronologisch geordnete, dann durch Zwischenschaltung neuer Gedichte vermehrte Sammlung „dem verschiedenen Inhalt gemäß“ in dreizehn Bücher. In der Mitte stand das Buch Timur, gedacht als Höhepunkt des Ganzen, das sich in je drei stofflich einheitlichen Bücherpaaren (s. Scherer, Goethe-Jahrbuch V [1884], 281 f.) darum gruppierte. Als Goethe am 3. August 1815 in Wiesbaden Sulpiz Boisserée den Plan seiner „Aneignung des Orientalismus“ entwickelte, hatte er gesagt: „Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend“ (Boisserée 1, 253 f.). Aber das Buch Timur gedieh nicht über das eine, übersetzte Gedicht. Und das „Buch der Freunde“, das an vierter Stelle stehen und nach der Ankündigung im „Morgenblatt“ vom 24. Febr. 1816 enthalten sollte „heitere Worte der Liebe und Neigung, welche bei verschiedenen Gelegenheiten geliebten und verehrten Personen, meist nach persischer Art mit goldbeblümten Rändern, überreicht werden, worauf die Gedichte selbst anspielen,“ und in das auch das Gedicht an Diez (oben S. 294) und „Lobgedichte an alle Orientalisten“ (Boisserée 1, 254) aufgenommen werden sollten, ließ er ganz fallen. „Den vorzüglichsten Männern, welchen diese [die orientalische] Literatur in Europa so vieles zu verdanken hat, jedem ein poetisches Monument in seiner Art zu errichten“, wie Goethe in dem Maibrief von 1815 an Cotta (s. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 317) seinen Plan beschreibt, das ging über seine Kräfte. Ein Gedicht an den Orientalisten Eichhorn kam in der Ausgabe letzter Hand dazu und wurde in das Buch der Betrachtungen gestellt (s. zu S. 40 „Vor den Wissenden &c.“), neben ältere persönliche Gedichte, die gleichfalls besser in ein Buch der Freunde gepaßt hätten: s. unten zu S. 35 „Den Gruß &c.“; S. 37 „Frage nicht &c.“; S. 41 „An Schah Sedschan“ und „Höchste Gunst“.

In dem Divan, wie er jetzt vorliegt mit nur zwölf Büchern und in einer vom früheren Plan abweichenden Reihenfolge, ist auf jeden sichtbaren Höhepunkt in der Mitte verzichtet. Er gliedert sich nun in Triaden von Büchern, mit sehr ungleicher Länge. Den Anfang machen drei, die

mehr theoretisch und allgemein das Problem des dichterischen Wesens, der dichterischen Kunst des Hafis und der Liebe aussprechen. Dann folgen drei rein gnomische, teils satirische, teils beschauliche Bücher. In den drei nächsten werden dramatische Personen eingeführt: Timur, Suleika, der Schenke. Aber Suleika ist so prächtig, so liebevoll, mit so viel innerer Leidenschaft gestaltet, daß sie die kärglichen Rollen der beiden andern nahezu tot macht. Am Schluß stehen wieder drei didaktische Bücher, die in die Tiefen religiöser Mystik und in die großen Fragen der Sittlichkeit, des höchsten menschlichen Lebensideals, des Lebens nach dem Tode eindringen.

In die zweite, zwanzigbändige Cotta'sche Ausgabe von Goethes Werken (1815—19) wurde der Divan noch nicht eingereiht, wohl aber schon 1820, als Band 21, in die Wiener Parallel-Ausgabe (vgl. Bd. 31, S. 283 f. der vorliegenden). Auch für den Divan-Text ist der Wiener Druck, wie ich schon (1888) in der Weim. Ausg. Bd. 6, S. 356 und im Goethe-Jahrbuch X (1889), 273 zeigte, beachtenswert. Für den vorliegenden Band haben wir die Untersuchung in dieser Richtung wiederholt, ohne ein über meine erste Bearbeitung in der Weimarer Ausgabe wesentlich hinauskommendes Ergebnis.

Im Jahre 1827 nahm Goethe den Divan dann in die dritte Cotta'sche Gesamtausgabe seiner Werke (die Ausgabe letzter Hand) als 5. Band auf: mit manchen Nachträgen, von denen die zum Buch des Paradieses weitaus die bedeutendsten sind, aber keineswegs so stark erweitert, als man hätte erwarten müssen nach dem Plan eines „künftigen Divans", den die Noten und Abhandlungen (oben S. 232 ff.) entwickelt hatten. — Auch blieben immer noch einzelne hervorragende Gedichte zurück, teils weil sie gegen das orientalische Kostüm verstießen oder sonst ihre Veröffentlichung Bedenken hatte. Sie erschienen erst nach Goethes Tod 1836 in der von Eckermann und Riemer besorgten sogenannten Quart-Ausgabe, eingeschaltet in den Text der einzelnen Bücher des Divans, und wurden größtenteils 1842 im 16. Bande der Nachgelassenen Werke als besonderer Nachtrag zum 5. Bande wiederholt.

Wie meine Bearbeitung des Divans in der Weimarer Ausgabe, so bringt auch die vorliegende Edition den poetischen Bestand des Nachlasses, vermehrt gegen die Quart-Ausgabe durch fernere Funde und das, was ich im Jahre 1888

dem weimarischen Goethe-Archiv entnehmen durfte, gesondert als eine Einheit für sich zur Anschauung (S. 132—144).

Für Verständnis und Würdigung der poetischen Bedeutung des Werks fließen reiche Quellen in Goethes gleichzeitigen Tagebüchern und Briefen. Lebendige Aufschlüsse über Wachsen und erste Wirkung des Divans, über seine persönliche und landschaftliche, zeitgeschichtliche Atmosphäre enthält der Briefwechsel und das Tagebuch von Sulpiz Boisserée (Sulpiz Boisserée. 2 Bände. Stuttg., Cotta 1862).

Alle Leser, die über das im Rahmen der Jubiläums-Ausgabe Gebotene hinausstreben zu einer selbständigen wissenschaftlichen Vertiefung in das wunderreiche Werk, seien ein für allemal auf meine erste Edition (Bd. 6 der Weim. Ausg.), sowie auf Siegfrieds und Seufferts Edition der Noten und Abhandlungen (in Bd. 7 derselben Ausg.) verwiesen. Für manches, was hier ohne Begründung ausgesprochen wird, ist diese dort zu finden. Sonst sind hier benützt worden die bekannten exegetischen und kritischen Hilfsmittel: der reiche, noch heute unentbehrliche Kommentar zum West-östlichen Divan von Ch. Wurm (Nürnberg 1834), die nicht genug gewürdigte Grundlage für alle spätere Divan-Erklärung, ferner H. Düntzers Erläuterungen, Leipzig 1878, sowie die kommentierten Ausgaben von G. v. Loeper (Goethes Werke 4. Teil, o. J. [1872] G. Hempel) und H. Düntzer (Goethes Werke, 4. Teil, Deutsche Nationalliteratur von Joseph Kürschner). Auch auf meine Abhandlungen im Goethe-Jahrbuch XI (1890), 1—18. XVII (1896), 1*—40* wie auf meine in der Einleitung mehrfach zitierte Akademie-Abhandlung sei ein für allemal verwiesen.

Moganni Nameh. Buch des Sängers (S. 3—16).

Auch im Divan des Hafis heißt eine Abteilung Moganniname: das Buch des Sängers (Hammer 2, 484).

Vorspruch (S. 3). Das Zeitalter der Barmekiden sprichwörtlich in arabischer Poesie „als die glänzendste Epoche", wo Bildungsanstalten und das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst gediehen, vgl. oben S. 172, 21 bis 173, 2 und 162, 15—19. Die „zwanzig Jahre": von der italienischen Reise bis zur Schlacht von Jena (1786—1806), die Zeit des gereiften glücklichen Genießens, der ästhetischen Interessen, in

Wahrheit „eine Zeit lokalen lebendigen Wesens und Wirkens", in die dann die Napoleonische Sturmflut einbrach.

Hegire (S. 3). Am 24. Dez. 1814 gedichtet. Die Ankündigung im Morgenblatt vom 24. Febr. 1816 belehrt: „Das erste Gedicht, Hegire überschrieben, gibt uns von Sinn und Absicht des Ganzen sogleich genugsame Kenntnis ... Der Dichter betrachtet sich als einen Reisenden." Den weiteren Inhalt des ersten Buchs beschreibt die Ankündigung: „Schon ist er im Orient angelangt. Er freut sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sei. In solchen allgemeinen Verhältnissen ist sein eignes Poetisches verwebt, und Gedichte dieser Art bilden das erste Buch." — Der Titel des ersten Gedichts bietet das arabische Hidschra in der französierten, der Zeit Goethes geläufigen Form (vgl. oben S. 315, 1—9). Das Wort bedeutet „Flucht", d. h. die Flucht des Propheten Muhammed von Mekka nach Medina im Jahre 622, von der die Muhammedaner den Anfang ihrer Ära datieren. Hier also bildlich von der Flucht des Dichters in die orientalische Welt, zugleich Ausdruck des Gedankens, daß mit ihr eine neue Epoche der künstlerischen Entwicklung des Dichters beginne. „Hegire" hatte Goethe einst auch seine heimliche Abreise nach Italien und die durch sie herbeigeführte Wendung zum vollen Klassizismus genannt. Auch jetzt vollzog sich der innere Umschwung auf einer Reise: in die rheinische Heimat. Und in den Rahmen einer Reise will diese Introduktion die ganze Divandichtung einfügen. So entsteht eine reizvolle sich mehrfach durcheinander schiebende Symbolik: mit der geistigen Fahrt in die östliche Kultur und Dichtung verschlingt sich die poetisch fingierte körperliche in den wirklichen Orient und endlich die tatsächliche körperliche Fahrt in die Heimat, und hinter dem Lande des Ursprungs und der Jugend des Menschengeschlechts (Strophe 2 u. 3) taucht das Geburtsland und Land der Jugend des Dichters auf.

Die erste Strophe schlägt das im Divan so oft wiederkehrende Stichwort der Verjüngung (s. Goethe-Jahrbuch XI, 13 ff.) an: aus dem zusammenbrechenden Staatenbau des alternden Europas hinaus in den reinen Osten, wo „Chisers Quell" sprudelt. Hammers Hafis, Vorrede S. XXIII, meldet: „Am nächsten Morgen erschien Hafisen

ein ehrwürdiger Greis ... mit einem Becher in der Hand. Es war Chiser, der Hüter des Quells des Lebens, der Hafisen davon zu trinken vergönnte und ihm unsterblichen Ruhm verhieß. So gelangte er zur Weihe des Dichters." Die ersten drei Strophen zeigen den von der „Hegire" erwarteten innern Gewinn, die folgenden drei die Einzelheiten des orientalischen Lebens und damit die poetischen Situationen und Motive des Divans: Hirtendasein (Beduinen: älteste arabische Poesie und Kultur), die Wege des umherziehenden Kaufmanns (Oasen, Karawanen, Wüste; Städte; Felsweg, Maultier) und die großen orientalischen Städte (Bäder, Schenken, Liebschaften). Die letzte Strophe kehrt zum Anfang zurück: Dichterworte suchen die Pforte des Paradieses. Auch in der ersten Strophe hieß es V. 4 ursprünglich: „Paradieses Luft zu kosten". Die Änderung trieb, wie öfters im Divan, nun erst die letzte Strophe als Steigerung mächtig hervor. Goethe hatte sich „manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients ergangen" (oben S. 246, 23—25). Bald nach der „Hegire" vollendete er die poetische Geschichte der Siebenschläfer und ihrer Entrückung ins „Paradies" (S. 130, V. 97) und verkündete in „Gute Nacht" wieder den Wunsch, „des Paradieses Weiten mit Heroen zu durchschreiten" (S. 131, V. 9—11): den Ton, in welchen der Prolog „Hegire" ausklingt, hält der gleichzeitige Doppelepilog fest. Ähnlich in dem Gedichte S. 19 „Der Deutsche dankt" V. 13 bis 15. Die Gedichte im Buch des Paradieses aus dem Jahr 1820 führen das weiter aus. Den „bösen Felsweg" (V. 25) veranschaulicht Strophe 1 des altarabischen Gedichts oben S. 152, die Verse 26—30 die Notiz über Hafis S. 191, 17 bis 22. Der Reim „dort war : Wort war" (V. 17 : 18) ist für den Divan charakteristisch: zweisilbige (weibliche) Reime, deren zweite Silbe einen — mehr oder minder starken — Nebenton hat (sogenannte spondeische Reime) liebt Goethe auch sonst; hier aber bringt er häufiger zweisilbige spondeische Reime, die „gespalten" sind: d. h. ein Reim oder beide Reime bestehen aus zwei selbständigen Worten. Vgl. „Dreistigkeit" (S. 13) V. 1 : 3, 5 : 7, 9 : 11. Weitere Beispiele S. 48. 65. 77. 78. 103. 105. Auch bei dreisilbigen („gleitenden") Reimen: „Wanderers Gemütsruhe" (S. 49) V. 5 : 7 „waltet es : schaltet es", 9 : 11 assonierend „solche Not : trocknen Kot". All dies ein schwacher Versuch, der orientalischen Reimfülle einigermaßen nachzustreben, aber in der

deutschen Reimtechnik sehr wirksam und von späteren Dichtern viel und noch kunstvoller nachgeahmt. Leider gestattet der Raum hier und im folgenden kein näheres Eingehen auf die Vers- und Reimtechnik des Divans.

Segenspfänder (S. 4). Vom 1. Jan. 1815. Gleichfalls noch eine Art Introduktion in die orientalische Denkart: diesmal in den Aberglauben. Das ganze Gedicht hängt, zum Teil wörtlich, ab von den Begriffsbestimmungen in einem Aufsatz Hammers über die verschiedenen „Talismane der Moslimen" mit Abbildungen babylonischer Amulette in den „Fundgruben des Orients" von 1814. Die Talismane in Karneol und Onyx (V. 1. 3) mochten Goethe besonders anziehen: antike Gemmen und Kameen hatte er als Kenner seit der römischen Reise studiert, gesammelt und erläutert: vgl. Bd. 28, S. 201 ff., Bd. 35, S. 222 ff. 226 ff. sowie oben S. 165, 33 bis 166, 5 und Goethes Kunstsammlungen beschrieben von Chr. Schuchardt u. a. 2. Teil. Jena 1848, S. 1—8. Auch in dieser Sphäre des von der Kunst gestalteten Aberglaubens fand er genug west-östliche Gemeinsamkeit. — V. 24. „Abraxas": etymologisch noch nicht sicher erklärt. Goethe hatte sich darüber schon in Straßburg Gedanken gemacht und in den „Ephemerides" eine Stelle aus Mosheim dazu notiert (Weim. Ausg. Bd. 37, S. 110, 15). Der griechische Gnostiker Basilides soll so das höchste Wesen, den Vorsteher der 360 Aeonen benannt haben; sonst wird es als „Zahl der Jahrestage" erklärt. Hier sind die gnostischen Abraxas-Gemmen gemeint, die außer diesem Wort oder andern Götternamen und Buchstaben mystische Darstellungen enthielten und magischen Zwecken dienten, wie sie im Zeitalter des religiösen Synkretismus unter gnostisch-persischen Einflüssen der Orient, namentlich Alexandria liebte: „das Fratzenhafte, das ein düstrer Wahnsinn schaffte" (s. Einleitung S. XXXVIII). Wie zu Goethes Zeit für diese Dinge lebhaftes Interesse erwachte, so hat auch die neueste religionsgeschichtliche Forschung sich darum gemüht, seitdem in den ägyptisch-griechischen Zauberpapyri eine ungeahnte Quelle des Verständnisses aufschoß; vgl. die geistreiche Schrift von A. Dieterich: Abraxas. Studien zur Religionsgeschichte des spätern Altertums. Leipzig 1891.

Freisinn (S. 6). Zuerst erschienen 1816 im Morgenblatt, ohne die Überschrift, als 6. und 7. Strophe der folgenden Gruppe „Talismane". V. 1—4 beruhen auf einer

Notiz der Fundgruben des Orients (4, 36) über einen Bewohner des Kaukasus, „der einen Antrag zur Unterwürfigkeit mit der Antwort zurückwies: Über seiner Mütze sehe er nur den Himmel". V. 5—8 umschreiben die 98. Sure des Korans (V. 21): „Er hat euch die Gestirne gesetzt, als Leiter in der Finsternis zu Land und See" (in Fundgruben 1, 1).

Talismane (S. 6). Die erste Strophe fußt auf dem Motto der Fundgruben aus dem Eingang des Korans: „Gottes ist der Orient und Gottes ist der Occident; Er leitet, wen er will, den wahren Pfad." V. 3 u. 4 lauten in der ersten Niederschrift:

Auch den Norden wie den Süden
Hat sein Auge nie gemieden.

Ein musterhaftes Beispiel für den keineswegs regelmäßigen Fall, daß die Änderung der ursprünglichen Fassung erst die wahrhaft poetische und zugleich die künstlerisch vollendete Form schafft und dem Gedanken den Stempel der Unvergänglichkeit aufdrückt. V. 7 „von seinen hundert Namen": vgl. S. 184, 10—28. V. 9—12 im Sinne des Anfangsgebets in der ersten Sure des Korans: „Zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg und nicht den der Irrenden." V. 13—16: Unsterblichkeitsgedanke, verwandt dem Schluß des Faust, vgl. auch „Selige Sehnsucht" (S. 16, V. 17—20) u. die Anmerkungen zu diesem. V. 17 bis 22: Vorrede Saadis (vgl. S. 185, 21 ff.) zu seinem Gulistan in der Übersetzung des Olearius von 1660 (vgl. S. 288, 22 ff.): „Ein jeglicher Athem, den man in sich zeucht, hilfft zur Verlängerung des Lebens, und der wieder aus uns gehet, erfrewet den Geist. Darumb seynd im Athem holen des Menschen zweyerlei Gnaden und für jegliche sol man Gott von Hertzen dancken." Herder übersetzte das schon im Teutschen Merkur 1782 in Reime, vgl. Suphans Ausgabe Bd. 26, S. 370 Anmerkung. Das Bild gehört zum Kern von Goethes Weltauffassung, seiner Natur- und Menschenerklärung, und hat tief in ihm gearbeitet: er fand darin den mystischen Ausdruck, die ewige Formel für das Urphänomen alles Lebens, den Pulsschlag. Hier kann nur auf einige verwandte Äußerungen Goethes hingewiesen werden: oben S. 313, 28; vgl. Einleit. S. XLVI. In vorliegender Ausgabe Bd. 20, S. 25, 27. Bd. 23, S. 165. Bd. 35, S. 320, 16—19. Bd. 39, S. 30, 13—17. 56, 20—24. 71, 12—18. Ferner „Zahme Xenien" VI, V. 1736 ff. „Keine Gluten, keine Meere 2c." Weim. Ausg., 2. Abt., Bd. 1,

S. 15, 12—23. Bd. 3, S. 114, 3—9. Bd. 6, S. 360, 11—14. Bd. 11, S. 290, 15—18. Bd. 12, S. 71, 16—19. 4. Abt., Bd. 15, S. 280, 19 ff. Bd. 25, S. 305. 310, 28 ff. Sprüche in Prosa, v. Loeper Nr. 362. Tagebuch vom 17. Mai 1808. Zu Eckermann, 11. April 1827. Boisserée 1, 275. Die Quelle dieses tiefsinnigen mystisch-naturwissenschaftlichen Gleichnisses finde ich in den Dogmen der pseudoclementinischen Schriften des 3. christlichen Jahrhunderts, insbesondere der Homilien, die einen eigentümlichen Dualismus verkünden: Gott, das ewige reine Sein ist eine Einheit von Pneuma und Leib, er betätigt sein Leben in einer συστολή (Zusammenziehung) und einer ἔκτασις (Ausdehnung), woraus die elementaren Gegensätze Warm und Kalt, Feucht und Trocken hervorgehen, deren Abbild das menschliche Herz ist. Goethe kannte diesen Literaturkreis, aus dem ihm das Motiv des Simon Magus und der dämonischen Helena für den „Faust" geläufig war, von seinen Studien der frühchristlichen Kirchen- und Ketzergeschichte.

Vier Gnaden (S. 7). Vom 6. Febr. 1815 (nicht 1814). Die ersten drei Strophen schöpfen aus Chardins Voyages: Gott habe die Araber durch vier Gaben begünstigt: einen Turban, der ein besser Ansehen gebe als die Tiaren der Könige; ein Zelt, schöner als Häuser; Schwerter oder Säbel, die sie besser schützten als andere Völker Schlösser und Burgen; Lieder, die viel vortrefflicher wären als die Bücher und Werke der umwohnenden Völker. Die beiden letzten Strophen sind von selbständiger Erfindung. Sie geben ein doppeltes Bild: die in den Shawl der Geliebten gestickten oder gewebten Blumen singt sein Lied herunter d. h. verwandelt sie in poetische Blumen, in Huldigungen, wie sie der Abschnitt „Blumen- und Zeichenwechsel" S. 226 ff. in reiner, wortloser Symbolik vorführt; den Hörern aber gegenüber nimmt der Dichter die Gestalt des Händlers an, der Blumen und Früchte, jedoch auch Nutzpflanzen, d. h. ergötzende und moralische Poesie, verkauft.

Geständnis (S. 8). In Frankfurt am 27. Mai 1815, auf der Reise, entstanden. Ursprünglicher Titel „Unverborgnes". Keine orientalische Parallele ist bisher für die drei unverborgnen Dinge nachgewiesen. In Agricolas Sprichwörtern erscheinen vier Dinge, die sich nicht bergen lassen: Feuer, verraten durch Rauch und Dampf und Hitze, Husten, Ausschlag, Liebe. Ähnlich das deutsche Sprichwort: „Feuer,

Husten und Krätze lassen sich nicht verbergen.“ Von der Liebe dichtet Motanabbi (nach Hammers Übersetzung): „Wer die Liebe will verstecken Wird gespäht aus allen Ecken.“ Und in Jones Poeseos asiaticae commentarii (Lipsiae 1777) hatte Goethe folgende Übertragung arabischer Verse gelesen (S. 71): Putatne amator, amorem celatum iri, qui partim effusis lachrymis, partim cordis ardore detegitur?

Elemente (S. 8). Juli 1814. Selbständiges Gegenstück zu dem 13. Ghasel des Buches Schin im Divan des Hafis (2, 75); Hammers Strophenform ist beibehalten. V. 10. „Rubin des Weins“ eine bei Hafis sehr häufige Metapher.

Erschaffen und Beleben (S. 9). Anfangs „Der Urvater“, dann „Der erste Mensch“ betitelt; vielleicht das älteste Divan-Gedicht (21. Juni 1814). Ein Ghasel des Hafisischen Divan (Hammer 1, 233 ff.), auf das Goethes Reinschrift hinweist, enthält die Verse: „Die Säuerung von Adams Stoff, Nichts anders ist der Trinker Tun“ nebst der Anmerkung des Übersetzers: „Trinken heißt nichts anders als den Erdenteig säuern, aus dem Adam geknetet ward; ohne diese Säuerung bliebe der Mensch ein abgeschmackter, ungegorner Klumpen.“ An diesem Liede Goethes hat also Hammer mitgearbeitet. Es gehört in die Klasse der „Geselligen Lieder“ nach Goethes Terminologie (Bd. 1, S. 69 ff.), ein westliches Kneiplied wie Ergo bibamus, s. Einl. S. XXVI f. Burschikos ist der Ton und auch der Ausdruck im Einzelnen; vgl. Kindleben, Studentenlexikon. Halle 1781 (Neudruck Leipzig 1899) unter „Erdenkloß“. Burschikos auch V. 5 „Die Elohim“, die im Alten Testament geläufigste Bezeichnung für Gott, eine Pluralform, die Goethe hier scherzhaft — nach Analogie zahlreicher Stellen des Alten Testaments — auch grammatisch als Plural konstruiert und mit einem verbalen Plural verbindet (ebenso Bd. 22, S. 152, 11). Vorschwebt dabei 1. Mos. 2, 7.

Phänomen (S. 10). Am 25. Juli 1814, dem ersten Reisetage, gedichtet wie das folgende und S. 133 „Sollt' einmal durch Erfurt fahren“. Der Dichter erblickt in den Dünsten des Morgens einen Nebel-Regenbogen. Mit bescheidener Deutung nimmt die dritte Strophe das als erfreuliches Vorzeichen der Zukunft, der er entgegenfährt. Der Regenbogen des Sonnenlichts ist Goethe nach 1. Mos. 9, 12 im Einklang mit Herder („Vom Geiste der ebräischen Poesie“, Suphans Ausg. Bd. 11, S. 390) Sinnbild der Poesie als

der Brücke zwischen Himmlischem und Irdischem: vgl. „Regen und Regenbogen" (Bd. 2) und Faust V. 4721—27. So wurde der Regenbogen auch dem Naturforscher ein Symbol für die Grenzen der Naturerkenntnis; vgl. zu Eckermann, 11. April 1827, und Boisserée 2, 591. Im „Hochbild" (oben S. 86) und in „Aeolsharfen" (Bd. 2) wird der tragische Kern dieses Bildes offenbar: Iris, der ungreifbare, zerfließende Regenbogen, das Symbol der ungestillten Sehnsucht nach Suleika-Marianne, nach Ulrike v. Levetzow. Im vorliegenden Gedicht erscheint eine seltene Abart des Sonnen-Regenbogens, der farbenlose Regenbogen, der von der sich im Nebel spiegelnden Sonne entsteht: des alten Dichters Lieben und Dichten hat nicht mehr die Farbenfülle der sonnigen Jugend, aber auch der Weißhaarige bewahrt das göttliche Licht. Auch der weiße Bogen bleibt Himmelsbogen.

Liebliches (S. 10). Vom selben Tage wie das vorige Gedicht, vgl. zu diesem. Der Morgennebel löst sich bei der Weiterfahrt: an Stelle des weißen Himmelsbogens bricht ein rätselhaftes „Buntes" hervor, das — fast wie ein farbiger Regenbogen — „den Himmel mit der Höhe verbindet" und sich dann unerwartet als die bunten Mohnfelder um Erfurt enthüllt. Denn V. 13 lautete ursprünglich: „Ja, es sind die bunten Mohne, Die um Erfurt sich erstrecken." Von den fünf Strophen dieses ganz momentanen Reisebildes zeigen nur die zweite und dritte ein orientalisches Element, und gerade diese beiden unterscheiden sich von allen übrigen formal dadurch, daß sie anstatt vier nur zwei Zeilen mit Reimen versehen: sie sind also wohl erst etwas später konzipiert und eingeschaltet worden. Das Gedicht, ursprünglich rein westlich, sprach zuerst (unter der Überschrift „Bunte Felder") nur die freudige Überraschung aus, auf dem vom „Kriegsgott" kürzlich noch verwüsteten Boden ein Werk friedlicher Landarbeit zu erblicken. V. 4. „Sehe": gutes altes deutsches Wort, noch bei Gellert, Kosegarten, Voß, Stolberg. V. 11. „Schiras": die durch Blumen und Früchte, Rosen und Wein berühmte Geburtsstadt des Hafis, die Hauptstadt der Provinz Persien.

Zwiespalt (S. 11). Vom zweiten Reisetag, wie die Gedichte S. 12. 14. 45 „Übermacht rc.". Ältere Überschrift „Liebe und Krieg". Eine ähnliche Antithese wie die in der ursprünglichen Konzeption des vorigen Gedichts. Das Motiv vorgebildet bei Hafis: „Wer könnte sicher bleiben vor des Him-

mels Raubsucht, Wenn dort Sohre [Venus, hier V. 2 „Cupido"] Lauten schlaget, Und Merih [Mars, hier V. 4 „Mavors"] die Waffen traget" (Hammer 2, 75). Die letzten vier Verse stehn in der Reinschrift nach einem Zwischenraum mit der Überschrift v. l. d. h. varia lectio als Ersatz für V. 9—12, weil die altertümliche Form „Kriegestunder" (V. 10) Bedenken erregte. Nachdem drei Ausgaben unter Goethes Augen beide Fassungen nebeneinander geduldet haben, wäre es gewaltsam, eine derselben auszuscheiden.

Im Gegenwärtigen Vergangnes (S. 12). Das Datum „Fulda, den 26. Juli 1814, Abends 6 Uhr" bezieht sich auf die Vollendung des Gedichts, die Konzeption erfolgte noch am Morgen in Eisenach, das Goethe um 5 Uhr früh verließ: Morgenstimmung und Hindeutung auf „Felsen" und „hohen Wald" (V. 4 f.), das „Ritterschloß" (V. 6, die Wartburg) bei Eisenach, auf den Schauplatz jugendlicher Jagden mit dem Freunde Herzog Karl August (V. 13) enthalten die ersten beiden Strophen. Doch spiegelt die erste Strophe den augenblicklichen realen Eindruck des Eisenacher Gartens ab in einer literarischen Reminiszenz, an die Verse des Hafis (Hammer 2, 429): „Zwei Gesellen bleiben noch In dem Garten, Ros' und Lilie; Beide halten hoch den Kelch Auf des Freundes Angedenken." Das mochte Goethe vor kurzem gelesen und im Kopf haben; vgl. auch Hammer 1, 294 u. meine Einleitung S. XLV. Am Abend wurde das Konzept in Reinschrift übertragen und hier erst der Schluß hinzugefügt, der abendlich ausklingt, wieder eine Beziehung auf Hafis anhängt und in symbolischem Doppelsinn „des Tags Vollendung" (V. 27), d. h. den Abend des Reisetags und des Lebens, mit diesem Genießer genießen will (V. 28).

Lied und Gebilde (S. 13). Bedeutsame Kundgebung für die Überwindung des einseitigen Klassizismus. V. 7. Das flüssige Element: der fließende, gestaltlose Stil orientalischer Dichtung. V. 11 f. Das Wasser des Euphrats wird sich ballen, als ob es gekneteter Ton wäre. Dem Dichter steht dabei das tiefsinnige Bild des indischen Märchens vor Augen, das seine „Legende" (s. Bd. 2) ausspricht:

Seligen Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel.

Schon am 27. Mai 1807 meldet davon das Tagebuch, und

die Quelle der Geschichte war Goethe noch viel länger bekannt; vgl. Bd. 39, S. 50, 5 u. Goethe-Jahrbuch XVII, 28*.

Dreistigkeit (S. 13). Vom 23. Dez. 1814. Sinn der ersten Strophe (in den Ausgaben vielfach durch falsche Interpunktion verschoben): Um gesunden zu können, muß der Mensch sich ausleben, der formlose Schall zum Ton sich runden.

Derb und Tüchtig (S. 14). Auf der Fahrt von Eisenach nach Fulda, am 26. Juli 1814, entstanden. Ein lebhaftes Zeugnis für das neu erwachende übermütige Kraft- und Lebensgefühl des 65jährigen Dichters, dem in diesen freien Reisetagen auf dem sommerlichen Wege zur sonnigen rheinischen Heimat ein Frühling poetischen Schaffens aufquoll. Lässiger Ton, Formen und Ausdrücke der burschikosen Alltagssprache, nichts von stilisierter sonorer Manier. V. 21—24 zielen weniger gegen die Nazarener der deutschen Kunst und die katholisierenden Romantiker insgemein (vgl. Einl. S. XXXV. XXXVIII f.), gemeint sind vielmehr überhaupt alle unduldsamen Obskuranten, die engherzigen Moralprediger, die philisterhaften, splitterrichtenden Gesinnungsdoktrinäre und politisch-religiösen Tugendwächter, unter denen gerade auch viele Liberale und Rationalisten, also alle die, welche „ohne Kapp' und Kutt" doch Mönchsgebaren, Welt- und Genußfeindlichkeit beweisen oder, wie es das am gleichen Tage entstandene Gedicht S. 45 „Übermacht, ihr könnt es spüren" V. 19 f. noch deutlicher ausspricht, jene „braun' und blaue Kutten", die „wie andre Christen gehn", im Laienstande leben. Bei Hafis mochte wohl Goethe mancher verwandte Ausfall frappieren, z. B.: „O Prediger, ferne, ferne bleib Von mir und schwatz' nicht weiter. Ich bin nicht der Mann, der aufs Geschwätz Der falschen Zeugen horchet" (Hammer 2, 219).

Allleben (S. 15). Wieder ein Augenblicksbild der Reise (Tagebuch: „den 29. Juli 1814. Unterwegs in der Nacht . . . Heiß . . . Gewitter türmt sich auf"), aber in einen höheren Sinn gehoben: es ist die Fahrt in das Land des östlichen Dichters — schon kündigt der aufwirbelnde heiße Staub, den Hafis so oft besungen, seine Nähe an; aber es scheint doch auch wie eine Wiederholung jener einstigen Fahrt des westlichen Dichters durch das staubreiche Land Italien, zu ähnlichen neuen Ernten; und endlich die Sehnsucht nach dem abkühlenden, erquickenden, schaffenden Gewitterregen, das Lechzen des ausgedörrten Erdreichs, die Entladung der Wetterwolken,

die Tränkung des Bodens und der nun von ihm aufdringende frische Duft neuen Wachstums — all das ist nur mystisches Bild des Verlangens nach neuer Befruchtung, neuem Leben, nach Metamorphose, das das All, Menschen und Natur, durchzieht und sich beglückt fühlt in dem Gefühl, „daß es grunelt". Im Koran dient das vom Himmel strömende, die staubige, vertrocknete Erde aus ihrem Todesschlaf neu belebende Wasser wiederholt als Sinnbild und Bürgschaft der Unsterblichkeit. Goethes Weltbetrachtung eignet sich früh dies mystische Symbol an: für Werther, für Orestes, für den entstehen und werden wollenden Homunculus in gleicher Weise ein Symbol der Erneuerung, der Heilung, der Wiedergeburt, überhaupt der aufsteigenden Entwicklung. V. 1—12. Der „Staub" (so lautete die ursprüngliche Überschrift) ist ein beliebtes Motiv auch bei Hafis, namentlich in seinen Liebeshuldigungen, vgl. die Beispiele S. 202, 21 bis 203, 10. Hammers Hafis (1, 147): „Hoher Geist ward Hafisen! Von dieser Welt und von der andern Springet ihm nichts ins Aug', als der Staub der Schwelle deiner [der Geliebten] Türe." Dazu zitiert Hammer in der Anmerkung selbst aus Tibull I, 1: Me retinent vinctum formosae vincla puellae, Et sedeo duros janitor ante fores. Hierdurch wurde wohl in Goethe die Erinnerung an Italien (V. 13—16, vgl. Venezianische Epigramme 4, 1 in Bd. 1, S. 205) verstärkt und die Anspielung auf die „Römischen Elegien" (V. 17—20) begünstigt: wiederum erscheint der Übersetzer Hammer als poetischer Mitarbeiter. V. 8. „Mahmuds Günstlinge": gemeint dürfte der Kalif Ebu Ishak Mahmud sein, zu dessen Preis Hafis ein Ghasel (Hammer 1, 447—454) gedichtet hat, auf das unser Gedicht auch sonst sich zu beziehen scheint.

Selige Sehnsucht (S. 16). Vielleicht das schwierigste aller Gedichte Goethes. Nach der Reinschrift „Wiesbaden den 31. Juli 1814" datiert, mit der Überschrift „Buch Sad Gasele 1", die auf das anregende, völlig sufische Gedicht bei Hafis (Hammer 2, 90 f.) weist. Schon der Eingang umschreibt folgende Worte dieses Gedichts: „Kennt wohl der Pöbel Großer Perlen Zahlwert? Gib die köstlichen Juwelen Nur den Eingeweihten." Die entscheidenden Verse desselben lauten: „Wie die Kerze brennt die Seele, Hell an Liebesflammen, Und mit reinem Sinne hab' ich Meinen Leib geopfert. Bis du nicht wie Schmetterlinge Aus Begier verbrennest, Kannst du nimmer Rettung finden Von

dem Gram der Liebe." (Weim. Ausg. Bd. 6, S. 447.) Unter den Divan-Paralipomena zielt ein Zitat aus Saadis Bostan „Die verliebte Mücke" auf folgende Worte der Übersetzung des Olearius: „Die Mücke wurde einstens angeredet: ‚Armes Blut! suche jemanden zu lieben, der deines Gleichen ist [V. 12 des Gedichts: ‚höhere Begattung'], Du und das Licht, deine Geliebte, sind so weit von einander' ... Darauf antwortete die verliebte Mücke: ‚Was ist denn daran gelegen, sterb' ich schon, so hab' ich Feuer in meinem Hertzen ... mit Willen werffe ich mich nicht selbst ins Feuer, aber die Ketten der Liebe zu der Kertzen ziehen mich dahin' [V. 11 ‚dich reißet neu Verlangen']." Schon in den Tagen der aufflammenden Liebe zu Frau v. Stein schrieb Goethe Nachts der Geliebten (23. Febr. 1776): „Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehn — und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen." Die Vorlage des Divangedichts gibt gleich dem Saadi-Zitat eine Grundanschauung der sufischen Mystik (vgl. Einl. S. XLVI), die in arabischer und persischer Dichtung unzählige Male ausgesprochen wird. Die Seele ist in den Körper gebunden wie in ein Gefängnis (vgl. oben S. 97: „Du weißt, daß der Leib ein Kerker ist; Die Seele hat man hinein betrogen"); diese Verhaftung in dem irdisch-materiellen Dasein erzeugt fortgesetzt Qual, Begierden und Triebe, die der Seele Schmerz bereiten, vor allem das sinnliche Verlangen: das ist der „Gram der Liebe". Nur durch die Vereinigung mit dem göttlichen Sein, durch das Eingehen in die Glut der göttlichen Liebe, durch freiwilliges Opfer des Leiblichen und asketische Durchflammung ist Rettung möglich, und nach Saadis Worten wirkt in der Erlösung begehrenden Seele eine emporreißende, das göttliche Feuer ins Herz werfende höhere Liebe, die sich über die materielle erhebt und die in das göttliche Licht hineinzieht. Goethes Gedicht folgt diesen Gedankengängen. V. 4 lautete ursprünglich: „Das nach Flammenschein sich sehnet", wodurch nur die erotische Sehnsucht nach der Vereinigung mit der leuchtenden Flamme ausgedrückt wird. Die brennende Flamme der Kerze Abglanz höhern göttlichen Lichts, wie im „Vermächtnis altpersischen Glaubens" (S. 113, V. 56. 57. 65 ff.). Das Lebendige — der Nachtfalter — verlangt aus der kühlen Finsternis irdischer Liebesnächte, irdischer Geburt und Zeugung nach höherer Begattung, nach der Begattung mit der leuchtenden

Flamme, mit dem ihn durchglühenden Eros. In dieser höheren Begattung — das sagt die vierte Strophe — verbrennt er. Nun aber bringt die letzte Strophe ein neues, fremdartiges Gedankenelement herbei: hier wird die Allegorie fallen gelassen, es ertönt ein Fabula docet mit moralischer Vermahnung, und die darin gegebene Deutung paßt nicht zu dem Bilde der ersten vier Strophen. Der Nachtfalter, der im Licht verbrennt, ist ein für allemal tot. Ihm tönt kein „Werde" mehr. Wenn unmittelbar auf das „Bist du Schmetterling verbrannt" ein zurückverweisendes „das" und dann als Erläuterung „Dieses Stirb und Werde" folgt, so empfinden wir dies identifizierende Demonstrativum „dieses" als einen Sprung, wir vermissen einen Übergang aus der eben dargestellten allegorischen Handlung des Schmetterlingsgleichnisses zu der unerwarteten Interpretation, die uns in eine Tiefe und Weite des Sinns hineinreißt, die wir jenem Bilde nicht entnehmen konnten. In den orientalischen Vorlagen des Gedichts, in der sufischen Poesie überhaupt, war der in der Kerze verbrennende Nachtfalter nur Symbol der Auflösung der individuellen Seele des geläuterten Weisen und Frommen im göttlichen Allwesen. In diesem „Stirb und Werde" Goethes aber ist offenbar nicht oder nicht ausschließlich die Rede von dem einmaligen Aufhören der irdischen Existenz und dem — gleichviel ob bewußten oder bewußtlosen — neuen überirdischen Dasein, sondern auch von einem wiederholten Vergehen und Wiedererstehen des menschlichen Individuums innerhalb des diesseitigen Lebens. Dieses „Sterben und Werden" steht nicht am Ende des Erdendaseins, sondern mitten in ihm, mitten in einer unendlichen Entwicklung, für die der materielle Tod nur einen Einschnitt, keinen Abschluß bedeutet. So wird die letzte Strophe des Gedichts, da sie auch formell in Reimgeschlecht und Bau der Verse von den ersten drei Strophen stark abweicht (auch die vierte Strophe differiert bereits, aber schwächer), also ein Stocken der gleichmäßigen rhythmischen Welle, der einheitlichen poetischen Konzeption anzeigt, wohl erst später hinzugedichtet sein: das erkannte schon Rudolf Hildebrand (Grenzboten 1887, Bd. 4, wiederholt: Aufsätze und Vorträge. Leipzig 1890, S. 255), vgl. auch Niejahr Goethe-Jahrbuch XX (1899), 166.

Goethe hat in die Nachdichtung der beiden orientalischen Vorlagen eignen, naturphilosophischen Besitz hineingetragen.

Die sufische Gedankenwelt selbst wurzelt ja in einer langen Tradition antiker und christlicher Mystik: diese Mystik war Goethe sehr wohl bekannt und hat ihm für seine eigne Forschung und Meditation die Formen geliefert (vgl. Einleitung S. XLVIII). Er deutete sich — was hier nicht ausführlicher belegt werden kann — die mystische Erotik seiner sufischen Vorlage mit platonisch-heraklitischer Naturphilosophie (Symposion Kap. 26, p. 207 D) und aus der orphischen Symbolik der antiken Kunst, in welcher der Schmetterling, der im Griechischen ψυχή hieß, als Sinnbild der Psyche und diese als Schmetterling oder als Mädchen mit Schmetterlingsflügeln erscheint, von Eros gefaßt, gehascht, oder mit der Fackel gesengt oder gefesselt. Namentlich Gemmen mit diesen Darstellungen waren Goethe bekannt und ebenso die sepulkrale Bedeutung des Motivs auf römischen Sarkophagen, die in dem Schmetterling die Jenseitshoffnung der Seele des Verstorbenen versinnlichen. So verschmolz Goethe hier antike und orientalische Mystik. Aber er tat es nur darum, weil er darin ein Drittes am passendsten einkleiden konnte: seinen selbsterworbnen Originalgedanken über das Wesen des natürlichen Lebensprozesses in der animalischen und vegetativen wie in der moralisch-geistigen Welt und vor allem seinen eigensten moralischen Imperativ, den er daraus abgeleitet hatte.

Der Tod des Schmetterlings in der Flamme soll nach Goethes Intention kein wirkliches Vergehen sein, nicht ein Tod der Substanz des Lebendigen, sondern eine Umbildung seiner Form. Das „Stirb und Werde" der letzten Strophe bedeutet die Metamorphose: jenes Gesetz des organischen Lebens, das Goethes eigne naturwissenschaftliche Forschung ihm enthüllt hatte. Als ihn der Divan ganz erfüllte, hat er selbst am 3. August 1815 zu Boisserée die Erklärung gegeben: „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menschen, und bei diesem auch." Dieses Evangelium hat über Goethes Natur- und Menschenforschung gleichermaßen geleuchtet, und überall klingt es uns bei ihm entgegen.

Insbesondere sei hier auf die naturwissenschaftlichen Schriften im 39. Bande vorliegender Ausgabe summarisch verwiesen als den tiefen Hintergrund für die geheimnisvolle Weisheit des Divangedichts, wie ihn dessen letzte Strophe unter mystischem Schleier sichtbar macht.

Die Bilder von den Werdestufen der Insekten, von Raupe, Puppe, Schmetterling, von den wiederholten Häutungen der Insekten und Schlangen, die Goethe überträgt auf die Wandlungsstufen einerseits der generellen anatomischen Gestalt des menschlichen Körpers, anderseits auch auf die Wandlungsstufen des menschlichen Individuums, seines äußeren und inneren Daseins, diese Bilder sind keine bloß poetischen, keine abstrakten Marken aus einem traditionellen, verblaßten Phrasen- und Vorstellungsschatz. Sie quellen aus eigenster, langer, angestrengter Beobachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit der wirklichen natürlichen Erscheinungen. Sie sind der ganz eigentlich gemeinte Ausdruck der tiefsten Erkenntnis alles irdischen Seins und Werdens, die der Dichter als leidenschaftlich beharrlicher Werber um die offenbarende Liebe der Natur mit aller Kraft seiner Sinne und seines Geistes errungen hatte.

Das Divangedicht in seiner fertigen Gestalt schwebt, eben weil es nicht auf einen Wurf entstand, mit einer gewissen Inkonzinnität des Ausdrucks zwischen zwei Gedanken. An und in den tragisch-mystisch-erotischen Gedanken der ersten vier Strophen, der aus den sufischen, platonisierend aufgefaßten orientalischen Vorlagen herübergenommen ist, drängt sich der Gedanke der körperlich-geistigen, sinnlich-sittlichen Metamorphose des irdischen Menschen, den rein nur die Schlußstrophe ausspricht. Diese letztere enthält die Idee der natürlichen aufsteigenden Entwicklung vermöge eines äußeren und inneren Stoffwechsels des Menschen, in dem sich fortgesetzt eine Steigerung und Entpuppung seiner eigentlichen Anlage vollzieht. Jener andere Gedanke (in den ersten vier Strophen) dagegen die kathartisch-mystische Idee, die der Romantik (von Novalis und Zach. Werner bis zu Richard Wagners „Tristan“) so am Herzen lag, daß aus dem irdischen Tode Leben hervorgehe, die Idee der Sehnsucht nach dem Tode als dem Erlöser von einem Leben, das ein Sterben ist, als dem Spender neuen Lebens, als der höchsten Liebesnacht, die alles irdische Liebesverlangen erfüllt und auslöscht: vgl. schon „Prometheus“ V. 368—415 (Bd. 15, S. 24 f.). Dieser ursprüngliche, romantische Gedanke des Gedichts oder genauer der Grundlage seiner poetischen, d. h. sprachlich-stilistischen Konzeption ist ein jenseitiger: ihm entspricht der ältere Titel „Selbstopfer“ (Mai 1815). Dagegen ist der Gedanke der letzten Strophe ein diesseitiger,

und ihm entspricht der Titel „Vollendung“, den das Gedicht im Taschenbuch auf das Jahr 1817 trägt: es erhielt ihn erst bei der Hinzufügung der letzten Strophe, und später wurde dann zur besseren Zusammennietung des Ganzen in Vers 4 „Flammentod“ für „Flammenschein“ gesetzt: „Das Lebend'ge“ hat nun von Anfang an das Sehnen nach dem Tode. Aber dieser Tod ist eben nicht der wirkliche Tod, sondern die immer sich wiederholende Quelle neuer Geburt, neuen Werdens, neuer Verjüngung, die zugleich ein Absterben, ein Überwinden in sich schließt.

Zwischen den beiden Gedankenreihen des Gedichts bestand von vornherein eine Brücke. Der Begriff der innerlich-äußerlichen, sittlich-sinnlichen Metamorphose des Individuums ist kein rein diesseitiger. Die Metamorphose reicht über den Abschluß der empirischen Existenz des Menschen hinaus, sie setzt sich in einer übersinnlichen, nur der Ahnung zugänglichen Welt fort, der irdische Tod ist nur die Schwelle zu einer weiteren, höheren Stufenreihe der „Gestalt“ oder der „Entelechie“. Das „Stirb“ der letzten Strophe spiegelt den Begriff „Tod“ in wiederholten Reflexen mehrdeutig wieder und ist im Kern jener einstigen orphischen Lehre des Goethischen Prometheus verwandt, die der kindlichen Pandora den ohne Verständnis beobachteten erotischen Akt als ein Sterben und Aufleben, als das Urphänomen menschlicher Entwicklung enthüllt (V. 325—423). Und anderseits das Verbrennen des Nachtfalters in der Kerze, die Vermählung der Menschenseele mit dem göttlichen Feuer, erfolgt nicht bloß am Ende ihrer irdischen Laufbahn, sondern schon innerhalb dieser: in den Augenblicken der Ekstase, d. h. der Entselbstung, der Vergottung, der „Erleuchtung“, wenn die göttliche Kerze in das Innere der Seele hineinleuchtet oder die Seele aus dem materiellen Bande heraus in die göttliche Flamme eintaucht. Vgl. das Gebet des Pater ecstaticus („Faust“ V. 11854—11865, besonders): „Blitze, durchwettert mich, Daß ja das Nichtige Alles verflüchtige [d. h. sich verflüchtige], Glänze der Dauerstern, Ewiger Liebe Kern.“

Goethes naturwissenschaftliche Erkenntnis, daß Zeugung nichts als Wachstum, daß das Urphänomen der Zeugung bei den niedern Organismen sichtbar sei, denen die Begattung fehlt, weil hier das Einzelwesen zweigeschlechtig oder auch geschlechtslos ist, sie läuft hinaus auf die weitere Einsicht, daß Zeugung zugleich Abzweigung, Teilung, Spaltung, Zer-

stückelung ist, also Aufhebung oder Umwandlung einer Existenz, mit andern Worten eine Art relativer Tod, der doch zugleich eine Verjüngung ist, junges Leben schafft: „das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden“ (Bd. 39, S. 71, 26). Das erscheint wie eine Vorahnung, wie eine poetische, wenn man will eine mythologische Umschreibung der lichtbringenden Hypothesen moderner vergleichender Anatomen und Zoologen: A. Goette, Über den Ursprung des Todes (Hamburg und Leipzig 1883); A. Weismann, Über die Dauer des Lebens (Jena 1882) und Über Leben und Tod (Jena 1892); P. Grawitz, Über Leben und Tod (Greifswald 1896).

So konnte Goethe seinem Gedicht als dem mystischen Ausdruck jenseitiger und diesseitiger Metamorphose schließlich den Titel „Selige Sehnsucht“ geben, der die älteren Titel der beiden konvergierenden Gedankenreihen („Selbstopfer“ und „Vollendung“) in eine höhere Einheit zusammenzieht. Sein „Stirb und Werde“, hervorgewachsen aus rein naturwissenschaftlicher Beobachtung und Meditation, vereint sich mit dem rein spirituellen, rein moralischen Sehnen mystischer, romantischer Erotik, gibt diesem Körper, Form und Maß (vgl. Einl. S. XLVI f.). Und daraus entsteht die fruchtbarste Konsequenz praktischer Lebensweisheit, sittlicher idealistischer Lebenskunst, insofern hier das Bewußtsein des innersten menschlichen Drangs, der eigentlichen Triebkraft der geistigen Individualität in Worte gefaßt wird, woraus alle Fähigkeit zu sittlichem Leben, ja alle Freiheit, aller Mut und alle Fröhlichkeit des vorwärts, aufwärts strebenden Lebens hervorsprießt. Mit diesem schließlichen Sinn des ganzen Gedichtes berühren sich ganz nah die Sätze, durch die der Greis dem greisen Freunde über den Tod des Sohnes hinwegzuhelfen suchte: s. Brief an Zelter vom 19. März 1827.

Die letzte Strophe erscheint verbunden mit einer andern, die beginnt: „Lange hab' ich mich gesträubt“, als Eintrag im alten Fremdenbuch der Massenmühle bei Elgersburg, beide Strophen als Goethisch zitiert in theologischen Werken von Leonh. Usteri und Rütenick 1832 und 1834. Die unbekannte Strophe wurde durch G. Wustmann als Dichtung des Leipziger Psychiaters Heinroth (vgl. Bd. 39, S. 48, 6) erwiesen; sie steht in dessen unter dem Pseudonym Treumund Wellentreter veröffentlichten Gesammelten Blättern, Bd. 1, Leipzig 1818, S. 143.

Tut ein Schilf sich doch hervor (S. 16). Man schrieb im Orient mit Rohr. Vgl. Hafis (Hammer 1, 69): „Was für ein seltenes Rohr, Hafis, ist deine Feder! Sie traget Früchte süß wie Honig und wie Zucker" und (2, 305): „Es ist Hafisens Feder Ein Rohr voll Zucker." In Herders Saadi-Übersetzung (Teutscher Merkur 1781): „Der Mächtige verwandelt durch sein Wort hier dürres Schilf in süßen Zucker"; vgl. Suphans Ausgabe Bd. 26, S. 371.

Hafis Nameh. Buch Hafis (S. 17—24).

Ankündigung im Morgenblatt: „Hafis Nameh, das Buch Hafis, der Charakterisierung, Schätzung, Verehrung dieses außerordentlichen Mannes gewidmet. Auch wird das Verhältnis ausgesprochen, in welchem sich der Deutsche zu dem Perser fühlt, zu welchem er sich leidenschaftlich hingezogen äußert und ihn der Nacheiferung unerreichbar darstellt." Die letzten Worte beziehen sich auf das erst aus dem Nachlaß veröffentlichte Gedicht „Hafis, dir sich gleich zu stellen" oben S. 133. Vgl. auch S. 233, 26 bis 234, 15.

Vorspruch (S. 17). Ursprünglich eröffnete er als „Motto" den ganzen Divan, der eben anfangs die Beziehung auf Hafis stärker hervorkehrte (vgl. Einl. S. XIV f.). Der Vorspruch benutzt ein Motiv des Hafis (in Hammers Divan als Motto): „Keiner hat noch Gedanken Wie Hafis entschleiert, Seit die Locken der Wortbraut Sind gekräuselt worden." Erst Goethe hat das zu Grunde liegende Bild wahrhaft künstlerisch und in unvergeßlicher Prägung herausgearbeitet.

Beiname (S. 17). Eines der ältesten Gedichte des Divans, 26. Juni 1814. Hammer 1, S. XI: „Mohammed Schemseddin, das ist die Sonne des Glaubens, mit dem Beynamen Hafis, das ist der Bewahrer des Korans, weil er denselben von einem Ende zum andern auswendig wußte." Vgl. dazu besonders S. 186, 8 bis 188, 24. V. 9. „Schlechtnis": eine der kühnen Neubildungen des Divans; vgl. Einl. S. XXX. V. 21 f. Anspielung auf die Veronika-Legende, vgl. Einl. S. XXXIX u. Bd. 29, S. 311, 33 ff.

Anklage (S. 18). Vom 10. März 1815. Goethe notierte sich aus Hammers Proben einer Koranübersetzung: „Anklage. Soll ich dir sagen, auf wen die Teufel niedersteigen. Sie steigen nieder auf die Lügner und den Bösewicht. Die Poeten folgen ihnen und lassen sich von ihnen betrügen.

Siehst du denn nicht, wie sie durch alle Täler schweifend nimmer ruhn Und Dinge sagen, so sie nimmer tun. Sure 26, p. 255 Fundgruben." V. 22. Es gibt zwei persische mystische Dichter dieses Namens.

Fetwa (S. 19). Juli 1814. Ursprünglicher Titel „Persisches Fetwa". Das Wort bedeutet Richterspruch, Erlaß. In Hammers Vorrede zum Hafis (1, S. XXXIV): „Fetwa. Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten, aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Grenzen des Gesetzes liegen. Das sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak [uraltes, griechisches, dann auch orientalisches und abendländisches Gegengift] anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle." Ebusuud war ein berühmter Mufti in Konstantinopel, dem die osmanischen Orthodoxen die Frage nach der moralischen und religiösen Zulässigkeit der von weltlichen Elementen überströmenden Gedichte des Hafis vorgelegt hatten.

Der Deutsche dankt (S. 19). Dezember 1814. Älterer Titel „Anerkennung". V. 13—15 ein Anklang an die Gedanken aus dem Buch des Paradieses, zu dem gerade im Dezember 1814 der Grund gelegt wurde (s. oben S. 323 f.).

Fetwa (S. 20). Älterer Titel „Türkisches Fetwa". Nach einem Auszug aus „Abbé Toderini über die Literatur der Türken", den Knebel am 25. Jan. 1815 an Goethe sandte; abgedruckt Weim. Ausg. Bd. 6, S. 376 f.

Unbegrenzt (S. 20). Wahrscheinlich vom 10. Nov. 1814. Eines der prächtigsten Divangedichte, das für den wort- und bilderreichen persischen Dichter eine wundervolle Charakteristik prägt. Allerdings hat wieder Hammer mitgeholfen (1, S. XXXV): „Wein und Liebe, Schenken und Mädchen, Rosen und Nachtigallen, Frühling und Jugend, Genuß und Trennung, Frömmler, Verspottung und Klosterhohn, Schönheitspreis und Dichterselbstlob sind die Pole, um die sich die Welt Hafisens zwischen Sonnen und Monden, Morgensternen und Pleiaden jauchzend herumdreht." V. 19: „töne" = möge ertönen. V. 20: „älter" heißt das Lied, weil es durchtränkt ist mit der Poesie eines so viel älteren Dichters (Hafis), „neuer", weil es aus ihm neue Töne, neue Kraft schöpft.

Nachbildung (S. 21). Vom 7. Dezember 1814. V. 1. Eine strengere Form der Nachahmung des Ghasels versucht Goethe erst später: „Höchste Gunst" (S. 41), „In tausend Formen ꝛc." (S. 94). V. 7—12: ein versprengter Funke kann zünden und Flammen entfesseln, die, vom Wind getrieben, in eigenen Gluten noch lange fortbrennen, wenn jener Funke längst erloschen und im Weltall verschwunden ist. Der Funke ist Hafis. Im Bilde ähnlich der Schluß von „Behramgur, sagt man ꝛc." (S. 84). — Die dritte Strophe (S. 22) bildet eine Einheit für sich: eine gewisse Einschränkung der ersten beiden.

Offenbar Geheimnis (S. 22). 10. Dezember 1814. Ältere Überschrift (1815) „Mystische Zunge". Dies Stichwort und die Anregung wieder aus Hammers Hafis 1, S. XIII ff. XXXII. Hammers Auffassung war für Goethe zunächst bestimmend: Hafis erschien ihm nun als sein eigener Doppelgänger, als „mystisch rein", als „selig ohne fromm zu sein", als der von närrischen Kommentatoren Verdunkelte und orthodox Verdüsterte. Aber schon das nächste Gedicht bringt eine berichtigende Einschränkung und nähert sich so der Auffassung der modernen Fachforschung, vgl. Einl. S. XLIV.

Wink (S. 22). Älterer Titel (1815) „Widerruf", also eine förmliche Zurücknahme der von Hammer acceptierten Ansicht über Hafis. Der jetzige Titel zeigt, daß Goethe dann einen vermittelnden Standpunkt wählte und hinter den einfachen Worten des persischen Dichters, wie hinter einem Fächer, noch einen z w e i t e n, tieferen Sinn erblickte. Vgl. das folgende Gedicht und zu S. 70 „Gingo biloba" V. 11 f.

An Hafis (S. 23). Erst im September 1818 entstanden. Vgl. oben S. 234, 3—15. Das Gedicht ist die poetische Ergänzung der Charakteristik S. 186, 8 bis 188, 24. 191, 11—24. Offenbar hat Goethe auch die Streitfrage, ob und inwieweit die Genußdichtung des persischen Sängers mystisch verstanden werden müsse, durch diese Charakteristik auf eine Fachgelehrte befriedigende Weise in poetischer Fassung zu lösen gesucht. Strophe 1 und 2 geben als treibende Grundmacht des menschlichen Lebens die „Sehnsucht" an, die dritte als das Ziel der Sehnsucht des Dichters „die wandelnde Cypresse"; das Bild ist den orientalischen Dichtern, auch Hafis, geläufig für den anmutvollen Gang und Wuchs der Geliebten. Die vierte Strophe bleibt ausmalend in dem Naturbilde. Die fünfte bringt die Deutung: braune Locken

(vgl. S. 27 „Gewarnt“ V. 1—4, S. 79 „Hatem“ V. 3 und S. 215, 3 f.). Die sechste spricht wieder allein von Hafis: die klare Stirn der Geliebten öffnet (enthüllt sich), um dein Herz gleichsam wie ein Glättstein zu polieren (froh zu machen), vgl. S. 215, 21 f. V. 23. Der Vernehmende ist der angeredete Hafis, die Singende die braunlockige Geliebte, wie V. 25—28 lehren. Diese und die folgende Strophe (7 u. 8) versinnlichen die widerspruchsvolle Wirkung, die von der nach orientalischem Brauch in Wohlgerüche getauchten (V. 31 f.) Geliebten ausgeht. Aber (Strophe 9—11) den Liebesbrand muß der Wein und sein Bringer, der jugendliche Schenke, löschen: neben den Eros tritt der Durst nach geisterhebender Lehre, die dem zuhörenden Knaben den Raum der Welt öffnet, ihn innerlich fördert und bändigt (V. 42), den Schenken aus einem Kinde zum Jüngling macht. Dann (Strophe 12) entfaltet Hafis auch gereiften Männern (V. 47 „dem Denker“) den Sinn von Herz und Welt. Endlich (Strophe 13) wirkt er weisend durch ein gutes Wort ein auf die Machthaber, auf Schah und Vesir. Das alles (Strophe 14) sind die Themata der Dichtung des Gefeierten, die durch das Leben in seinen rauhen wie seinen milden Erscheinungen freundlich geleitet. Zu V. 51 f. vgl. Hammers Vorrede 1, S. XXVI. XXIX. XXVII f. Das Gedicht strebt durch Kühnheit des Ausdrucks (V. 9 Prolepse des „wie du weißt“; V. 30 absolute Partizipialkonstruktion; mehrfach gewagte Bilder) und durch ein gewisses Schweben der Übergänge und der Fassung der Gedanken Hafisischer Poesie analog zu wirken.

Uschk Nameh. Buch der Liebe (S. 25—32).

Ankündigung im Morgenblatt: „Das Buch der Liebe, heiße Leidenschaft zu einem verborgenen unbekannten Gegenstand ausdrückend. Manche dieser Gedichte verleugnen die Sinnlichkeit nicht, manche aber können, nach orientalischer Weise, auch geistig gedeutet werden.“ Vgl. S. 234, 16—33.

Vorspruch (S. 25). Den beiden letzten Versen liegt zu Grunde des Hafis (Hammer 1, 152): „Sieh! mein Herz steht vor der Thüre, Halt es doch in Preis und Ehren.“

Musterbilder (S. 25). Spätestens Mai 1815. Älteste Überschrift „Liebende“, dann „Liebesmuster“. V. 3 f. „Rustan und Rodawu“ bezieht sich auf die Schilderung Firdusis im Heldenepos Schahnameh (vgl. S. 180, 4 bis 181, 17) von der

Liebesleidenschaft Sals und der Rodawu (Rudabeh): noch vor ihrer persönlichen Begegnung entbrennen die beiden zu einander durch die Beschreibung, die jedes über das andre erhält („Wortbild entzündet"); die Frucht ihrer Verbindung ist Rustan, der bekannte Held (Rustem, Rostem), dessen Namen Goethe hier mit dem seines Vaters verwechselt. V. 5 f. „Jussuph und Suleika": die Liebe der Frau des Potiphar, Suleika, zu Jussuph, dem biblischen Joseph. Davon erzählt die 12. Sure des Korans. Aus Diez, Denkwürdigkeiten von Asien 1, 30 lernte Goethe: „Da diese Liebe aus dem Anblick der großen Schönheit Josephs entsprungen sein soll und ohne sinnliche Befriedigung geblieben, so wird sie von den Muhammedanern als ein Muster keuscher, obgleich brennender Liebe vorgestellt, welche zur Liebe gegen Gott geführt haben soll, weil man hinzudichtet, daß Zuleicha sich am Ende zum wahren Glauben bekehrt habe. Dies hat zum Roman Gelegenheit gegeben, welcher unterm Namen Jussuf und Zuleicha von Dschami im Persischen geschrieben worden. Die Liebe wird darin als die Neigung zu allem Schönen, Guten und Edeln vorgestellt und soll sich durch Betrachtung der sinnlichen Schönheit . . . zur Liebe und Anbetung des Schöpfers aller Schönheit erheben." V. 5 spielt auf den Traum der Suleika an, in dem ihr Jussuphs Schönheit bekannt wurde, bevor sie seine Person in der Wirklichkeit sah. V. 7 f. Die tragische Liebe des Architekten und Bildhauers Ferhad, eines orientalischen Faust, zur armenischen Christin Schirin, der Geliebten und späteren Gemahlin des großen Sassaniden Chosru II. Parwis (591—628), s. S. 161, 20—22. 167, 11—15. An diesen Ferhad knüpft die Sage die achämenidischen Steinskulpturen des Felsen von Bisutun (östlich von Kermanschahan), mit mehr Recht die in der Nähe befindlichen Ruinen von Palästen der Sassanidenzeit, während die neuerdings bekannt gewordenen Skulpturen der Südfassade des syrischen Schlosses M'schatta (im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin) nach Strzygowski (Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen 1904, Bd. 25, Beiheft) von seinen Vorgängern herrühren. Firdusis lange verschollener Liebesroman Jussuf und Suleicha (1010—20) hat mehr als ein Dutzend spätere persische Dichter getrieben, Jussuph als das Ideal männlicher Schönheit, die unauslöschliche Liebe der verführerischen, dann geläuterten, alternden und wieder verjüngten Suleika und die endliche glückliche Liebesvereinigung der

beiden in romantischen Epen und Prosaromanen zu verherrlichen. Goethe kannte Hammers „Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht“ (1809), worin die Geschichte von Jusuph und Suleika eingeflochten ist, sowie bezügliche Stücke in den „Fundgruben des Orients“. Die maßgebende Gestaltung des Stoffs rührt von Nisami († 1180) her (vgl. S. 183, 4—27). Hammers „Schirin“ gibt dessen Gedicht mit willkürlichen Umänderungen und Zusätzen aus jüngeren, türkischen Bearbeitungen wieder und schweißt seltsamerweise die Figur des Medschnun mit Ferhad (vgl. auch S. 140, 15) zusammen. V. 9 f. „Medschnun und Leila“: in vielen persischen Liebesromanen gefeiert. Des Nisami poetische Bearbeitung ihrer Sage erwähnt Goethe S. 183, 7 f. Dschamis Roman kannte er aus der Übersetzung von Hartmann (1808). Vgl. Einl. S. X und „Annalen“ 1815 in Bd. 30, S. 281, 2—4. Es ist die Geschichte von der tragischen Liebe der Kinder zweier durch Familienfeindschaft entzweiten Stämme, Romeo und Julia unter den Beduinen, in der Wüste. Medschnun, von Leila getrennt, flieht in die Einsamkeit, wo er halb von Sinnen, hungernd, sich in Liebessehnsucht verzehrt. Leila wird einem ungeliebten Mann vermählt. Einer kurzen Begegnung der Liebenden folgt neue Trennung, und Medschnun fällt in Wahnsinn. Beide sterben nach einander aus Liebesgram, um im Paradies sich wiederzufinden. Hafis gedenkt des Paares oft in seinem Divan. Goethes Divan nennt Medschnun allein oder mit Leila noch S. 32, 21—24. 48, 1—4. 68, 3. 140, 14. V. 11 f. „Dschemil und Boteinah“: ein Liebespaar, das „bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden blieb“ (vgl. S. 196, 17—19, auch S. 229, 18—21) und wegen seiner Beständigkeit in den romantischen Epen der Perser gepriesen wird. Der Chalif Abdalmalek, der von ihrer Treue gehört hatte, ließ sie zu sich kommen und machte dann angesichts der garstigen Häßlichkeit der gealterten Botnah schnöde Bemerkungen über die unbegreifliche Beharrlichkeit im Lieben, worauf ihm schlagfertig erwidert wurde. Darauf spielen Goethes Verse S. 77, 9—12 an; vgl. auch das Paralipomenon Weim. Ausg. Bd. 6, S. 477 f. V. 13 f. Salomo und Balkis, die Königin von Saba. Vgl. 1. Könige 10, 1—13; 2. Chronika 9, 1—12; Koran Sure 27. Die persische Sage kennt ein romanhaftes Liebesverhältnis zwischen Salomo und der Königin, bei dem Hudhud, der Wiedehopf, als Liebesbriefträger die Vermittler-

rolle spielt: vgl. S. 30 „Gruß". Goethe hat daraus seinen Hudhud für das Duodrama des „Buch Suleika" entlehnt (vgl. auch oben S. 141, 26 bis 142, 8).

Noch ein Paar (S. 26). Vgl. oben S. 234, 23. Wie S. 23 „An Hafis" erst 1827 auch den Gedichten eingereiht. Erst 1818 erhielt Goethe durch Hammers „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" vorher (vgl. an Diez, 20. Mai 1815) vergeblich gesuchte Auskunft über dieses Liebespaar. Das älteste persische romantische Gedicht, noch aus der Sassanidenzeit stammend, hatte es besungen, war aber dem religiösen Fanatismus der arabischen Muhammedaner zum Opfer gefallen; auch spätere neue poetische Bearbeitungen waren zu Grunde gegangen. Goethe reizte daran offenbar, daß die poetische Behandlung eines altiranischen Stoffes zwar dem Rassen- und Religionsgegensatz erliegt, aber in seinem ethischen Kern fortlebt in der Phantasie der Dichter und ihrer Leser, denen die Namen des Liebespaares berühmt und vorbildlich bleiben.

Lesebuch (S. 26). Zusammen mit S. 29 „Schlechter Trost" das leidenschaftlichste und persönlichste Gedicht dieses Buchs. Aus dem Inhalt vermutet man ohne weiteres Beziehung auf das Liebesverhältnis zu Suleika-Marianne, mit seinem kurzen Wiedersehen (V. 7) in Heidelberg und dem endlosen Kummer der Trennung, der immer erneuten und nie erfüllten Hoffnung auf das Wiederfinden (V. 14). Diese Vermutung läßt sich zur Gewißheit erheben. Die Quelle seines Gedichts fand Goethe in Versen des türkischen Dichters Nidschandschi Mussafa Tschalibi mit dem Zunamen N i s c h a n i, der unter Soliman I. (1519—66) blühte, bei Diez, Denkwürdigkeiten von Asien 2, 371 (vgl. oben S. 296, 1—4): „Die Kunst der Liebe anfangend, las ich mit Aufmerksamkeit in vielen Kapiteln ein mit Texten der Leiden und mit Abschnitten der Trennung angefülltes Buch. Es hatte ins Kurze gezogen die Kapitel der V e r e i n i g u n g, aber vom K u m m e r hatte es die Erklärungen verändert o h n e E n d e u n d M a a ß. O Nischani! am Ende hat dich auf den rechten Weg geführt der Meister der Liebe. Auf unauflösliche Fragen kommt nur dem Geliebten die Antwort zu." (Die ursprüngliche Fassung des Gedichts schließt sich noch näher an diese Quelle, ersetzt aber schon den Namen des türkischen Dichters durch den bekannteren, ähnlich lautenden des Persers, über den vgl. zu S. 25, V. 7. 9 und

S. 183, 4—27.) Diez sandte das Buch am 23. Dez. 1815 an Goethe, der am 28. und dann wiederholt im Jan. 1816 diese Lektüre im Tagebuch notiert. Damals also, als der Schmerz der gewaltsamen Trennung von Marianne noch nachzitterte, als die Hoffnung keimte auf die für den Sommer geplante neue Rheinreise, sproßten diese ergreifenden Verse hervor, die so ganz nur Translation eines literarischen Musters scheinen und doch so ganz Erlebnisse unmittelbarer Gegenwart wiederspiegeln und, bewegt von dem Herzensrhythmus Goethischer Dichtung, in jeder Änderung des Vorbilds die schöpferische Kraft zeigen, die in Goethe nur da waltet, wo sein Innerstes persönlich erregt ist.

Ja, die Augen waren's 2c. (S. 26). Entstanden am 21. Juli 1818. Erst 1827 eingereiht. Reflex der während des Drucks des Divans aufquellenden Erinnerung an Marianne-Suleika.

Gewarnt (S. 27). Älterer Titel (1815) „Locken und Zöpfe". Die Locken der Geliebten als verstrickendes Netz, als eine bezaubernde Liebesmacht bei Hafis und andern persischen Dichtern ein beliebtes Motiv. Vgl. auch das folgende Gedicht. Diesen Locken stellt die zweite Strophe scherzhaft die allerneueste Mode der westlichen Frauenhaartracht entgegen: lange geflochtene Zöpfe, die in einem hohen helmartigen Aufbau auf dem Kopf zusammengelegt (Coiffure à la Chinoise) getragen wurden. Die geflochtenen dicken Zöpfe heißen V. 11 „schwere Ketten", die Locken V. 12 „leichte Schlingen".

Versunken (S. 27). Älterer Titel (1815) „Locken". Vgl. Boisserée 1, 257. V. 5. „Bogen": Augenbrauen. V. 7. „Der fünfgezackte Kamm": die Hand. V. 11. „liebeviel": kühne Neubildung im Sinne von „viel Liebe erregend".

Bedenklich (S. 28). Am 30. September 1815 gedichtet, auf dem Höhepunkt der Leidenschaft zu Marianne-Suleika, am selben Tage und in derselben Strophenform wie S. 79 „Hatem", jenes Gedicht, in dem so stürmisch das orientalische Pseudonym sich lüftet. — Der Smaragd nach uralter Tradition heilkräftig für die Augen. Vgl. Bd. 21, S. 52, 19 ff.

Liebchen, ach! im starren Bande 2c. (S. 28). Erst 1827 eingereiht. Der Gedanke des Gedichts stimmt überein mit dem von S. 81 „Buch Suleika" und der letzten Strophe von S. 84 „Behramgur, sagt man 2c.": die überströmende Fülle erlebter Liebesdichtung eingezwängt in das enge Bett des ge-

druckten Buchs, aber nun unsterblich, ewig wie die Liebe, nachdauernd wie das Licht erloschener Sterne.

Schlechter Trost (S. 29). Älterer Titel (1815) „Nachtgespenster“. Das Motiv bei Hafis (Hammer 2, 138): „Nacht der Trennung, du streckest die Schatten, Nachtgesichter, was spielet ihr dorten?“ und (2, 132): „War vor den Nachtgesichtern ich Im Falle mich zu schämen.“ — In den freien Rhythmen der Jugendpoesie die ergreifende Klage des Alten. Ein wundervolles Gegenstück zu „Nachts, wenn gute Geister schweifen“ (Zahme Xenien VI, V. 1774—79).

Genügsam (S. 29). Da vor der zweiten Strophe statt „Dichter“ ursprünglich „Hatem“ stand, kann das Gedicht nicht vor dem 24. Mai 1815 (s. zu S. 66 „Da du nun Suleika heißest“) entstanden sein.

Gruß (S. 30). In Frankfurt am 27. Mai 1815 gedichtet, also am Morgen vor der Weiterreise nach Wiesbaden, dem vorläufigen Ziel. Älterer Titel „Hudhud“. Hafis ist Goethe in der Einführung Hudhuds, des Liebesboten Salomos und der Königin von Saba (s. oben zu S. 25, V. 13 f.), vorangegangen (Hammer 1, 267 und 306). Das ganze vorliegende Gedicht, scheinbar nur abhängig von literarischen Motiven, muß aus einem wirklichen Reiseerlebnis aufgekeimt sein. Dieses spricht der Eingang deutlich und der Wahrheit gemäß aus: Goethes gleichzeitige Briefe an seinen Sohn und an Christiane (Wiesbaden, 8. u. 19. August 1814 und 8. Juni 1815) lehren, daß sein Betreten des Frankfurter Bodens von seinen geologischen Forscheraugen in der Tat als ein Wandeln in neuem, fremdartigem Lande aufgefaßt wurde. In der wohlbekannten, lang' entbehrten Heimat suchte er jetzt nach den hier zuerst vor so viel Jahren (vgl. Bd. 23, S. 244, 3—9. Bd. 24, S. 46, 26 bis 47, 6) entdeckten und intuitiv gewürdigten „Dokumenten der Vorwelt“ und fühlte sich, als ihm der Liebesbote des alttestamentlichen Königs über den Weg lief, in ein Traumreich orientalischer Urzeit versetzt. Aus dieser wunderlich gemischten Stimmung entsprang das vorliegende Gedicht: in jenen freien Rhythmen, darin einst das Sturmlied des jungen Wanderers erbrauste, ein erneuter, aber temperierter Nachklang der Fahrten, Triebe und Lieder jener versunkenen rheinischen Frühzeit. Die Empfindungen und Gedanken des Gedichts beleuchtet Boisserées Tagebuch aus dem August 1815 (1, 266).

Ergebung (S. 30). Vom selben Tage wie das vorher-

gehende Gedicht. V. 6 f. Vgl. Hafis (Hammer 1, 148): „Freunde, befragt um die Lage Hafisens, des Armen, Die Kerze, die beständig schmilzt und brennet"; (2, 31): „Verbrenn' der Kerze gleich im Weh Und sei vergnügt"; ein ganzes Ghasel endet die geraden Verse mit der Wendung „wie die Kerze" (2, 106). Die Kerze durch ihr Schmelzen das Bild eines in Tränen zerschmelzenden treu Liebenden, durch ihre Flamme aber auch Bild der lachenden Liebesglut. Echt sufische Symbolik.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz x. (S. 31). Erst 1827 eingereiht. Umbildung der Verse des Hafis (Hammer 2, 131): „Dein Schmerz fand's nirgends so Wie in dem Herzen wüste, Deßwegen hat er sich Ins enge Herz genistet."

Unvermeidlich (S. 31). Ältere Überschriften „Ungeduld" (August 1814) und „Unverwehrtes" (1815). Vgl. Hafis (Hammer 2, 87): „Wer kann wohl gebieten den Vögeln Still zu sein auf der Flur? Wenn nach deinem Zeichen ich dürste, Wo ist dann die Geduld?"

Geheimes (S. 31). Ältere Überschriften „Glücklich Geheimnis" (August 1814) und „Liebchen" (1815). Ein Ghasel des Hafis beginnt (Hammer 1, 368): „Über meines Liebchens Äugeln Staunen alle Unerfahrne"; vgl. auch die weiteren Verse (Hammer 1, 369): „Jeder kann von deinen schwarzen Augen lernen einen Kunstgriff, Denn nicht jeder kann im Rausche Die Enthaltsamkeit bewahren." Man denkt bei diesem durch Franz Schuberts anmutig kraftvolle Komposition weit verbreiteten Liede unwillkürlich an Christiane Vulpius. In Goethes älteren Briefen an sie wird oft genug über das „Äugeln" gescherzt. Doch schneidet der Dichter selbst solche Modellsuche ab durch das hier angeschlossene:

Geheimstes (S. 32). Als „Offenbar Geheimnis" nicht nach dem 30. Mai 1815 entstanden. Das Gedicht bezieht sich auf die jugendschöne Kaiserin von Österreich Maria Ludovika. Vgl. die ihr geltenden Gedichte unseres dritten Bandes sowie Schriften der Goethe-Gesellschaft XVII (1902) und die dort zitierte Literatur. Ein überschwenglich begeisterter Brief Goethes über sie (an Graf Reinhard, 13. Aug. 1812; vgl. an Voigt, 14. Aug.) war durch eine Indiskretion Hammers der Kaiserin vor Augen gekommen und hatte die Befürchtung in ihr erregt, Goethe möge in einem selbstbiographischen oder anderen Werke sie nennen oder doch so darstellen, daß sie erraten werden könnte. Auf ihr Verlangen nach Gewißheit,

daß dergleichen auf keine Art geschehen werde, versprach Goethe, seine „Gesinnungen und Vorhaben in einem stillen treuergebenen Herzen“ zu verschließen. In Wirklichkeit hat er das aber nicht getan: den Beweis gibt das vorliegende Divan-Gedicht, merkwürdigerweise also ein Bestandteil des Werks, an dem der Urheber der Indiskretion und der kaiserlichen Rüge auch sonst indirekt so viel mitgewirkt hat. — Nun erst begreift man voll die schelmisch vexierende Ironie der ersten und dritten Strophe. Für die vierte und fünfte bieten briefliche Äußerungen Goethes über die Kaiserin die poetische Grundlage; vgl. an Gräfin O'Donell, 28. Aug. 1812 und besonders den Brief an Karl August, 29. Jan. 1815, mit dem die Entstehung unseres Gedichtes gleichzeitig ist. Die Kaiserin also ist das „Liebchen“, die „Vielgeliebte“ dieses Gedichts, und V. 11 „Ihr erschrecket, wenn sie dasteht“ wiederholt poetisch verhüllt, was Goethe am 19. Juli 1812 über seinen täglichen Umgang mit der Kaiserin, seine Morgenvorlesungen und ihren Geist, ihre Originalität, ihre heitere Anmut, an seine Frau schrieb: „Ihr werdet über gewisse Dinge, die ich zu erzählen habe, erstaunen, beinahe erschrecken.“ Auch Neckereien und Scherze des Herzogs schwebten dabei vor; vgl. seinen Brief aus dem Sommer 1813 (R. M. Werner, Goethe und die Gräfin O'Donell 1884, S. 57), durch den die Sorge der Kaiserin vor poetischen Indiskretionen Goethes neue Nahrung empfangen mußte.

Das Motiv der vierten Strophe, auf das der Brief an Karl August vom 29. Jan. 1815 anspielt, hat Goethe aus dem 1814 erschienenen 4. Bande der Fundgruben des Orients (S. 170) entnommen. Die letzte Strophe ist ein späterer Zusatz, veranlaßt durch die Lektüre des Olearius (Buch 3, Kap. 3). Wahrscheinlich existierte sie noch nicht, als Goethe mit der vorletzten (V. 17—20), damals noch der letzten Strophe des Gedichts, den Festzug des Maskenzuges zur Anwesenheit der Kaiserin-Mutter von Rußland Maria Feodorowna im Dezember 1818 eröffnete (s. Bd. 9, S. 346. 444) und darauf die Verse folgen ließ:

„Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück dir solchen gönnte!“
Also klingt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Damals war der Divan schon gedruckt und einzelne Teile dem weimarischen Hof bekannt. Möglicherweise sind daher

die Verse „Solchen Augenblick — gönnte" Zitat der ersten Hälfte einer uns verlorenen älteren letzten Strophe des Divan-Gedichts, die aber dann damals bereits durch die jetzige Schlußstrophe im gedruckten Divan ersetzt gewesen sein müßte. Indem Goethe jene Strophe aus dem Huldigungslied für die österreichische Kaiserin herausschälte und zu Ehren einer zweiten Kaiserin anwendete, wurde das Vexierende des Divan-Gedichts beträchtlich gesteigert und das Inkognito der armen vorzeitig entrafften Maria Ludovika in ihrem Sinne auch nach ihrem Tode streng gewahrt. Nach langem Leiden war sie in ihrem Heimatlande zu Verona am 7. April 1816 erloschen, hatte also, glücklicher als ihre preußische Doppelgängerin, die Königin Luise, die Befreiung des Vaterlands vom Joch des Korsen noch erlebt. So bekommt die scheinbar unvermittelte Schlußstrophe von dem Tod, der die Liebenden Medschnun und Leila für immer trennte, eine tief tragische Beziehung in der symbolischen Umkehrung, die Goethe liebte. Das ganze Gedicht aber schwebt zwischen Scherz und Wehmut, Wirklichkeit und Allegorie, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft vielsinnig rätselhaft wie kaum ein zweites. Am 3. Juni 1816 schrieb Goethe nicht etwa an einen der Geschiedenen Nahestehenden, sondern an Cotta, in einem rein geschäftlichen Brief über den Druck der neuen Gesamtausgabe: „Der doppelt große Verlust, den ich dieses Jahr durch den Tod der Erbgroßherzogin von Mecklenburg und der Kaiserin von Österreich erlitten, hat mich so getroffen, daß mein poetisches Talent darüber verstummt. Vielleicht erlaubt mir die Zeit, mich deshalb auszusprechen." Einen Teil dieser Aussprache bringt das vorliegende verschleierte Gedicht.

Tefkir Nameh. Buch der Betrachtungen
(S. 33—42).

Ankündigung im Morgenblatt: „Das Buch der Betrachtung [so der Titel ursprünglich und auch noch S. 238, 26] ist praktischer Moral und Lebensklugheit gewidmet, orientalischer Sitte und Wendung gemäß." Vgl. S. 235, 1—13.

Höre den Rat ꝛc. (S. 33). Juli 1814. Ältere Überschrift „Rat". Vgl. Hafis (Hammer 2, 459): „Höre den Rat, den die Leier tönet, Doch er nützet nur, wenn du fähig bist!" Das folgende dann ganz abweichend.

Fünf Dinge (S. 33). 15. Dez. 1814 mit der Überschrift

„Fünf Dinge unfruchtbar", vorher „Pend nameh Kapitel 46". Aus der Spruchsammlung (Buch des Rats) des großen Mystikers Ferîded-dîn Attar (1129—1230) nach der Übersetzung von Silvestre de Sacy (vgl. S. 184, 3 ff. 316) in den Fundgruben 2, 229. V. 3 ursprünglich dem Original getreu: „In Königsherzen mag nicht Freundschaft sprossen."

Fünf andere (S. 34). Vom 16. Dezember 1814. Titel 1815 „Fünf Dinge fruchtbar".

Lieblich ist des Mädchens Blick rc. (S. 34). Vom 26. Juli 1814. Titel 1815 „Schön Bittende". Als ein Ganzes mit dem folgenden Gedicht unter dem Titel „Wonne des Gebens" schon gedruckt in Gubitz' Gaben der Milde, Berlin 1817.

Und was im Pend-Nameh steht rc. (S. 34). Mit dem vorigen auf der Fahrt von Eisenach nach Fulda entstanden, s. zu S. 12 „Im Gegenwärtigen Vergangnes". Quelle wie für S. 33 „Fünf Dinge" (Fundgruben 2, 459). Vgl. Bd. 21, S. 56, 20—24.

Reitest du bei einem Schmied vorbei rc. (S. 35). Vom 27. Mai 1815. Damaliger Titel „Ungewisses".

Den Gruß des Unbekannten rc. (S. 35). Die Handschrift (im Goethe-Nationalmuseum) enthält die Adresse „Des Herrn Generals Grafen von Gneisenau Excellenz" und das Datum „Jena am 12. [?] Juli 1819"; vgl. Tagebuch 11. Juli: „Gedichte an Gneisenau und Brief entworfen und mundiert." Persönlicher Anlaß des Gedichts bisher nicht ermittelt. Und so bleibt der ursprüngliche Sinn des Bildes zweifelhaft.

Haben sie von deinen Fehlen rc. (S. 35). Wie die 5 folgenden erst 1827 eingereiht. Trotz dem Personenwechsel (V. 1 und 6 erste, V. 10, 13 und 15 zweite; ursprünglich sogar in 10 „ihm" statt „mir") ist überall die Person des Dichters gemeint; vgl. Goethe an Göttling, 9. Apr. 1825. Auf den Vorschlag dieses Helfers wurde V. 15 „Lehret mich" für ursprüngliches „Und mich lehrt" gesetzt — beides dunkel und wohl absichtlich orakelhaft. Düntzer vermutete, es liege in den letzten Versen ein ironischer Ausfall verborgen gegen Pustkuchens falsche Wanderjahre (s. Bd. 19, S. XIV ff.), worin Wilhelm Meister in sich geht, seine Sünden büßt.

Märkte reizen dich zum Kauf rc. (S. 36). Der Sinn ist: köstlicher als das hochmütige Wissen, das man auf den „Märkten" (in der Öffentlichkeit, unter den zünftigen Lehrstühlen der Fachwissenschaft) einkauft (mechanisch sich aneignet), ist das in stiller Liebe, die zu Gott führt, errungene echte

Wissen. Vgl. 1. Kor. 8, 1; 1. Joh. 4, 7. Besonders Saadis Bostan (bei Olearius): „Du wirst von Gott erkannt werden, wenn du aus deinen eigenen Banden erlöst sein wirst.“

Wie ich so ehrlich war &c. (S. 36). Eine poetische Umschreibung alter deutscher Sprichwörter: „Ehrlich währt am längsten, Schuftig lebt in Ängsten“; „Ehrlich macht reich, aber langsam geht's her“ (Wurm). V. 10 „mich zerreißen“: vor Eifer, ebenso S. 45 „Übermacht &c.“ V. 12.

Frage nicht, durch welche Pforte &c. (S. 37). Nebst drei weiteren Strophen (s. Chronik des Wiener Goethe-Vereins Bd. 16, 1902, S. 33 ff.) zum Dienstjubiläum der weimarischen Geheimräte Kirms und Schardt, 30. Mai (nicht März) 1815, aus Wiesbaden heimgesandt. V. 9—16 sind eine freie Paraphrase zweier Stellen aus Diez' Übersetzung des Buchs des Kabus (1811, S. 741. 778), vgl. Goethes Tagebuch vom 11., 20., 22., 28. Januar, 18. März und 19. Mai 1815 nebst Brief an Diez vom letztgenannten Tage. Die zu dem erwähnten Zweck erst in Wiesbaden hinzugedichteten Strophen lauteten in einer ersten Fassung:

Und vollbringst du, kräftig milde,
Deiner Laufbahn reine Kreise,
Wirst du auch zum Musterbilde
Jüngeren nach deiner Weise.
Siehst du andre schon vollendet,
Werde dieses Lied erneuert,
Das, aus fernem Land gesendet,
Euer Fest mit Liebe feiert.

Die zweite dieser Strophen ersetzten dann folgende zwei:

So ihr Beiden, heut' gefeiert,
Vor viel Tausenden erlesen,
Fühlet jene Pflicht erneuert,
Die euch heilig stets gewesen.
Sei dem fröhlichen Vereine
Dieses späte Lied entschuldigt,
Das vom alten teutschen Rheine
Eurem schönen Tage huldigt.

Das Gedicht gibt, in seinen vier Divan-Strophen, ein Bild von des Dichters eignem Lebensgang, indem es diesen als Lebensmuster hinstellt. V. 5 f. Wieland, Herder, Minister v. Fritsch; Anna Amalia, Karl August (wie 13). Zunächst wohl für das Buch der Freunde bestimmt (s. oben S. 320), wurde das Gedicht gleich einigen ähnlichen, als jenes Buch

nicht zu stande kam, dem Buch der Betrachtungen einverleibt.

Woher ich kam 2c. (S. 38). Vom 13. Sept. 1818. Anklang an alte deutsche Sprüche wies Reinhold Köhler nach (Kleine Schriften 3, 421 ff.); vgl. auch die drei Fragen des todgeweihten Varus in Kleists „Hermannsschlacht" V, 4 und in vorliegender Ausgabe Bd. 11, S. 273, 21 f. (vgl. Bd. 25, 138, 31 f.) Bd. 15, S. 11 („Prometheus" V. 9). Bd. 16, S. 11, 8 f. 154, 6 f. 296, 4 ff. Bd. 39, S. 4, 35 f. Die letzten Worte klingen an Plotin an (vgl. Bd. 35, S. 315, 15 ff. u. Anm.), den Erzeuger und Fortleiter mystischer, wahrhaft westöstlicher Ströme, die Mittelalter und Neuzeit durchfluten. Es ist auch ein eminent west-östlicher Gedanke: vgl. Sprüche Salomonis 20, 24; Hafis bei Hammer 2, 180.

Es geht eins nach dem andern hin 2c. (S. 38). Vgl. „Gleichgewinn" (Bd. 2 unter „Epigrammatisch"). V. 1 nach dem „Man trägt eins nach dem andern hin" eines Kirchenliedes von Johann Leon (1589, bei Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied Bd. 4, Leipzig 1874, S. 519. 1184); Brief an Knebel 1775: „Es geht eins nach dem andern hin, singt die christliche Kirche." Möglich, daß Goethe auch Verse von Dschelâl-eddîn Rumi (vgl. S. 42. 184 f.) vorschwebten (Fundgruben 5, 216): „Heut' stirbt dieser, morgen jener; Froh benütz' Gelegenheit, Denn itzt ist der Augenblick Auf der Erde gut zu handeln."

Behandelt die Frauen mit Nachsicht 2c. (S. 38). Nicht nach dem 30. Mai 1815 entstanden. Boisserée 1, 257. Fast wörtlich nach der Sunna in der Übersetzung Hammers (Fundgruben 1, 278). V. 1 und 7: „Frauen" kann Singular sein, vgl. z. B. „Pater Brey" V. 31 (Bd. 7, S. 202), „Iphigenie" V. 24 u. ö. (Bd. 12, S. 351); doch wäre im Divan auch die Freiheit möglich: V. 1 „Frauen" Plural, V. 2—5 „sie" Singular. Ursprüngliche Überschrift „Adam und Eva".

Das Leben ist ein schlechter Spaß 2c. (S. 38). Erst 1827 eingereiht.

Das Leben ist ein Gänsespiel 2c. (S. 39). Vom 15. Dez. 1814. Vgl. an Marianne v. Willemer, 3. Jan. 1828; an Zelter, 14. Dez. 1830. In Anknüpfung an ein von Niejahr mir aus Molière (L'Avare II, 1) nachgewiesenes, in Frankreich und Deutschland noch heute verbreitetes, vielfach variiertes Unterhaltungsspiel, bei dem gewürfelt wird und auf einer in Felder geteilten Bildertafel jeder Mitspieler seine Gans-

figur um so viel Felder vorrücken darf, als er Augen würfelt; einige Felder aber, auf denen eine rückwärts schauende Gans abgebildet ist, nötigen den, der auf sie kommt, zum Stillstand bis zur Erlösung durch einen Nachfolger oder gar zum Rückschreiten um eine bestimmte Felderzahl. Schon Frisch, Teutsch-Lateinisches Wörterbuch, Berlin 1741, Sp. 318 a beschreibt ein solches Würfelspiel, auch Adelung, und ihre Darstellungen sowie mehrere im Nürnberger Germanischen Museum aufbewahrte Spiele zeigen im Vergleich mit den heute üblichen eine wunderbare Zähigkeit in der Tradition bis in die Einzelheiten der Spielregeln. „Das Ziel, wo niemand gerne stehet" (V. 3 f.) ist regelmäßig Feld 58 (Bild: Tod mit der Sense oder auch eine tote Gans), dessen Betreten das Ausscheiden aus dem laufenden Spiel bedingt. Vgl. jetzt noch die nach Abschluß meines Manuskripts erschienene Notiz von O. Strohmeyer in Lyons Zeitschrift für den Deutschen Unterricht 1904, dem wir auch den Hinweis auf das Gänsespiel in Byrons „Don Juan" (XII, 58) verdanken.

Die Jahre nahmen dir rc. (S. 39). Vom 19. Februar 1818, erst 1827 eingereiht. Das Gedicht knüpft an den Spruch „Die Jahre" von 1814 (Bd. 2) an, wo es von den Jahren heißt: „Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen, Sie nehmen heute, sie nehmen morgen." „Idee und Liebe" bezeichnet als höchstes Glück des Denkenden auch ein Spruch „aus Makariens Archiv" 1829 (Bd. 39, S. 82, 6).

Vor den Wissenden sich stellen rc. (S. 40). Am 16. November 1819 als Widmungsvers des gedruckten Divans an den Orientalisten Eichhorn (vgl. S. 293, 6—24) gesandt: Dank für empfangene Belehrung und Appell an sein wohlwollendes Interesse. — Erst 1827 eingereiht.

Freigebiger wird betrogen rc. (S. 40). Wie das „Gänsespiel" eine bitter pessimistische Charakteristik des Weltgetriebes: gegen Trug hilft nur Betrug.

Wer befehlen kann, wird loben rc. (S. 40). Spätestens Mai 1815. Ältere Überschrift „Herrenrecht und Dienstpflicht". Zu Grunde liegt ein Spruch aus Saadis Gulistan, den Herder in seinen „Blumen aus morgenländischen Dichtern" (Suphans Ausgabe Bd. 26, S. 389) so verdeutscht hatte:

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

An Schah Sedschan und seinesgleichen (S. 41). Hafis preist wiederholt den gelehrten Schah Schedschan (Goethes Schrei-

bung ist eigenmächtig) in seinem Divan (Hammer 1, 197): „Jetzt ist die Zeit des Schahs Schedschan, Die Zeit des Rechts, der Weisheit;“ (1, 442): „Seines Lebens, seiner Regierung Dauer fleh', o Herz! vom Herrn.“ V. 2. Goethe notierte sich aus Diez, Buch des Kabus: „Janitscharen Musik Transoxanen“; das bezieht sich auf S. 731 des genannten Werks: „Die Länder jenseits des Oxus haben den Namen Provinz Transoxana. Nach unserem Verfasser muß die Musik daselbst ehemals einen sehr kriegerischen Charakter gehabt haben, und die sogenannte Janitscharenmusik scheint aus Transoxanien gekommen zu sein.“ Ein anderes Paralipomenon vermerkt aus demselben Buch (S. 240) „Segenswünsche zu Lebenden oder zu Königen“: „Dein Leben daure lang, Dein Reich beständig.“ Da Lektüre des Buchs Kabus vom Januar bis Mai 1815 bezeugt ist (s. o. S. 352), dürfte in diese Zeit die Entstehung unseres Gedichts fallen. Der Schah Sedschan ist natürlich Karl August. Er befand sich damals auf dem Wiener Kongreß, dessen unerfreuliche Verhandlungen Goethe mit Mißbehagen verfolgte. Vgl. die Briefe vom 22. April 1815, Mitte Mai 1815.

Höchste Gunst (S. 41). Gleich dem vorhergehenden Gedicht eine Huldigung vor Karl August, ungefähr aus der nämlichen Zeit, aber schon von der Reise (Frankfurt, 27. Mai 1815). Älterer Titel „Herr und Herrin“. Hier wird neben dem Großherzog auch seine Gemahlin Luise gefeiert. Es ist ein trefflich gelungener Versuch, die Ghaselform streng nachzubilden: das in allen geraden Zeilen wiederkehrende „gefunden“ schlängelt sich wie der Silberfaden eines behaglichen Flusses durch die sonnige Landschaft dieses von Glücks- und Dankesgefühl gesättigten Gedichts.

Ferdusi spricht (S. 41). V. 1 u. 2 sind von Firdusi und lauten in Ludolfs Übersetzung, die Goethe laut Tagebuch im Dez. 1814 und Febr. 1815 studierte: „O Welt, wie schamlos und boshaft du bist! Du nährst und erziehest und tötest zugleich.“ Darauf folgt die im Reim sich anschließende Entgegnung des westlichen Dichters. — Die letzten vier Verse (S. 42), später (am 1. Juli 1815) gedichtet, nehmen zwar das letzte Wort („reich“) auf, geben ihm aber einen tieferen Sinn: der wahre Reichtum besteht nur in dem eigenen Gefühl, in der „im Eigensinn seligen Wonne“. Ihn hat der Bettler, der sich an der Sonne wärmt, so gut als der an Besitz Reiche. So möge denn (V. 7) jeder dieser letzteren das

Glück des Bettlers sich zum Muster nehmen. Vgl. zu S. 73 „Hätt' ich irgend wohl Bedenken ꝛc.“ V. 12.

Dschelâl-eddîn Rumi spricht (S. 42). Über diesen größten mystischen Dichter der Perser s. S. 184, 1 bis 185, 20. Sein Mesnewi ist das kanonische Buch der Sufis; vgl. S. 200, 17—20. Ob verwandte Verse aus dessen Frühlingsgedicht Goethe vorschwebten, ist fraglich, da der sie enthaltende Band der Fundgruben (5, S. 216) die Jahreszahl 1816 trägt und das vorliegende Gedicht nach Ausweis des in Wiesbaden aufgestellten Registers vor dem 30. Mai 1815 entstanden sein muß, wohl schon im Anfang des Jahres (vgl. an Karl August, 29. Jan. 1815) hervorgegangen aus dem Anschauen jenes „unvergleichlichen Prachtstücks persischer, handschriftlicher Art und Kunst“, das die Orientalen gleich nach dem Koran verehrten, und aus dem Bemühen, damit auch einen lebendigen Begriff zu verbinden. Vgl. zu S. 38 „Es geht eins nach dem andern hin“, S. 61 „Die Flut der Leidenschaft“, S. 68 „Ist's möglich“. — Ein Gegenstück bildet der Spruch „Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum“ (unter „Sprichwörtlich“).

Suleika spricht (S. 42). Über Suleika und die mystisch-religiöse Auffassung ihrer Schönheit und ihrer Liebe vgl. die zu S. 25 „Musterbilder“ V. 5 f. zitierten Denkwürdigkeiten von Asien 1, 30.

Rendsch Nameh. Buch des Unmuts (S. 43—52).

Als Titel war anfangs „Buch des Verstandes — der Gewalt — des Trutzes“ zur Auswahl gestellt. Ankündigung im Morgenblatt: „Das Buch des Unmuts enthält Gedichte, deren Art und Ton dem Osten nicht fremd ist. Denn gerade ihre Dichter, welche Gönnern und Beschützern die herrlichsten Lobpreisungen erteilen, verlieren alles Maß, wenn sie sich zurückgesetzt sehen oder nicht hinlänglich belohnt glauben. Ferner liegen sie immer mit Mönchen, Heuchlern und dergleichen im Streit; auch mit der Welt, wie sie den verworrenen Gang der Dinge, der beinahe von Gott unabhängig erscheint, nennen, sind sie immerfort im Kampfe begriffen. Auf gleiche Weise verfährt der deutsche Dichter, indem er das, was ihn widerwärtig berührt, heftig und gewaltsam abweist. Mehrere dieser Gedichte werden sich erst in späten Zeiten für den Druck eignen.“ (Es sind gemeint die Nachlaßgedichte „Mit der deutschen Freundschaft“ und „Mich nach- und um-

zubilden" S. 134. 135.) Vgl. S. 235, 14 bis 238, 24. Der Satz 238, 15—19 gibt den Inhalt der meisten dieser Unmutsgedichte treffend wieder. Sie bieten vielfach auch Stücke des politischen Bekenntnisses Goethes und sind so Fermente des geplanten, aber nicht geschriebenen großen politischen Divan-Buchs, freilich mehr eine Rechtfertigung oder Erklärung genialer Tyrannis als eine Verurteilung Napoleonischer Despotie oder ein Bild ihrer verheerenden Wirkungen. Später hat Goethe noch einmal zu Eckermann sich eingehend über das Unmutsbuch geäußert (4. Januar 1824). — Die Gedichte dieses Buchs bekräftigen, was Goethe 1815 auf der angstvollen Heimreise von Heidelberg am 7. Oktober zu Boisserée äußerte (1, 290; v. Biedermann, Gespräche 3, 255): „Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das Einzige und Rechte." In Ton und Form stehen sie den sogenannten „Invektiven" nahe, berühren sich im Gedanken auch mit mancher der „Zahmen Xenien".

Wo hast du das genommen rc. (S. 43). Nicht nach dem 30. Mai 1815. Ältere Überschrift „Karawane". Antwort auf die erstaunte Frage nach Anlaß und Möglichkeit der Aneignung orientalischer Poesie, wie sie im Divan erscheint. — V. 6. „ermuten": beleben (mehr als „anfachen"), vgl. oben S. 21 „Nachbildung" V. 11 f. V. 7 f.: nicht gewöhnliches Aufglimmen („fünkeln" oder „finkeln" mundartlich, von kurzlebigen, aufglimmenden Flammen, mit dem Nebensinn des Trügerischen) der letzten Funken ist mein Divan; es sind keine „letzten Gluten" (V. 5), vielmehr eine neue Glut, die Glut des Neugeborenen (V. 12). Diese Neugeburt hat bewirkt der Zug in die ungemeßne Ferne, auf den Ozean der Sterne (V. 9 f.): oft bezeichnet Goethe die ungeheure Größe, Weite, Tiefe und Fülle mit den Metaphern des Firmaments und des Ozeans. Die drei letzten Strophen rufen in einzelnen traumartig vorüberschwebenden Szenen die Ahnung dieser fernen, fremden, riesigen Welt und ihrer Unendlichkeit hervor. In Strophe 3 und 4 schwindet jede ausgebildete Satzform: absolute Partizipialkonstruktionen zeigen komprimierte Momentbilder wie hinter Wolken, die sich teilen und gleich wieder schließen. Strophe 3: Beduinenleben, fürsorgliche, einfache Gastfreiheit armer, ruhiger, lieber Menschen. Strophe 4: blutige nächtliche Gefechte der Karawanen mit Räubern und feindlichen Stämmen. Strophe 5: die endlose Tagesreise der lechzenden Karawane durch die ausdörrende Glut der

Wüste mit den Qualen der mittägigen Fata Morgana des in der Ferne aufleuchtenden Trugbildes blauer Meere und Seen (V. 29 f.). Hafis: „Ward je ein Durst'ger in Wüsten vom Schein des Wassers gelabt?" (Hammer 2, 457), dazu Hammer: „Der Wasserschein oder Wasserspieglung, mirage de sable, ein Phänomen der Wüste, wo durch die Strahlenbrechung der heiße Qualm oft wie ein entfernter See erscheint. Die Pferde, welche dasselbe für wahres Wasser halten, rennen dann gemeiniglich mit verdoppelter Schnelle auf das Scheinwasser zu, das immer fliehet."

Keinen Reimer wird man finden zc. (S. 44). Ältere Überschrift „Selbstgefühl". Gedichtet am zweiten Tag der Rheinreise, 26. Juli 1814, auf der Fahrt von Eisenach nach Fulda; überarbeitet 23. Dezember 1814. Bitterer Tadel gegen Sondersucht und Unduldsamkeit der führenden Menschen. V. 1—4. Vgl. Cicero, Tusculan. V, 22, 63. „Offne Tafel" V. 41—44 (Bd. 1, S. 88). Oben S. 56 „Gesteh's zc." — V. 5—8 leicht ironisch. V. 12. Vgl. „Pater Brey" V. 181 (Bd. 7, S. 208). V. 13—16. Vgl. Zahme Xenien III, V. 790 ff. V. 17—20 gelten insbesondere den Franzosen und Deutschen, deren Versöhnung zu gemeinsamer Kulturarbeit unverbrüchliches Gesetz der Politik Goethes. — Zum Ganzen vgl. Goethes Brief an Sara Grotthus vom 17. Febr. 1814. Auch der Gedanke des „Epimenides", dessen Grundmotiv in diesem Briefe zuerst aufklingt, ist: dem ungeheuren äußeren Schritte der Befreiung von ausländischer Sklaverei muß ein innerer der sittlichen Reinigung, Einigung, Erneuerung folgen, der schwerer ist als jener, vgl. Einl. S. XXXVI.

Befindet sich einer heiter und gut zc. (S. 45). Vom 7. Febr. 1815. Älterer Titel „Leidiger Trost". Goethe hat diesen in Deutschland noch immer höchst zeitgemäßen Vorwurf auch sonst mit Schärfe erhoben, mehrfach in den Zahmen Xenien.

Übermacht, ihr könnt es spüren zc. (S. 45). Vom gleichen Tage wie das vorvorige Gedicht. Ältere Überschrift „Übermacht und Gegner". Es ist eine Verteidigung der aristokratischen und royalistischen Weltanschauung gegen die Herrschaft der liberalen Philister. V. 1. „Übermacht" fast = „Übermenschen" im modernen Sinn, aber realer, objektiver. V. 4. „Tyrannen": die Fürsten, wobei natürlich, wenngleich nicht in erster Reihe, auch Napoleon vorschwebt; gewiß auch Metternich, der hohe Adel Österreichs, Goethes Karlsbader und Teplitzer Umgangskreis, ferner Hof- und

Staatsmänner wie Graf Reinhard, den die deutsch-patriotische Partei (z. B. die Brüder Grimm) als Französling verachtete, Gentz u. s. w. V. 10. „den Weisen" leicht ironisch. V. 15 f. Sie verkehren mir meinen Begriff von Licht und Finsternis, von Hohem und Niederm. Aber nach Goethes Auffassung, die überall in der Natur ein Gleichnis moralisch-sinnlicher menschlicher Verhältnisse erblickt, muß man die hier gewählten Bilder daneben doch auch im eigentlichen Sinn verstehen und auf die Gegner seiner Farbenlehre beziehen. Auch in der Äußerung zu Eckermann über die Polemik des Unmuts-Buchs (4. Januar 1824) fertigt er ebenso im Zusammenhang mit den auf politischem, religiösem, künstlerischem Gebiet erlittenen Anfeindungen die Angriffe gegen seine Farbenlehre ab, als handelte es sich zugleich um ein sittliches Problem, und dabei braucht er dieselben Bilder wie hier. V. 19. Vgl. Hafis bei Hammer 1, 8 und dessen Bemerkung: „Die blaue Kutte das Unterscheidungszeichen der Jünger des Scheichs Hasan, zu denen Hafis selbst gehörte und von denen er Vorwürfe über seine freie Lebensweise anhören mußte." Die braunen Kutten natürlich die christlichen Mönche. V. 20. „Meine", d. h. meine Gegner, sind Zeloten ohne Kutte. Ähnlich Zahme Xenien V, V. 1497—1500. 1549—1552. Ferner „Kölner Mummenschanz" (1825) V. 15 f. Goethes Kultus Huttens als des Vorkämpfers sittlicher und geistiger Befreiung ist wie der Grundgedanke und so vieles einzelne des Divans ein Nachklang der Winke und Ahnungen Herders: hier wirkt dessen flammender biographischer Hymnus (Suphans Ausgabe Bd. 9, S. 476—496 und Bd. 16, S. 273—294). — Über das Ziel dieses Kampfgedichts s. zu S. 14 „Derb und tüchtig" V. 21 ff. Daß die Unterjochung durch die beschränkte Masse, die Tyrannei der Vielen schlimmer sei als die Tyrannei der Despoten, daß auf den Sturz des Tyrannen Napoleon die ebenso unerträgliche Tyrannei der Kleinen, der Mittelmäßigen, der liberalen Phrase gefolgt sei, hat Goethe oft bekannt.

Wenn du auf dem Guten ruhst **rc.** (S. 46). Ebenfalls vom 26. Juli 1814. Der ältere Titel „Weltlauf" bezeichnet gut den Sinn des Gedichts, das, gegen Unduldsamkeit und Gleichmacherei sich richtend und insofern mit dem vorigen sich berührend, allgemeine Lebenserfahrung ausspricht und nicht etwa, wie man gemeint hat, einem einzelnen Aus-

nahmefall oder einem wirklichen Individuum gilt. — Wenn der im Guten wurzelnde (V. 1) und gut handelnde (V. 3) Nebenmensch sich im Bezirk seines Seins und Wirkens gegen die Mitwelt abgrenzt, wenn er sein Gut dem gemeinen Nutzen der Gesellschaft entzieht, so kann ich, der Dichter, damit mich abfinden, ich werde dann frei und ohne Täuschung (V. 7 f.) leben. Die zweite Strophe begründet das mit einem sehr summarisch komprimierten „Denn“: d. h. ich weiß wohl, der sich Einzäunende will seine persönliche Selbständigkeit sichern, und er hat ja auch insofern Recht, als (V. 9—12) die gute Natur der Menschen in der Tat geschädigt wird durch den Zwang uniformer Vorschriften des Handelns, durch das Gebot, daß „wie's einer tut, auch der andre treibe“. Man bedenke nur (V. 13—16), wie es auf der Wanderschaft zugeht: zwei, die ein gemeinsames Ziel haben, reisen gern mit einander, und niemand kann das tadeln. Aber freilich (Strophe 3), vieles wird gelegentlich die Reisekameraden entzweien: Liebesabenteuer, bei denen jeder gern allein bliebe (vgl. Zahme Xenien I, V. 93); geschäftliche Unternehmungen und Absichten, die Geld und Ehre einbringen sollen und Eifersucht oder Neid gegen den bevorzugten oder hinderlichen Gefährten erregen (V. 21 f.); der gesellige Verkehr beim Wein, wodurch Renommage, Indiskretion, Meinungs- und Charakterverschiedenheit, kurz Zank und Streit hervorbrechen (V. 23 f.). Die Vergleichung der kurzen Weggemeinschaft mit dauerndem Zusammenleben wird nicht ausgeführt; die vierte Strophe zieht resigniert das Fazit: es ist eine alte Geschichte, schon Hafis hat oft über diese Dinge und ihre dummen Folgen gesprochen und vergeblich gegrübelt (V. 25—28). Eine Abhilfe oder Änderung ist nicht zu erhoffen, und darum einfach „aus der Welt zu laufen“ frommt auch nichts. Der Schluß verwirft das Verfahren des guten Menschen aus Strophe 1, indem er statt dessen mitzumarschieren und im Notfall um sich zu hauen empfiehlt. Das einstige „Selig wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt“ der ersten subjektiven weimarischen Jahre (Bd. 1, S. 66) ist hier ersetzt durch eine gereiftere Lehre mehr praktischer und toleranterer Lebenspolitik. Vgl. Zahme Xenien III, V. 772—781; zu Soret bei Eckermann, 17. Febr. 1832, vgl. Goethes Unterhaltungen mit Soret, hrsg. von Burkhardt, Weimar 1905, S. 146 ff.

Als wenn das auf Namen ruhte rc. (S. 47). Vom 27. Juli

1814. Älterer Titel „Landsleute“. Gegen das Überwuchern der Parteidogmen und Phrasen im politischen und literarisch-künstlerischen Leben. Strophe 1—3: lieben und hassen soll man nicht nach Schlagworten und leeren Namen, sondern nach dem Kern der Dinge. Strophe 4: nur der voll Lebende (V. 14) kann das Rechte ergreifen, nicht der salbungsvolle Schwätzer. In V. 15 sind die unfruchtbaren theoretischen Erörterungen gemeint, dagegen in V. 17—24 die oberflächliche, klatschhafte, negierende und zersetzende Kritik des Journalismus. Zu V. 26 vgl. Zahme Xenien IX, V. 838—841.

Medschnun heißt 2c. (S. 48). Ältere Titel „Ein Verrückter“ und „Medschnun“. Nicht nach dem 30. Mai 1815 entstanden. Der Name des oben S. 25, 10 gefeierten Romanhelden bedeutet eigentlich „daemone obsessus, lymphaticus et insanus, furens, maniacus“ (Meninsky, Thesaurus linguarum orientalium). Daß der Dichter von einer Art Wahnsinn erfüllt sei, ist ein traditioneller Gedanke seit dem klassischen Altertum und namentlich auch durch die Renaissance-Poetiken in lateinischer wie in den Landessprachen immer wiederholt worden. Hier acceptiert Goethe diese Ansicht in eigenem Sinn: die politisch-ethischen Bekenntnisse und Ratschläge seiner Poesie sind es, die der öffentlichen Meinung seines verblendeten Zeitalters als Wahn erscheinen. V. 9—12: wenn man den getreuen Eckehart, den redlichen Warner und Propheten (Epimenides) in Bande gelegt, seine Worte verachtet und unterdrückt hat, wenn zuletzt auch alle Klügeren in gleicher Weise gefesselt sein werden und zu Grunde gehen, dann wird Scham und Reue zu spät erwachen und die Undankbaren wie Feuernesseln brennen, ohne daß nun noch Rettung möglich wäre. Zum Ganzen vgl. Zahme Xenien IV, V. 810—814.

Hab' ich euch denn je geraten 2c. (S. 49). Nicht nach dem 30. Mai 1815. Älterer Titel „Handwerk“. Vgl. zu Riemer, 12. Dezember 1812: „Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht“ (v. Biedermann, Gespräche 3, 49).

Wanderers Gemütsruhe (S. 49). Vom 19. November 1814. Bitterer resignierter Pessimismus des angeblichen Optimisten. „Wanderer“ hatte er sich in der Zeit des Sturmes und Dranges genannt, „Wanderer“ nannte er sich jetzt wieder im Sinne der Wanderjahre Wilhelm Meisters. Vgl. den Spruch (v. Loeper Nr. 309): „Das Gemeine muß man nicht

rügen; denn das bleibt sich ewig gleich.“ Die letzte Strophe schöpft aus dem sogenannten Humajuname oder Königlichen Buche (Diez, Über Vortrag u. s. w. des Königl. Buches, S. 202): „Ich suche Einsamkeit, wenn die Welt sich im Wirbel dreht. Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtester Staub.“ Der Wortlaut der beiden letzten Verse beruht aber auf der Übersetzung, die Hammer derjenigen von Diez (in einer übelwollenden Rezension seines Buches, Jen. Lit.-Ztg., Jan. 1813) entgegenstellte: „Die Einsamkeit suche ich auf, auf daß, wenn des Geschickes Drehen gleich einem stäubenden Wirbelwinde die Welt erschüttert, es um mich herum nicht komme.“ Goethe hat also die beiden einander ausschließenden, gegen einander leidenschaftlich ins Gefecht geführten Übersetzungen friedlich kontaminiert, und zwar vor Kenntnisnahme von Diez' Antikritik (Denkwürdigkeiten 2, 632—811), — gewiß nicht ohne ein bißchen Spott über die Silbenstecherei der Philologen, deren Fortgang er dennoch gewissenhaft verfolgte; vgl. Goethe-Jahrbuch XI (1890), 33; Tagebuch vom 28. Dez. 1815, Jan. und Juni 1816.

Wer wird von der Welt verlangen 2c. (S. 50). Nicht nach dem 30. Mai 1815. Ältere Überschrift „Ergebung“. Zum Gedanken vgl. bei Saadi Rosenthal (1, Kap. 11; Olearius 1654, S. 13) die Worte eines alten, sterbenskranken arabischen Königs, der die Nachricht von dem Sieg seines Heeres erhält: „Die Hoffnung mein Reich zu vermehren, kompt mir nun am Ende meines Lebens, und was ich längst gewünschet, begegnet mir itzt erst in der Thür, in welcher ich schon stehe, aus dem Leben zum Tode zu wandern.“

Sich selbst zu loben, ist ein Fehler 2c. (S. 50). Erst 1827 eingereiht. Vom 5. Januar 1816, an dem auch das Tagebuch Lektüre von Diez' Denkwürdigkeiten notiert. Dort heißt es (2, 54) in einem Spruch aus dem persischen Buch der Glücklichen: „Daß der Mensch seine Vorzüge [durch Leistungen] beweise, ist geziemlich. Allein sich selbst zu loben, ist ein Fehler.“ Ganz aus dem Herzen des Dichters; vgl. „Rechenschaft“ V. 71 f. (Bd. 1, S. 92) und oben S. 74 „Die schön geschriebenen“ V. 9 ff. — Strophe 2: zwischen Narren und Weisen gibt es keine feste Grenze. Auch der Weise, der sich dafür hält und so den abgeschmackten Dank der närrischen Welt vorwegnimmt (gleichsam auf Vorschuß ausgibt: „vergeudet“ V. 7), ist insofern ein Narr. Die zweite Strophe hebt den positiven Sinn der ersten (V. 4) durch eine relati-

vistische Lebensanschauung, der „weise" und „närrisch" nur Gradunterschiede sind, ironisierend auf. Schwerlich mit der ersten Strophe gleichzeitig, weil aus anderer Lebensstimmung und Lebensbeleuchtung. Aber Goethe liebte, mit zunehmendem Alter je mehr, solche — übrigens auch den Romantikern eigene — Zweiseelendenkart, liebte den Widerspruch mit sich selbst, weil er so die beiden Pole, die jedes sittliche Problem birgt, am besten ins Licht stellte und sich dadurch der dazwischen liegenden Wahrheit zu nähern glaubte.

Glaubst du denn: von Mund zu Ohr ꝛc. (S. 50). Die mündliche Überlieferung religiöser Begriffe und Mythologeme leidet an Entstellung (V. 2), erzeugt Hirngespinste (V. 4), schmiedet drückende Ketten des Aberglaubens (V. 6): nur die Kritik, die Anwendung des Verstandes vermag davon zu befreien (V. 8). Eine Verteidigung der kritischen Bemühungen um die geschichtliche Erforschung der christlichen heiligen Schriften und ihrer Lehren. Vgl. das Paralipomenon (Weim. Ausg. Bd. 7, S. 305): „Überlieferung ist ein Würfel, auch das Benutzen des Spielers Verdienst. Einem echten Kantianer ist Pend-Nameh [s. oben S. 34] was Gemeines."

Und wer franzet oder britet ꝛc. (S. 50). Protest gegen die literarisch-künstlerischen Tagesströmungen. Ausländerei oder Deutschtümelei (V. 1 f.) fließen gleicherweise aus Eitelkeit, aus dem armseligen Verlangen nach ephemerem Scheinwesen (V. 5—8), aus der frivolen Ausbeutung des Heute, die alle Besserung („das Rechte") der Zukunft überläßt. Das heißt „unerfahren", „im Dunkeln", „von Tag zu Tage leben" (V. 15 f.). Und jeder ist dem verfallen, der nicht die dreitausendjährige fortschreitende Entwicklung der menschlichen Bildung übersieht und sich davon Rechenschaft zu geben weiß (V. 13 f.). Eine ungeheure Forderung, wahrhaft übermenschlich. Aber der West-östliche Divan ist daraus hervorgewachsen.

Sonst, wenn man den heiligen Koran citierte ꝛc. (S. 51). Erst 1827 eingereiht. Der Koran wird in Suren und Verse eingeteilt. Hier bedeutet er natürlich die Bibel und V. 5 „die neuen Derwische" die neuen Theologen, die den schlichten und lebendigen Inhalt der heiligen Schrift verfälschen und daher den bibelfesten Dichter abstoßen.

Der Prophet spricht (S. 51). Vom 23. Februar 1815 mit der Unterschrift „Sure 22", später betitelt „Prophetentrutz". Das Zitat der 22. Koransure geht auf Ölsner, Mohamed (1810, S. 217, Anm. 1), dessen Lektüre das Tagebuch zum

ersten Male gerade für den 23. Februar 1815 bezeugt: „Wen es ärgert, daß Gott dem Mohamed Schutz und Hilfe angedeihen läßt, der gehe und befestige einen Strick an den Balken seines Hauses und knüpfe sich daran; er wird fühlen, daß sein Zorn sich legt.“ Goethe eignet sich des Propheten unwillig scherzende Verwünschung der Neider an zur Abfertigung seiner Tadler und Feinde.

Timur spricht (S. 52). Erst 1827 eingereiht. Über Timur s. zu S. 63. Der Welteroberer Timur (Napoleon) verteidigt die von Gott geschaffene geniale Persönlichkeit gegen die nörgelnden Verkleinerer. — V. 2. „verlogne Pfaffen“: ursprünglich stand dafür „du Volk von Laffen!“, dann „verfluchte Pfaffen!“ Die Abwälzung der Schelte von dem räsonierenden liberalen Volk auf die „verlognen Pfaffen“ — eine Konzession an die Macht der Zeitströmung — hat etwas Erheiterndes. Allerdings haben die Obskuranten aller Konfessionen Goethes großen Zug des Lebens lügenhaft genug bemäkelt. Zum Gedanken vgl. zu S. 45 „Übermacht ꝛc.“

Hikmet Nameh. Buch der Sprüche (S. 53—62).

Ankündigung im Morgenblatt: „Erfreulicher [als das Buch Timur] ist das Buch der Sprüche. Es besteht aus kleinen Gedichten, zu welchen orientalische Sinnreden meist den Anlaß gegeben.“ Vgl. S. 238, 25 bis 239, 2. — Die Entstehung der Hauptmasse fällt in den Jan. 1815; nach Ordnung des Bestandes als Divanbuch (Okt. 1815) und Lektüre von Diez' Denkwürdigkeiten Bd. 2 (Ende 1815, Anfang 1816) kamen noch einzelne Sprüche hinzu. Der Inhalt dieses Buchs berührt sich nah mit Goethes 1813/14 neu aufblühender Spruchpoesie: mit den Rubriken „Sprichwörtlich“ und „Zahme Xenien“ seiner Gedichte. Die Grundlage gab das Studium älterer deutscher Sprichwörter: am 9. Okt. 1812 entlieh Goethe der Herzoglichen Bibliothek die Sammlungen von Agricola, Janus Gruterus, Johannes Lassenius, Andreas Schellhorn, und am 11. Dez. notiert diese Lektüre das Tagebuch. Damit verband sich seit dem Jan. 1815 die aus orientalischen Quellen zuströmende Gnomik, und so entstand durch gegenseitige Spiegelung das west-östliche Buch der Sprüche, dessen Grenze gegen die Zahmen Xenien im einzelnen eine fließende ist.

Talismane ꝛc. (S. 53). Eine Art Prolog des Buchs.

Die lehrenden Sprüche gedacht als „Talismane", weil sie wie diese heilend, rettend, befreiend wirken und nach orientalischem, am Koran wie an den Gedichten des Hafis geübtem Brauch als Buchorakel befragt werden sollen; vgl. S. 226, 1—25 und Bd. 22, S. 115, 13—16 nebst Anmerkung.

Vom heut'gen Tag ꝛc. (S. 53). Bei Chardin (Voyages en Perse, 1735, Tome II, p. 17) Inschrift einer Karawanserei in Ispahan: Ne requérez point de ce jour et de cette nuit autre chose que ce que l'on en a eu auparavant.

Wer geboren in bös'sten Tagen ꝛc. (S. 53). Vgl. Buch des Oghuz (Sprüche der Väter: eine tatarische Sprichwörtersammlung, die den sagenhaften Oghuz Chan als Verfasser vorschiebt) bei Diez, Denkwürdigkeiten 1, 192: „Wer keine guten Tage erlebt hat, der hält schlimme Tage für gute."

Wie etwas sei leicht ꝛc. (S. 53). Ebenda 1, 195: „Das Leichte von der Sache kennt ihr Urheber, darum hat er auch den Vorteil davon."

Das Meer flutet immer ꝛc. (S. 53). Das ewig flutende, ins Land vorschießende und dann wieder ebbende, das Land freigebende Meer ist Goethe das Symbol blinder elementarer, erfolgloser Gewalt. Vgl. Faust V. 10198—10233, auch oben S. 61 „Die Flut der Leidenschaft ꝛc." und Anmerkung.

Was wird mir jede Stunde ꝛc. (S. 53). Handschrift vom 22. Juli 1818, erster Druck 1821 in den Wanderjahren nebst den drei folgenden Sprüchen sowie S. 55 „Mein Erbteil ꝛc." und „Enweri sagt's ꝛc." So geriet das Gedicht 1827 mit diesen in das Buch der Sprüche statt in das der Liebe oder der Betrachtungen. Ton und Sinn wie ein gedämpfter Nachklang aus der rousseauisierenden Wertherzeit.

Prüft das Geschick dich ꝛc. (S. 54). v. Loeper erinnert an die Devise Sustine et abstine (Gellius nach Epiktet). Weiter ab steht Hafis (Hammer 1, 132): „Gibt dir das Schicksal Frist [durch scheinbare Freundlichkeit], verlasse nicht den Weg ... Du frag' nicht um Warum und Wie, ein treuer Knecht vollzieht ein jedes Werk, das ihm sein Sultan sagt."

Noch ist es Tag ꝛc. (S. 54). Umschreibung von Ev. Joh. 9,4. Gedanke und Bild recht eigentlich ein west-östlicher „Talisman". Vgl. Saadis Baumgarten (Olearius 1696, S. 96): „So lange wir leben, gebühret sich's munter zu sein; wenn der Tod heran kommet und uns einschläfert ... so ist der Tag eine Nacht." Verwandtes in antiker Dichtung und Lehre.

Was machst du an der Welt ꝛc. (S. 54). Wörtliche Nach-

bildung tiefsinniger Verse des Firdusi in seinem Schah Nameh, die Goethe im Mai 1818 aus Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 58 kennen lernte. Kurz zuvor (Okt. 1817) hatten seine „Urworte. Orphisch“ (s. Bd. 2) die Vorherbestimmung der Individualität, des „Dämons“, verkündigt.

Wenn der schwer Gedrückte klagt 2c. (S. 54). Vom 22. Juli 1818, erst 1827 eingereiht, wie das folgende.

Wie ungeschickt 2c. (S. 54). Optimistische Auffassung des Glücks, das als gefälliges, liebebereites Mädchen gedacht ist.

Mein Erbteil 2c. (S. 55). Vgl. an Fritz v. Stein, 26. April 1797: „... ob ich gleich gestehe, daß mir mein altes Symbol immer wichtiger wird: tempus divitiae meae, tempus ager meus.“

Gutes tu 2c. (S. 55). Erst 1827 eingereiht. Umbildung und Korrektur des ebenso beginnenden älteren Spruchs S. 57.

Enweri sagt's 2c. (S. 55). Quelle sind Verse des persischen Dichters Enweri (vgl. S. 181, 18 bis 183, 3. 206, 15—19) in Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens (S. 92), die Goethe erst im Mai 1818 kennen lernte: „O Mann der Zeit, Vernünft'ger oder Tor, Drei Dinge setze dir vor andern vor; ... Willst du sie wissen, so vernimm sie heut': Geradheit, Urteil und Verträglichkeit.“

Was klagst du 2c. (S. 55). Tapferes Trostwort: Angriffe der Feinde muß man hinnehmen als unabänderliche Folgen eines unvereinbaren Gegensatzes verschiedener Naturen.

Dümmer ist nichts 2c. (S. 55). Der Gedanke ähnlich dem von „Sich selbst zu loben 2c.“ (S. 50).

Wenn Gott 2c. (S. 55). Zu Grunde liegt Saadis Rosengarten VIII, 139 (bei Olearius 1654, S. 177): „Der große Gott, der sieht und deckt doch alles zu; Mein Nachbar siehet nichts, schilt doch, läßt mir nicht Ruh.“ Schon in Herders „Blumen“ verdeutscht.

Gesteht's! die Dichter 2c. (S. 56). Vgl. Str. 1 von „Keinen Reimer wird man finden 2c.“ (S. 44). Hesiod, Opera et Dies, V. 25 f.: „Der Töpfer haßt den Töpfer, der Baumeister den Baumeister, der Bettler meidet den Bettler und der Sänger den Sänger.“ Hafis (Hammer 2, 91): „Vom Nebenbuhler wird mein Herz nicht frei, Es haßt den Fabler der Fabler.“

Überall will jeder 2c. (S. 56). Überlegenheit will nach dem Weltlauf jeder besitzen; andere das fühlen lassen („grob sein“) sollte man nur, wo man wirklich Meister ist.

Verschon' uns Gott 2c. (S. 56). Bei Aristoteles, Plinius, aber auch bei Barachja Nikdani (2. Hälfte des 13. Jahr-

hunderts) und endlich in verschiedenen deutschen Märchen begegnet die Vorstellung von einem Wettstreit zwischen dem Adler und einem kleinen Vogel (dem Zaunkönig) um die Herrschaft über die Vögel: s. W. Grimm im 3. Band der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (3. Auflage, Göttingen 1856) zu Nr. 171 („Der Zaunkönig“), S. 246 f. Auf dies west-östliche Motiv spielt Goethes gegen die sich breitmachenden literarischen Kleingeister seiner Zeit gerichteter Spruch an.

Will der Neid 2c. (S. 56). Den Neid muß man sich selbst überlassen, damit er sich selbst auffresse. Buch des Kabus, 29. Kapitel (Diez S. 626): „Zeig' dich auf alle Art tätig und überlaß dann deine Neider und Feinde dem Gram, bis ihnen vor Verdruß des Unwillens das Fleisch schmilzt und die Kräfte schwinden.“

Sich im Respekt 2c. (S. 56). Die Jagd mit abgerichteten Falken (Beize) stammt wahrscheinlich aus dem Orient und ist in Persien, China, Japan, Indien noch in voller Blüte (E. v. Dombrowski, Geschichte der Beizjagd. Wien 1886, S. 26). Sie gilt als vornehmste, der Jagd mit Hunden überlegene Ausübung des Weidwerks.

Was hilft's dem Pfaffenorden 2c. (S. 56). Vom 27. Jan. 1816. Gegen die neuen Mystiker (Romantiker, Naturphilosophen).

Einen Helden 2c. (S. 56). Entstand erst nach der Bekanntschaft mit Diez' Denkwürdigkeiten Bd. 2 (Ende Dez. 1815) auf Grund einer Stelle des türkischen Spiegels der Länder von Kjatibi Rumi (16. Jhdt.) a. a. O. S. 239: „Kann wohl den Wert des Menschen jemand kennen, der nicht in der Welt Hitze und Kälte erlitten hat?“

Gutes tu 2c. (S. 57). Die Entstehungszeit ergibt sich wie für den vorigen und den folgenden Spruch aus der Benutzung der gleichen Vorlage (a. a. O. 2, 244): „Sage nicht, daß, was du tust, dir verbleibe. Wenn's auch dir verbleibt, so verbleibt es doch deinen Kindern nicht.“ Vgl. S. 55 „Gutes tu 2c.“

Soll man dich nicht 2c. (S. 57). Vgl. a. a. O. 2, 246: „Ich sagte den Gefährten [als man eine Glaubensstreitigkeit anfangen wollte], handelt nach der Überlieferung: verbirg dein Gold, dein Weggehen und deinen Glauben.“ — Der Weise sichert seinen kostbarsten Besitz: Geld und Gut gegen Diebstahl und Beraubung des verlassenen Hauses, das Mysterium seines innern Verhältnisses zum Göttlichen gegen Entweihung und Mißdeutung, Lästerung und Verketzerung.

Wie kommt's 2c. (S. 57). Nicht älter als die vorigen.

Typus der von Goethe oft, bald scherzend heiter, bald mit Bitterkeit und Zorn verspotteten vorlauten Dreistigkeit der Jugend ist der Baccalaureus im 2. Teil des Faust. Vgl. S.44 „Keinen Reimer ꝛc.“ Str.4, die Spruchgruppe „Lähmung“ (unter „Epigrammatisch“), auch „Sprichwörtlich“ V. 219 ff.

Laß dich nur ꝛc. (S. 57). V. 3 f. wörtlich aus dem Spiegel der Länder (a. a. O. 2, 236). Vgl. Zahme Xenien III, V. 794 ff.

Warum ist Wahrheit ꝛc. (S. 57). Wohl etwa gleichzeitig dem Brief an S. Boisserée vom 1. Mai 1818, dessen Schluß der Spruch bildet. Vgl. zu Kanzler v. Müller, 24. April 1819.

Was willst du untersuchen ꝛc. (S. 57). Zu Grunde liegt ein weit und in verschiedenen Fassungen verbreitetes orientalisches Sprichwort und dessen Interpretation durch Diez (vgl. Denkwürdigkeiten 1, 106—116. 2, 552—560). Am 10. Oktober 1815 nach dem schmerzlichen Abschied von den Frankfurter Freunden schreibt Goethe an Rosette Städel: „Kaum hatte ich die Ufer des Mains erreicht [in Würzburg], als ich sogleich die zierlichsten Kuchen hineinwarf. Möchten sie zur rechten Stunde, zwischen dem Rohr, zunächst der bekannten lieben Terrasse [auf der Gerbermühle] glücklich landen.“ — V. 2. „die Milde“: die Freigebigkeit, nach dem Gebrauch der älteren Sprache. — Goethe hat den orientalischen Spruch nach seiner persönlichen Weltauffassung vertieft: man soll freigebig, rückhaltlos die angeborenen Kräfte walten lassen, auch ohne daß man den Empfänger kennt oder auf Dank rechnen darf. Ein goldenes Trostwort für jeden Lehrenden, aber auch für jeden schaffenden Künstler und Dichter. Der junge Goethe hatte einst dem mit der noch unerschlossenen deutschen Sprache ringenden Schriftsteller den Rat zugestammelt: „Greif milde drein, und freundlich Glück fließt, Gottheit, von dir aus“ (vgl. „Sprache“ unter „Epigrammatisch“). Es ist dieselbe Güte, derselbe vertrauende Optimismus des Herrlichen, wahrhaft Produktiven, der nie „auf dem Neidpfad geloffen“, niemals um Beifall gebuhlt hat.

Als ich einmal eine Spinne ꝛc. (S. 58). Herder in den „Blumen“ (Suphan Bd. 26, S. 383) nach Saadis Rosengarten; „Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuß zu Mut sei? Eben wie dir, wenn dich ein Elefant zertritt.“ Vgl. Koran, Sure 29 „Die Spinne“ (Weim. Ausg. Bd. 39, S. 432).

Dunkel ist die Nacht ꝛc. (S. 58). Vorlage und bestimmte Beziehung unbekannt. Dem Bilde nah ist Faust V. 1780—84.

Welch eine bunte Gemeinde ꝛc. (S. 58). Vgl. Saadis Vorrede zum Baumgarten (Olearius, Hamburg 1696, S. 1).

Ihr nennt mich ꝛc. (S. 58). Nach einem arabischen Sprichwort bei Olearius hinter Saadis Rosental (Nr. 18, Schleswig 1654, S. 193).

Soll ich dir die Gegend ꝛc. (S. 58). Ebenfalls nach einem arabischen Sprichwort (a. a. O. Nr. 41, S. 194). Olearius erklärt: „Der Dienst ist gleichsam ein Weg zur Herrschaft." Goethes Umdichtung hat allgemeineren Sinn: Aufklärung und Umsicht kann nur durch mühsames, Stufe für Stufe erfolgendes Emporsteigen gegeben und erworben werden.

Wer schweigt ꝛc. und **Ein Herre** ꝛc. (S. 58). Nach Buch des Kabus (Diez S. 383. 629).

Ihr lieben Leute ꝛc. (S. 58). Verspottet den Autoritätsglauben durch ironischen Rat an das große Publikum, die Philister. „Autos epha" („er selbst hat es gesagt") war die dogmatische Formel der Pythagoreer für die Berufung auf die unanfechtbaren Aussprüche ihres Meisters. „Adam und Eva" ist die traditionelle Formel des gleichfalls für die große Masse unanfechtbaren Bibeldogmas an Stelle des vieldeutigen, unendlicher Forschung ausgesetzten natürlichen Begriffs „Mann und Weib". Vgl. G. Hauff, Goethe-Jahrbuch IV (1883), 356 ff.

Wofür ich Allah ꝛc. (S. 59). Vgl. Schillers Kassandra: „Nur der Irrtum ist das Leben, Und das Wissen ist der Tod."

Närrisch, daß jeder ꝛc. (S. 59). Vgl. oben S. 171, 23—25 und Paralipomenon 42 (Weim. Ausg. Bd. 6, S. 485). An Heinr. Meyer, 29. Juli 1816, unlängst nach dem Tode der Kaiserin von Österreich (s. zu S. 32 „Geheimstes") und seiner Frau, und nach schmerzlicher Störung der geplanten dritten Rheinreise durch einen Wagenunfall: „Und so müssen wir denn wieder im Islam (das heißt: in unbedingter Hingebung in den Willen Gottes) verharren." Vgl. auch an Boisserée, 7. Aug. 1816. Der Spruch, verglichen mit dem Zitat S. 169, 10—34, verkündet nichts Geringeres als die Überzeugung, daß der ursprüngliche Begriff des Islam dem echten Ring der Parabel des Nathan am ähnlichsten sei. Vgl. zu Kanzler v. Müller, 28. März 1819: „Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten."

Wer auf die Welt kommt ꝛc. (S. 59). Chardin (Voyages 1735, Tome II, p. 7. 43; III, p. 109) erzählt von der Abneigung des Persers, im Sterbehause seines Vaters zu wohnen; hieraus erkläre sich ein Gedicht des Saadi, das er mitteilt und das Goethe hier übersetzt hat, angezogen durch seine tiefe Symbolik: das Naturgesetz des Gegensatzes und Geschmackwechsels der Generationen, die ewige Umkehr, das stete Wiederanfangen, dem nie Vollendung und Abschluß folgt. Ergreifend ausgesprochen Zahme Xenien III, V. 764 ff.

Wer in mein Haus tritt ꝛc. (S. 59). Gesellschaftliche Rücksicht erlaubt dem Besucher wohl harte Kritik an langjährigen, liebgewordenen oder geduldig ertragenen Einrichtungen, Gewohnheiten, Eigentümlichkeiten des Hauses; aber sobald er wieder vor der Tür ist, setzt die Gegenwehr des Hausherrn ein in der Kritik, die er nun seinerseits an der ganzen Person des Naserümpfers übt. Vgl. Bd. 21, S. 188, 17—30. V. 3. „passen": ein Spielausdruck, hier noch in voller Bildkraft: er müßte auf das Spiel verzichten, es an mich (den Hausherrn) abgeben, das nun auf seine Kosten geht.

Herr, laß dir gefallen ꝛc. (S. 59). Einen ähnlichen orientalischen Spruch wünschte Goethe am 16. Juli 1819 von Kosegarten als Schutzvers für seinen Divan; dabei zitiert er den vorliegenden mit der Variante in V. 3 f.:

Auf die Größe kommt's nicht an,
Die Frömmigkeit macht den Tempel.

Das „Haus" (V. 2) ist also wohl, wie häufig bei persischen Dichtern, als ein Bild für Gedichtsammlung zu verstehen, hier also für den West-östlichen Divan.

Du bist auf immer geborgen ꝛc. (S. 59). v. Loepers Deutung der „Freunde" auf Willemers ist abzulehnen. Vielmehr: Du hast zwei Freunde gefunden und Sorgenlosigkeit (eine Freundschaft, die keine Sorgen macht und nicht durch solche gefährdet wird), nämlich den Weinbecher und ein Büchlein Lieder (Hafis).

Was brachte Lokman ꝛc. (S. 60). Lokman, ein legendarischer Weiser des Orients, angeblich Zeitgenosse des Moses oder gar Noah, nach andern des Königs David, unter dem er aus seinem Vaterlande Abessinien als Sklave an die Juden verkauft sein soll. Zahlreiche Sprüche, Fabeln, Sprichwörter werden ihm beigelegt. Im Koran führt die 31. Sure seinen Namen, weil darin von seiner Weisheit die Rede ist Nach der orientalischen Tradition war er, wie auch in der

griechischen Sage Aesop, mit dessen Fabeln die seinigen Ähnlichkeit haben, häßlich und ungestalt, schwarz, dick und fett, krummbeinig und mit aufgeworfenen Lippen. — Vgl. S. 16 „Tut ein Schilf 2c."

Herrlich ist der Orient 2c. (S. 60). Vgl. an Gries, 29. Mai 1816: „Bis in die tiefe Nacht hat mich Ihr Calderon festgehalten. Ich bewundere aufs neue dieses außerordentliche Talent ... In ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können ... Noch Eins füge ich hinzu, daß mein Aufenthalt im Orient mir den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verleugnet, nur noch werter macht, wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wiederfindet und bewundert." Möglicherweise ist der vorliegende Divanspruch die gleichzeitige poetische Verdichtung des entzückenden Eindrucks dieser stürmischen Lektüre. Vgl. Einl. S. XXXVIII.

Was schmückst du 2c. (S. 60). Aus Saadi notierte Goethe: „Linke Hand vor der rechten geziert". Vgl. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 478 und Olearius, Rosental 8, Nr. 144. 145 (1654, S. 177); schon 1792 in Herders „Blumen" (IV, 18; bei Suphan Bd. 26, S. 405) verdeutscht.

Wenn man auch nach Mekka triebe 2c. (S. 60). Nach einem persischen Sprichwort in Saadis Gulistan VII, 1 (Olearius, Persian. Rosental 1654, S. 123).

Getretner Quark 2c. (S. 60). Nach dem tatarisch-türkischen Buch des Oghuz („Buch der Reden") bei Diez (Denkwürdigkeiten 1, 196 Nr. 141). V. 6. „Pisé": Backsteine, die nicht im Ofen gebrannt, sondern aus Lehm nur durch Trocknen an der Sonne hergestellt werden; vgl. Chardin (Voyages 1711, Tome IV, p. 230, 1735 Tome III, p. 104 f.).

Betrübt euch nicht 2c. (S. 60). Ironischer Rat an die zartbesaiteten und wohl auch scheinheiligen Tugendwächter, die über den Dichter und seine Schöpfungen das Ach und Weh moralischer Betrübnis riefen. V. 2 mit leiser, gutmütiger Bosheit: die selbst ohne Fehl sind (sich dafür halten), erkennen bloß die Fehler der Mitmenschen. V. 3 f.: dagegen erst der Fehlende kommt in die vorteilhafte Lage, Vorzüge der Mitmenschen zu erkennen; denn er merkt aus den Wirkungen seiner Fehler erst deutlich, wie Andere, Bessere ihr Leben wohl geführt haben. Erst der Irrende kommt zur

vollen Einsicht in das sittlich Gute. Vgl. Sprüche in Prosa, v. Loeper Nr. 290 (in Bd. 4).

Du hast gar vielen ꝛc. (S. 61). Goethe vor allen durfte von dem stillen, unausgesprochenen Dank des Herzens reden, denn er war einer der dankbarsten Menschen, die jemals gelebt haben. Und seine Selbstbiographie ist das großartigste und lauteste Bekenntnis einer allumfassenden, alles erspürenden Dankbarkeit gegen Zeit, Welt, Natur, Vorgänger und Mitlebende, einer Dankbarkeit, die sich bemüht, das eigene Genie und seine Leistung möglichst in der Abhängigkeit von unzähligen geschichtlichen Mächten zu begreifen.

Guten Ruf ꝛc. (S. 61). Quelle: des Sylvestre de Sacy Übersetzung des Pend-Nameh (s. zu S. 33 „Fünf Dinge" und S. 34 „Und was im Pend-Nameh steht") in den Fundgruben (2, 9).

Die Flut der Leidenschaft ꝛc. (S. 61). Vgl. S. 53 „Das Meer" ꝛc. Hier in V. 3 f. eine Art Einschränkung oder Berichtigung, eine wichtige Folgerung: wie das Meer Perlen an den Strand, so wirft die Leidenschaft aus ihrem Innern poetische Schöpfungen hervor als Gewinn des Lebens. Anklingende Stellen in Hammers Gesch. d. schönen Redekünste Persiens (S. 164. 187) kann Goethe, da das Buch erst 1818 herauskam, in diesem Spruch nicht benutzt haben, der schon im Taschenbuch für Damen auf 1817 erschien. In der ersten Buchausgabe des Divans schloß mit vorliegenden Versen das „Buch der Sprüche" wie mit einem Epilog höchst wirkungsvoll ab. Jetzt wird man mehr an die Liebeslieder des „Buchs Suleika" denken, vgl. S. 75, V. 30 ff. Hier wird zugleich die gemeinsame dichterische Arbeit Goethes und Mariannens symbolisiert, aus der das „Buch Suleika" hervorging: die junge Frau gibt die rohen Perlen der elementaren Leidenschaft, die reife Kunst des bejahrten Dichters gibt ihnen die Fassung, formt sie zu Liebesliedern, die ihr huldigen.

Du hast so manche Bitte ꝛc. (S. 61). Vom 12. Jan. 1816, aber (wie die beiden folgenden) erst 1827 eingereiht. Offenbar durch einen ganz bestimmten, persönlichen Anlaß hervorgerufen. Ein sicheres orientalisches Vorbild ist nicht nachgewiesen. Vgl. Tasso V. 2670—74.

Schlimm ist es ꝛc. (S. 61). Scherzhafte Betrachtung über die verhängnisvolle Mischung von Wahrheit und Irrtum in allem menschlichen Forschen und Wissen. Vgl. Bd. 1, S. 241, Nr. 49—52. Frau Wahrheit zieht, wenn es ihr beliebt, dem

ihr wenig passenden Liebhaber nach (V. 2). Gründe gibt es für solche Launen nicht. Wer wollte eine schöne Frau über ihre Neigungen inquirieren! Schlimmer wäre es, wenn der Irrtum sich an die Menschheit herandrängte. Das sollte Frau Wahrheit baß (= besser, mehr) verdrießen.

Wisse, daß mir sehr mißfällt rc. (S. 62). Zu Riemer, 26. März 1814: „Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung“ (v. Biedermann, Gespräche 3, 124).

Timur Nameh. Buch des Timur (S. 63 und 64).

Ankündigung im Morgenblatt: „Timur Nameh, Buch des Timur, faßt ungeheure Weltbegebenheiten, wie in einem Spiegel, auf, worin wir, zu Trost und Untrost, den Widerschein eigner Schicksale erblicken.“ Vgl. oben S. 239, 3 bis 240, 8 und S. 320.

Der Winter und Timur (S. 63). Boisserée am 8. Aug. 1815 vorgelesen (1, 264): „Timurs Winterfeldzug. Parallelstück zu Napoleons Moskowitischem Feldzug.“ Das Tagebuch notiert Beschäftigung mit diesem Gedicht für den 11.—13. Dez. 1814, zugleich auch die Quelle: Jones, Poeseos asiaticae commentariorum libri sex (cur. Jo. Gottfr. Eichhorn. Lipsiae 1777), vgl. dazu oben S. 291, 27 bis 293, 12. Darin (Nr. 211, S. 175) aus einer arabischen Biographie des großen Mongolenchans Timur Lenk: „Circumibat autem illos Hyems cum ventis suis vehementibus et sparsit inter eos flatus suos glaream („Eishauch“) dispergentes; et in eos concitavit ventos suos frigidos, ex opposito flantes; et potestatem („Gewaltkraft“) in eos concessit gelidis suis procellis („frostgespitzten Stürmen“) et in ejus (*Timuri*) consessum descendit, et eum inclamans, allocuta est: „Lente, o Infauste, et leniter incede, o tyranne iniuste („Tyrann des Unrechts“)! quousque tandem hominum corda igne tuo combures? et jecinora aestu et ardore tuo inflammabis? Quod si una es ex infernis animabus, equidem animarum altera sum; et nos senes sumus, qui continuo occupamur in regionibus et servis subjugandis; et stellae maleficae (*Mars et Saturnus*) in coniunctione sunt infaustissimae. Et si animas occidis et auras frigidas reddis, at aurae meae gelidae te sunt frigidiores; aut si in tuis catervis (milites) sunt qui fideles suppliciis vexent, impellant, percutiant: at in diebus meis, Dei adjutu, est id quod magis

vexet et percutiat. Et per Deum, tibi nihil remitto. Cape igitur id, quod ad te attuli, et per Deum, non te defendent, o senex, a leti frigore („Todeskälte“) carbonum in foco ardor nec in mense Decembri flamma.“

Der arabische Chronist Ibn Arabschah unterbricht mit diesem dramatischen Gedicht in prachtvoller Steigerung die leidenschaftlich bewegte Prosa-Erzählung der Katastrophe des Welteroberers, den er glühend haßt: seines plötzlichen Todes unter den wilden Zurüstungen für den letzten, gewaltigsten Zug gegen das ungeheure chinesische Reich, mitten in dem sein Heer niederraffenden Wüten entsetzlichster Winterkälte. Goethe scheint die französische Übersetzung des Originals, die den vollen Kontext der höchst wirkungsvollen Darstellung gibt (Pierre Vattier, L'histoire du grand Tamerlan traduite en François de l'Arabe d'Achamed fils de Guerapse. Paris 1658, livre VII, ch. 9, p. 243), nicht gekannt zu haben. Er übersetzt in engem Anschluß an die lateinische Übertragung von Jones, der nur das Gedicht gibt, aber steigert die Eindringlichkeit und Macht des Ausdrucks durch verstärkende, malende Komposita und durch asyndetische Zusammendrängung, der die zahlreichen kopulativen oder adversativen Bindungen zum Opfer fallen. Alle stilistischen Abweichungen von dem Wortlaut der Vorlage dienen der Verleiblichung und Dramatisierung des Ausdrucks, der Steigerung seiner Bewegung und seiner Natürlichkeit. Daher auch V. 18. 27 prosaische Elemente der Tagessprache, mitten im heroisch-pathetischen Stil: dem modernen Kunstprinzip des West-östlichen Divans gemäß. Vgl. meine Akademie-Abhandlung S. 28 ff. (885 ff.) und Einl. S. XXXI.

Kurze Zeit nach der Leipziger Befreiungsschlacht (am 30. Oktober 1813) schrieb Goethe der Gräfin O'Donell, der vertrauten Hofdame der Kaiserin Maria Ludovika von Österreich (s. oben zu S. 32 „Geheimstes“): „Und so sei denn der erste freie Atemzug, der mir vergönnt ist, meiner geliebten Freundin gewidmet. Übernehmen Sie wie sonst die schöne Pflicht, mich und mein Geschick allerhöchsten Orts zum angelegentlichsten zu empfehlen. Die hoch und heilig gehaltenen Namenszüge blickten mich in diesen Stunden der Verwirrung wie glückbringende Sterne freundlich an, als ich sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten suchte“ (ein Geschenk der Kaiserin vom Februar 1811, eine goldene Dose mit einem Kranz von Brillanten und dem

Namen Luise). Wie eine Antwort darauf klingt, was die Kaiserin dann am 20. Nov. ihrem Mittelsmann, dem Herzog Karl August, aufträgt: Assurez Goethe de mon bien constant souvenir; la vue de tant de troupes [man denke an die weimarischen Lazarette mit den Schrecken von Typhus und Ruhr, sowie an die Lanzenstöße der russischen Kosaken gegen Goethes Haustür!] n'aura pas aiguisée sa verve poétique, le calme qu'on ose prévoir dans l'avenir réchauffera son imagination et il chantera l'éloge des Sauveurs de l'Allemagne, au nombre desquels se trouva un quelqu'un qui m'est bien cher. Goethe erfüllte dies Verlangen zunächst auf seine Art: er veranlaßte Cotta, „Hermann und Dorothea", dieses hohe Vermächtnis seiner praktischen Politik, das auf der Treue und der Freiheit im festen engen Kreis persönlichen Wirkens und, wenn es sein muß, auf der Macht kriegerischer Abwehr den Neubau des wankenden, zusammenbrechenden Staats gründen will, um wohlfeilen Preis wieder abzudrucken. Im Märzheft der Jenaischen Literaturzeitung rühmte ein ungenannter Rezensent (der Tübinger Professor Michaelis) den „Sehergeist" dieser neuen Ausgabe in Bezug auf das, „was jetzt die deutsche Nation vollbringt". „Aber sollte der ewig junge Dichter an der Grenze des höheren Alters durch die Verjüngung seines Volks, für welches er so unaussprechlich viel getan hat, nicht noch Schwung und Lust zu neuer poetischer Schöpfung erhalten? Der Stoff zu einem großen deutschen Nationalepos ist da. Zu schauen ist, wie ihn Gottes Hand unmittelbar in Rußland bereitet. Welche Einleitung zu jenem Epos, dessen Aufgabe der Sieg der deutschen Nation über die ungeheure, stets bewunderungswürdige Persönlichkeit eines Einzigen wäre ... Wer kann mehr zu einem solchen Epos berufen sein, als wer so die deutsche Nation aufrief und zugleich der Riesenkraft, bei welcher zuletzt nur Erde und Meer [die elementaren Mächte!] noch Gewicht hatten, ohne Scheu und ohne Schmeichelei huldigte." Das traf und wühlte in Goethe: „Danken Sie dem Verfasser aufs schönste; ich lasse keines seiner Worte weder jetzt noch künftig unbeachtet" (12. März 1814 an Eichstädt, den Redakteur der Literaturzeitung). Der „Epimenides" bezeugt es.

Karl August hatte schon am 29. Dez. 1812 in einem Brief an die Gräfin O'Donell über den harten Winter bedeutungsvoll scherzend geschrieben: Le commencement du passage des gelés a été le 14. de ce mois jour où le très

Gelé a passé incognito par ici dans la plus infâme Calèche de poste appartenante au Maître de poste, d'une station à 6 lieux d'ici, endroit auprès du quel le malheureux Roy de Prusse perdit l'année 6 la bataille d'Auerstedt; là, à cette poste, le très Gelé cassa une voiture, que le bon Roy de Saxe lui avoit prêté à Dresde le 13. de ce mois . . . Voyons ce que cette année 13 annoncera (Archiv für Literaturgeschichte, 15. Bd. 1887, S. 45 f.). Dieses Bild des zum ersten Male bezwungenen, fliehenden, winterlich erstarrten Napoleon, wie es auf Karl August erschütternd wirkte, hat sich natürlich auch Goethes Seele unvergeßlich eingeprägt. Und dieses Bild gestaltet unser Divangedicht mit ungeheurem Nachdruck. Die Lehre von der wiederholten Spiegelung — s. meine Ausführungen darüber im Goethe-Jahrbuch XVII (1896), S. 16* ff. —, durch welche die Wirkung des Grundbildes wächst, bewährt sich hier aufs fühlbarste. „Des Epimenides Erwachen", in dem Goethe das Lob des Tübinger Rezensenten, den „Sehergeist" des Patrioten dramatisch ins Leben zu setzen unternahm, erblickte bereits Napoleon in der Maske eines orientalischen Despoten als „Dämon der Unterdrückung"; und genau ebenso, auch als einen Dämon, auch als orientalischen Despoten und ganz, wie es der Tübinger Rezensent formuliert hatte, als eine Riesenkraft, bei welcher nur noch elementare Mächte Gewicht haben, stellt ihn nun das „Timur Nameh" dar; genau nach des Tübinger Rezensenten Weisung, den Stoff, „wie ihn Gottes Hand in Rußland bereitete". Und doch war alles nur wiederholte Spiegelung eines arabischen Spiegelbildes von vierhundertfach verjährten Ereignissen des fernsten Ostens! Das erhoffte deutsche Nationalepos mußte dieses eine Fragment des Buches Timur ersetzen. Aber patriotische Impulse Karl Augusts und seiner kaiserlichen Korrespondentin, Impulse jenes Tübinger Vaterlandsfreundes und Impulse Ifflands, des Urhebers des Berliner Befreiungsfestspiels, haben es dem Gemüt des Dichters entwunden. Nirgends sonst hat er, wie hier, dem Haß gegen den Weltbezwinger und Weltverwüster, dem grausamen Triumph über seinen Fall so schneidend, so unversöhnlich Worte geliehen. Dem Herzen der Enkelin Maria Theresias hätte es wohl getan.

An Suleika (S. 64). Ältere Überschrift „Rosenöl". Gedichtet in Wiesbaden am 27. Mai 1815, dem Tage der Ankunft von Frankfurt, am ersten Ziel der zweiten Rheinreise.

Drei Tage vorher hatte Goethe in Eisenach die poetische Taufe Mariannens mit dem Namen „Suleika“ vollzogen (s. zu S. 65 „Daß Suleika von Jussuph entzückt war“). Das vorliegende Gedicht kam ins „Buch Timur“ nur als Lückenbüßer. Es endete gewiß ursprünglich mit der dritten Strophe, die vierte brachte dann nachträglich äußerlich und mühsam eine kalt symbolische Beziehung auf Timur, um die Anknüpfung an das vorhergehende Gedicht zu ermöglichen (wahrscheinlich Ende Oktober 1815, als der Divan in Bücher abgeteilt wurde). Das Gedicht setzt die bekannte von Jones, Chardin u. a. erwähnte Tatsache voraus, daß riesige Mengen frischer Rosen nur wenige Tropfen des duftenden Rosenöls hergeben, und die in der persischen Dichtung verbreitete und höchst anmutig gestaltete Sage von der Liebe des sehnsüchtigen, klagenden Bulbul (der Nachtigall) zur Rose. Dafür fand Goethe schon bei Jones-Eichhorn (a. a. O. S. 115—122. 171—173) reiche Nachweise aus persischen Dichtern. Auch in des Hafis Gedichten begegnet das Motiv oft: in Hammers Übersetzung lautet der Name Nachtigall aber immer „Bülbül“.

Suleika Nameh. Buch Suleika (S. 65—94).

Ankündigung im Morgenblatt: „Das Buch Suleika, leidenschaftliche Gedichte enthaltend, unterscheidet sich vom Buch der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt ist, daß sie mit einem entschiedenen Charakter erscheint, ja persönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der sein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenschaft zu wetteifern scheint. Die Gegend, worin dieses Duodrama spielt, ist ganz persisch. Auch hier dringt sich manchmal eine geistige Bedeutung auf, und der Schleier irdischer Liebe scheint höhere Verhältnisse zu verhüllen.“ Vgl. S. 240, 9 ff.

Die Ankündigung verrät, und viele Verse des Suleika-Buchs deuten es mehr oder weniger an, daß hier eine Dichterin mitgewirkt hat, teils selbst poetisch schaffend, teils durch ihre Liebe und geistreiche Spiele ihrer Phantasie den Dichter anregend. Es ist die Österreicherin Marianne v. Willemer, geb. Jung, seit dem Herbst 1814 die dritte Gemahlin von Goethes und Boisserées altem Bekannten und Freunde, dem Bankier und Popularphilosophen v. Willemer in Frankfurt am Main, der sie 1800 als sechzehnjähriges Mädchen aus der Theaterlaufbahn entfernt, in sein Haus aufgenommen

und mit seinen Töchtern hatte erziehen lassen. Als Urbild der Suleika und als Verfasserin mehrerer Gedichte im „Buch Suleika" hat diese liebenswerte und vielgeliebte Frau zuerst kennen gelehrt Herman Grimm in dem unsterblichen Charakterbild „Goethe und Suleika", das aus der Fülle selbstgeschauten und mitgefühltesten Lebens ihre grundgütige, heitere, naive Vollnatur, allen Zauber ihres weiblichen Liebreizes und ihrer künstlerischen Talente teils vergegenwärtigt, teils ahnen läßt: Preußische Jahrbücher Bd. 24 (1869), S. 1 ff. (wiederholt: Fünfzehn Essays. 2. Aufl. Berlin 1874, S. 258 ff. 3. Aufl. 1884). Weitere wertvolle biographische Beiträge, namentlich auch über ihre Beziehungen zu ihren Verehrern Clemens Brentano und Karl Ritter (dem Geographen) bei Hermann Hüffer „Marianne v. Willemer", Deutsche Rundschau Bd. 16 (1878), S. 405 ff. Reiches und neues Licht über das Verhältnis zu Goethe im „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer", herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach (Stuttgart 1877. 2. Aufl. 1878), für jeden Kommentar des Buchs Suleika die unentbehrliche Grundlage. Daran knüpften an: Wilhelm Scherer „Eine österreichische Dichterin", Neue Freie Presse, 19. Juli 1877 (wiederholt: Aufsätze über Goethe. Berlin 1886, S. 235 ff.); Erich Schmidt „Marianne-Suleika": Charakteristiken, Berlin 1886, S. 321 ff. 2. Aufl. 1902, S. 305 ff. Einwirkung und Mitarbeit Mariannens im Buch Suleika suchte ich aufzudecken Goethe-Jahrbuch XVII (1896), 22*—35*

Vorspruch (S. 65). Nach dem 21. Aug. 1814 niedergeschrieben und zunächst für das „Buch der Sprüche" bestimmt. Wörtlich aus Diez' Übersetzung (Denkw. 1, 254) eines „Anfangs-Distichons" aus den Reden des als Dichter und Regent wie als Eroberer hervorragenden osmanischen Sultans Selim I. (1512—1520). Als Goethe — nicht vor der Konstituierung der Bucheinteilung im Oktober 1815 — die Verse zum Motto für das „Buch Suleika" erkor und aus dem Zusammenhang des Spruchbuchs löste, ergab sich die schöne Beziehung auf Marianne-Suleika von selbst: er hatte geträumt von einem Mondlicht neuer Poesie und Liebe; aber im Sommer des Jahres 1815 war ihm in der geliebten Frau eine Sonne von Licht, Leben, Leidenschaft aufgegangen.

Einladung (S. 65). Am „Sylvester Abend 1814" als einer der Epiloge des ältesten chronologisch geordneten deutschen Divans gedichtet (s. oben S. 320 u. „Älteste Gestalt" S. 37

[894] f.). Er steht dem acht Tage zuvor, am Weihnachtsabend gedichteten Prolog „Hegire“ (S. 3) nahe als Erklärung und Begründung der poetischen „Weltbeseitigung“, die jener ankündigte. V. 8—10. Das Heute wie das Morgen hat sein volles Recht und will ruhig erlebt und genützt sein; weder vor dem Kommenden noch vor dem Gewesenen hat man sich zu fürchten, denn jenes wird nicht zu Fall bringen, dieses läßt sich abstreifen, überwinden. Der Schluß (V. 11 f.) spricht persönliche Bitte und Empfindung zu der angeredeten Person aus: sein Allerliebstes möge „bleiben“, d. h. ausharren, bei ihm verweilen, weil es das Allerliebste erwecke und mitteile. Nachdem das Gedicht zum Proömium des Buchs Suleika gemacht war, konnte darunter nur die Geliebte, eben Suleika-Marianne verstanden werden. Am Schluß des Jahres 1814 aber konnte Goethes Beziehung zu Marianne diesen poetischen Ausdruck noch nicht finden, und ebensowenig ist an eine andere Person zu denken. Möglicherweise liegt in diesen Versen eine Beziehung auf eine nur gedachte Geliebte (vgl. oben S. 343 zu S. 25 „Musterbilder“ V. 5), auf einen Typus und Genius der Liebe, auf ein Wesen, in dem sich Eros verkörpert.

Daß Suleika von Jussuph entzückt war usw. (S. 65). Über die literarische und symbolische Bedeutung des Liebespaares Jussuph und Suleika in der orientalischen Dichtung s. oben zu S. 25 „Musterbilder“ V. 5 f. Das vorliegende Gedicht entstand am Ausfahrtstage der zweiten Rheinreise, am 24. Mai 1815 in Eisenach und erhielt zunächst den Titel „Liebchen benamst“. Marianne, die hier Suleika Getaufte, hatte Goethe im Jahr zuvor, wahrscheinlich am 4. Aug. 1814, noch vor ihrer Verheiratung, in Wiesbaden kennen gelernt, wohin sie mit ihrem Retter und Pflegevater Geheimrat v. Willemer einen Ausflug gemacht hatte. In Frankfurt (seit dem 12. Sept. 1814), wo er bei Schlossers wohnte, spann sich bald ein freundschaftlicher Verkehr an, unterbrochen durch Goethes Heidelberger Reise (24. Sept. bis 11. Okt.). Als er nach Frankfurt zurückkehrte, war Marianne Willemers Frau geworden, und nun knüpfte sich, in der letzten Woche des dortigen Aufenthaltes, ein Band warmer Sympathie und freundschaftlicher Vertraulichkeit zwischen Goethe und der jungen Frau. Vgl. die Briefe aus dieser und der nächsten Zeit. Als Goethe an jenem schönen Reise-Maitag des folgenden Jahres wieder der hellen rheinischen Jugendwelt

und der fröhlichen, ihn demütig verehrenden Freundin entgegenfuhr, ward sie in seiner Phantasie zu Suleika, dem Typus liebebewegter Frauenschönheit. Die Stimmung, der das vorliegende Gedicht entsprang und die es ausspricht, möge man in Vergegenwärtigung dieser Erlebnisse in sich nachklingen lassen, und auch wie viel aus V. 6—8 des Gedichts Wahrheit, wie viel poetisch gesteigertes Leben sei, wird man aus dem eben Angedeuteten ungefähr ermessen. — An dem fließenden Gedicht beachte man die straffe, jugendlich gedrängte Fülle: alle Sätze treten Schlag auf Schlag asyndetisch an einander.

Da du nun Suleika heißest rc. (S. 66). Vom gleichen Tage wie das vorige und analog diesem zunächst überschrieben „Dichter benamst". Bei Hafis (Hammer 2, 445) heißt es: „Wer bloß aus Liebe zu Grund ging, Wieget ein Tausend Hatems auf", und Hammer merkt an: „Hatemtai der freigebigste der Araber." Daß Hatem Thai (d. h. der Hatem aus dem arabischen Stamm Thai) eine Gestalt aus vor-islamischer Zeit war, bei Arabern wie Persern sprichwörtlich wegen seiner Freigebigkeit, und näheres über ihn konnte Goethe aus d'Herbelots Bibliothèque orientale erfahren (Deutsche Ausg. Halle 1787, Bd. 2, S. 688 f.). Gewiß las er auch das Gedicht in den „Fundgruben" 1814 (4, 461) „Hatem an sein Weib, als sie ihn ermahnte, weniger freigebig zu sein" (darin: „Hatem, wenn er nur will, mächtig und reich wird er sein"). — Der Held der „Lehrjahre", der ja gleichfalls eine Marianne liebt, hat unter anderen Charakterzügen Goethes auch den der freigebigen Fürsorge für andere, daher denn Goethe aus Rom (25. Jan. 1788) schrieb, seine dortige Existenz mit einigen jungen Künstlern, die er in „schicklicher Freigebigkeit" mit sich leben lasse, sei „wieder auf eine wahre Wilhelmiade hinausgelaufen"; und an Herder schrieb er am 10. Okt. 1788 in gleichem Sinne nach Rom: „Lebe wohl, du Guter, der du auch unter Wilhelms Verwandten dich auszeichnest." So scheint es möglich, daß Goethe im Hinblick auf diese Verwandtschaft den übrigens indifferenten Namen Hatem für sich wählte. Jedenfalls liegt dies näher als der Versuch v. Biedermanns (Goetheforschungen. Anderweite Folge 1899, S. 230), in dem „Hadem" des Klingerschen Romans „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit", den Goethe 1813 in Teplitz gelesen hat, das Vorbild zu finden; denn dieser

Gestalt, deren Charakter v. Biedermann zu Gunsten seiner Annahme wunderlich verschieben mußte, konnte sich Goethe nicht verwandt fühlen. — Der zweite Hatem, den V. 11 einführt, beruht auf einem Gedächtnisfehler Goethes, auf einer Verwechslung mit dem berühmten arabischen Dichter Hassan Thograi, von dem Herbelot (a. a. O. S. 488) folgende Beinamen verzeichnet: „wohlhabend oder reich an Tugenden und schönen Eigenschaften, welches eben das ist, was die Italiener virtuoso nennen; natürlich angenehm und der sich gegen jedermann höflich bezeigt." Sein bekanntestes Gedicht, ein Klagelied über die Zeitverhältnisse (Bagdad 1111), übersetzt von Reiske 1796, im „Neuen Teutschen Merkur" Januar 1800, von Hammer in Erichsons Musenalmanach auf 1814, muß ihn Goethe nah gebracht haben.

Hatem (S. 66). Das älteste sicher an Marianne gerichtete und von ihr erwiderte Gedicht. Nach seinem durch Ausflüge bis Köln unterbrochenen Wiesbadener Aufenthalt (27. Mai bis 11. Aug. 1815) weilte Goethe bis zum 8. Sept. und dann, nach einer Frankfurter Woche, wieder vom 15. bis 18. Sept. als Gast auf Willemers nahem Landsitz, der Gerbermühle: eine unvergeßliche Zeit ernster und heiterer Geselligkeit, der die Liebe Mariannens, ihr wundervoller Gesang früherer Goethischer Lieder, des Dichters Rezitation älterer und neu entstehender Gedichte, das ganze poetische Maskenspiel Hafisischen Lebens Licht und Wärme gab, Freundschaft und Neigung langsam mit dem Feuer erwachender Leidenschaft durchdringend. Die älteste Handschrift des Gedichts, im Nachlaß Mariannens, trägt das Datum des 12. Sept. 1815.

Suleika (S. 67). Antwort auf das vorige Gedicht, datiert vom 16. Sept., also vom Tage nach der Rückkehr von Frankfurt zur Gerbermühle. Ein Original Mariannens, die das Gedicht in einem Brief an Herman Grimm (1856, a. a. O. S. 275) „allenfalls" als ihr Eigentum in Anspruch nahm, hat sich nicht gefunden, doch ist es möglich, daß in den korrigierten Stellen der Goethischen Handschrift noch ihre Dichtung durchschimmert (so besonders V. 11 ursprünglich bescheiden hingebend „ganzes" statt „reiches"; vgl. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 414). Das poetische Bild des Gedichts lehnt sich enge an Hafisverse (Hammer 1, 111. 2, 139).

Der Liebende rc. (S. 68). Nach der handschriftlichen Überlieferung, wie der folgende Spruch, der Zeit vor Ende Januar 1815 angehörig und ursprünglich vielleicht für das „Buch

der Sprüche" bestimmt. Nach Saadis Rosental (Olearius 1654, S. 115). Zu V. 3 vgl. zu S. 25 „Musterbilder" V. 9 f.

Ist's möglich ꝛc. (S. 68). Vgl. zum vorigen; daher nicht auf Wiedervereinigung mit Marianne, auf ihren künstlerischen Gesang (V. 2) zu beziehen. Rose und Nachtigall und ihre Liebe ist in der orientalischen Poesie sprichwörtlich, s. zu S. 64 „An Suleika". Zu V. 3 vgl. Bd. 35, S. 325.

Suleika (S. 68). Datiert vom 17. Sept. 1815, dem Tage vor der letzten Abreise von der Gerbermühle. In der vorliegenden Gestalt rührt das Gedicht sicherlich nicht von Marianne her: gegen ihre weichere, wortreichere Feder und durchaus nicht sprachschöpferische Ausdrucksweise zeugen die prachtvoll herben Wortquadern „Fingerab in Wasserklüfte" und die starke Gedrungenheit des Gedichts. Den poetischen Keim bot eine Notiz bei d'Herbelot (Halle 1790, Bd. 4, S. 129) über den mit fabelhaften Kräften begabten Stein Schahkevheran, mit dessen Hilfe ein persischer König einen in den Tigris (hier Euphrat, natürlich für Main) gefallenen kostbaren Ring zurückgewann. — Daß V. 7 „Prophete" für „Goethe" stehe, vermutete Herman Grimm nach Analogie von S. 79 „Hatem" V. 9 : 11, schwerlich mit Recht. Der moderne Name hätte hier in der Anrede etwas Stilwidriges. „Prophete" nennt sich Goethe hier gewiß mit Beziehung auf den eben zur Aufführung gelangten „Epimenides", unter dem er eben sich selbst verstand (s. die Einleitung).

Hatem (S. 68). Die Deutung des vorhergehenden Gedichts und mit diesem vom selben Tage. Der Dichter, der sich nach der poetischen Grundvoraussetzung des Divans zum Zeitgenossen von Hafis und Timur macht und als reichen umherziehenden Handelsherrn betrachtet, darf als solcher wohl sprechen vom Dogen von Venedig und den Karawanen, die aus Indien nach Damaskus ziehen, kann auch der Geliebten erzählen von der venezianischen bedeutungsvollen Sitte, nach der sich jedes Jahr am Himmelfahrtstage das Oberhaupt der Seerepublik und Seebeherrscherin von der großen Staatsgondel, dem Bucentoro, durch einen hinabgeworfenen Ring dem Meer vermählt und dadurch symbolisch die Herrschaft über das Meer auf ein Jahr erneuert. — Die letzte Strophe gibt die Szenerie der Gerbermühle, deutlich erkennbar auf der schönen Radierung Krauskopfs bei Creizenach S. 40.

Kenne wohl der Männer Blicke ꝛc. (S. 69). Auch in diesem Gedicht („12. Dez. 1817"), dem Asyndeta und Parallelismus

ein an Goethes Jugenddichtung gemahnendes Gepräge geben (s. Einl. S. XXX), spricht Suleika. In der Ausdeutung der sprechenden Blicke des Geliebten wird sie gleichsam überwältigt von der Erinnerung an das Glücksgefühl der ersten Begegnung und des ersten Aufblitzens des Lächelns und des Blicks der Leidenschaft. — Zu V. 18—22 vgl. Hafis (Hammer 2, 170): „Kein Arzt hat Mittel wider meinen Gram, Ich bin nur durch den Freund gesund und krank."

Gingo biloba (S. 70). Nach Boisserée (1, 279) hat Goethe ein Blatt dieses in Japan heimischen Baumes während des Frankfurter Aufenthalts (8.—15. Sept. 1815, s. zu S. 66 „Hatem") an Marianne geschickt „als Sinnbild der Freundschaft; man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Teile teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden". Dagegen sandte Goethe das Gedicht am 27. Sept. 1815 aus Heidelberg an Mariannens Stieftochter Rosette Städel, eine zweite Handschrift besaß der Heidelberger Romantiker Professor Creuzer, mit der Unterschrift „Zur Erinnerung glücklicher Septembertage", und in seiner Selbstbiographie (Deutsche Schriften 1848, V, 1, 110) führte Creuzer die Entstehung des Gedichts auf ein Gespräch zurück, das er während Goethes zweitem Aufenthalt in Heidelberg (s. zu S. 88 „Wiederfinden") mit ihm gehabt habe. Vgl. ferner G. Partheys Jugenderinnerungen bei Creizenach a. a. O. S. 70 f. und v. Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit (1853) 2, 290. In diesen Berichten ist manches irrtümlich. Der Inhalt jenes von Creuzer selbst als Ausgangspunkt des Gesprächs genannten Aufsatzes in dem Goethe bekannten zweiten Bande seiner „Studien" berührt sich allerdings mit dem Sinn unseres Gedichts: S. 260 ff. wird ein Basrelief erläutert, das den kultischen Akt orphischen oder bacchischen Mysteriumsdienstes darstellt: Silenos opfernd, „den der orphische Hymnus als den Dämon doppelter Natur preiset"; „ein Doppelwesen zwischen Gott und Mensch" (S. 269), ein Repräsentant der Natur und Welt beherrschenden Ideen von „Gegensatz und Zweizahl"; auf dem Bilde laufen alle Äste des Platanus in zwei Spitzen aus, eine Säule trägt ein geöffnetes Buch (Diptychon), ein „zweitüriges", der Altar zweigespaltene Klauen (S. 270). Creuzer folgert daraus, daß man die Zweiheit und namentlich die Zweiheit der Türen symbolisch auf das Prinzip uralter Naturphilosophie, wie den Gegensatz als den Grund alles Realen deutete, wozu bereits Heraklit Veranlassung gegeben durch seinen

Ausdruck (S. 271) von der Zweiheit am Bogen (d. h. von der Spannung und Abspannung desselben), durch sein Prinzip, daß das Universum durch den Gegensatz bestehe (S. 264 f.). „Demnach erblicken wir in vielen bacchischen Sagen Spuren mystischer Andeutung jener Einheit durch Zweiheit, als dem Grundgesetz, dem die Natur gehorcht" (S. 272). Das berührt sich allerdings, wie es dem Prinzip der Urduplizität in der romantischen Dichtung und Naturphilosophie (Schelling, Novalis, Baader) entspricht, völlig mit dem Leitgedanken von Goethes gesamter Naturforschung: s. die Bemerkungen zu S. 7 „Im Atemholen", S. 16 „Selige Sehnsucht". — V. 3 f. unseres Gedichts knüpft an die Mysteriensymbolik an: der „von Osten" eingeführte Baum öffnet seinen „geheimen Sinn" nur dem „Wissenden", dem Eingeweihten. Wohl konnte sich auch Creuzer dafür halten, dessen Ideen bei der Konzeption mitgewirkt hatten, und wohl hätte er, um dessenwillen Karoline von Günderode liebend in den Tod ging, selbst ein Zwiespältiger, dessen herzen zwîvel nâchgebûr war, den Voß in der Antisymbolik mit Recht „eine west-östliche Doppelnatur, unten Sitzfleisch, oben ein Magierhaupt" nannte, auch den erotischen Sinn des Bildes verstehen können. Aber die wahrhaft Wissende war natürlich Marianne gewesen. Sie war die eigentliche Adressatin des an Rosette Städel gerichteten Briefs und seiner Beilage. Für sie waren diese drei Strophen tiefsten Sinns und tiefster Schönheit gedichtet, am Tage nach ihrer Abreise von Heidelberg, nach dem schweren Abschied, dem kein Wiedersehen mehr folgte, als vielsagender Nachklang des glücklichen Heidelberger Zusammenlebens, als poetische Besiegelung unlösbarer innerer Verbindung. Sie allein fühlte voll das „eins und doppelt" an diesen Liedern, sie, die Mitschöpferin. Und sie empfand auch die andere, letzte, die Platonische Bedeutung: die botanische Wiederholung des Gleichnisses von den zwei Halbkugeln, die zusammen eins werden, das Zusammenwachsen ihrer beiden, für einander bestimmten, einander verwandten Naturen. Für den nichtwissenden Leser, wohl auch für Creuzer, stellte sich eine andere Perspektive dar: eine Vieldeutigkeit, wie sie Goethe gerade recht war gemäß der Anschauung seiner späteren Jahre, daß die Poesie stets einen Rest von Problematischem behalten müsse (5. Juli 1827 zu Eckermann): die west-östliche Zwienatur dieser Divangedichte oder die Zweiheit des Individuellen und des darüber stehenden Höheren,

Allgemeinen, des eigentlichen, wörtlichen und des symbolischen Sinns, was Goethe oben S. 313, 28 die „ewige Diastole und Systole", die fortwährende Ausdehnung „ins Grenzenlose" und das Zurückgehen „ins Bestimmte" nennt, oder auch die Zweiheit von Phantasie und realem Erlebnis, die in des Dichters Liedern eine Einheit wird. Die dritte Strophe will aber auf die Frage der zweiten keine erschöpfende Erwiderung, sondern nur eine individuell-momentane, eine Teilerwiderung geben. Ein großer Rest bleibt unausgesprochen, die letzten Tiefen des „geheimen Sinns" der Ahnung und Einsicht desjenigen Lesers überlassen, der die Rolle kennt, welche das Prinzip des sich trennenden und des sich vereinenden Lebens spielt in Goethes botanischem, zoologischem, meteorologischem Denken, vor allem auch in seiner Erklärung des sittlich-sinnlichen Menschendaseins (Wahlverwandtschaften). — V. 7. „die sich erlesen", d. h. „sich erlesen haben", mit Auslassung des Hilfsverbs, wie öfter, im Divan (vorher V. 6 „getrennt", im folgenden Gedicht V. 7 „hingewendet") und überhaupt, manchmal bis zur Schwerverständlichkeit, in Goethes Sprache; z. B. Bd. 21, S. 137, 30. Bd. 29, S. 38, 24 f.

Sag', du hast wohl viel gedichtet 2c. (S. 70). Tagebuch vom 22. Sept. 1815, dem Datum der Handschrift: „Auf dem [Heidelberger] Schlosse. Herrlicher Morgen." Marianne hat unmittelbar daran gewiß keinen Anteil: jeder Satz, fast jedes Wort zeugt gegen ihre Art und ihren Stil. Mittelbar freilich mag sie beteiligt sein durch Neckereien, die sie so sehr liebte: in Frankfurt und in der Gerbermühle, an den Stätten der Jugendliebschaften Goethes, wurde in jenen heiteren Tagen mannigfach gescherzt über Goethes einstige Schönen. Zu V. 3—6 erinnere man sich, wie Goethe es liebte, seine poetischen Sendeblätter kalligraphisch, mit kunstbewußter Raumverteilung und mit ziervoller Ausstattung herzustellen. In den Divanjahren suchte er dabei die arabisch-persische Illuminier- und Ornamentierkunst in seiner Weise nachzubilden (vgl. S. 74 „Die schöngeschriebenen" und Bd. 30, S. 280). V. 12. „Wimpern-Pfeilen" nach Hafis (Hammer 1, 50. 154. 2, 130. 250), vgl. oben S. 215, 17 ff. „Locken-Schlangen" gleichfalls Hafisisch, vgl. oben S. 215, 3 ff. und S. 79 „Hatem" V. 3. „langem" V. 15 nach Goethes mitteldeutscher Aussprache reiner Reim auf „... hangen".

Die Sonne kommt! (S. 71). In Heidelberg am 22. Sept.

1815, dem Tage von Mariannens Ankunft, gedichtet. Marianne hatte kurz zuvor auf der Frankfurter Messe einen sogenannten türkischen Sonnenmondorden gekauft (d. h. einen Orden mit dem Bilde der Sonne und des Halbmonds), um ihn als angebliches Geschenk eines türkischen Kaufmanns für den großen Dichter heimzubringen. Durch das Meßgedränge sich hindurchwindend hatte sie plötzlich die Stimme Goethes gehört und sich ihm mit Willemer unerwartet gegenüber gesehen (Mariannens Brief an Goethe vom 27. April 1824 und Goethes Antwort vom 9. Mai, Creizenach a. a. O. S. 189. 192). Dieser Maskenscherz und die damalige überraschende Begegnung wird im vorliegenden Gedicht ernsthaft gewendet und auf das unerwartete Wiedersehen in Heidelberg bezogen. Seinen Mond (V. 12) konnte Goethe Marianne nennen, weil sich ihre poetische Begabung an dem Wiederaufflammen seines Genies entzündete und es in einem zarteren Abglanz widerspiegelte, weil ihre ganze Natur von der seinigen Licht und Wärme empfing. — Im Zusammenhang mit diesem Gedicht steht der Entwurf eines anderen, s. Paralipomenon Nr. 6, Weim. Ausg. Bd. 6, S. 470 f.

Komm Liebchen, komm! (S. 71). In Weimar, noch vor der Suleikataufe, am 17. Febr. 1815, entstanden: ein Gedicht, dessen erotische Einkleidung nur der Rahmen ist für eine west-östliche Geschichtskonstruktion, eine Betrachtung über Ursprung und Grundform des imperialen Kopfschmucks. — V. 1. „die Mütze": um sie wurden bei den Orientalen (Persern, Arabern, Türken) in mehreren Windungen feine Nesseltücher, baumwollene Zeuge und M u s s e l i n e geschlungen, und ein solches um die Mütze gewickeltes Tuch heißt persisch „Dulbend": so in Chardins Voyages; bei Pietro della Valle „Tulband"; im Gedicht danach „Tulbend". V. 3. Abbas: vgl. oben S. 274, 18 ff. Daß der Dichter, der seinen west-östlichen Divan doch als Zeitgenosse des Hafis und Timur, also im 14. Jahrhundert, zu schaffen fingiert, hier den Abbas des ausgehenden 16. Jahrhunderts als Zeugen nennt, ist einer der illusionswidrigen Anachronismen, die der alte Goethe, zum Schaden der künstlerischen Wirkung, nicht scheute (s. Einl. S. XVI). — Der Gedankengang des Gedichts ist in den drei letzten Strophen enthalten. Auch Alexander, der Bezwinger des Darius und Begründer des west-östlichen Weltreichs, sowie alle „Folgeherrscher", die Nachfolger im Weltimperium (die Diadochen, später die römischen Cäsaren), übernahmen das alte persische

Diadem, das Kopfband mit hinten, im Nacken oder seitwärts, herabfallenden Schleifen (V. 6), den pendilia, als „Königszierde“ (V. 8), d. h. das Abzeichen der absoluten, imperialen Hoheit: Strophe 2. Daraus entwickelte sich dann später die sogenannte Krone des mittelalterlichen deutschen Kaisers, wie sie noch jetzt den westlichen („unsern Kaiser“ V. 9), d. h. den Kaiser von Österreich, „schmücket“; der Name „Krone“ tut nichts zur Sache (V. 10); das Wesen und die Grundform des Hauptschmucks blieb dasselbe (der Tulbend), mögen auch Juwelen und Perlen zur Augenweide (V. 11) dazu gekommen sein: all das ist entbehrlicher Aufputz; „der schönste Schmuck ist (und bleibt) stets der Musselin“ (V. 12), weil er das geschichtliche Urphänomen des Kaiserdiadems am reinsten darstellt: Strophe 3. Goethe hat möglicherweise dabei im Auge gehabt, daß die alte deutsche Kaiserkrone im Wiener Kronschatz, die damals bereits öfter von kunsthistorischer Forschung beschrieben und abgebildet worden war, eigentlich mit Unrecht „Krone“ heißt, da sie nichts von einer corona, von einem Kranz hat, keinerlei Laubornamente trägt, sondern ein aus acht Platten zusammengenietetes breites oktogonales Diadem ist, das auf einem Kronhäubchen (der Mütze des Dulbend entsprechend) aufliegt. Das Ursymbol der „Hoheit“ nimmt der Dichter auch für sich in Anspruch: V. 16 „ich bin so groß als er“ (als der zuletzt genannte Kaiser, der von Österreich); aber er verlangt den Tulbend aus der Hand der Geliebten: Strophe 4. Das ist Scherz und doch tiefer Ernst. Goethe fühlte im Ernst sich dem Weltenkaiser Napoleon, dem modernen Alexander, ebenbürtig und wesensverwandt, fühlte sich Dämon wie dieser; dem „guten Kaiser Franz“ konnte er sich nur scherzend und nur im Liebesspiel gleichstellen. Den Kern des vorliegenden Gedichts enthalten die Verse aus „Vier Gnaden“ (oben S. 7): „Den Turban erst, der besser schmückt Als alle Kaiserkronen.“ Bei dem Geburtstagsfest des 28. August 1815 auf der Gerbermühle erhielt Goethe von den beiden Frauen des Hauses, Marianne und Rosette Städel, zwei Körbe voll der schönsten Früchte und der prächtigsten, meist ausländischen Blumen, darauf ein Turban vom feinsten indischen Musselin mit einer Lorbeerkrone umkränzt (Boisserée 1, 271): so sinnig wußte Mariannens anmutige Hand dieses Gedichtes poetischen Wunsch im Leben zu erfüllen. Zu Weihnacht 1820 schickte Goethe dann an Marianne eine Schleife von goldfarbenem

feinen Zeug mit der Inschrift: „Der schönste Schmuck bleibt stets der Musselin“ (Creizenach S. 147). — Vgl. auch das Paralipomenon Nr. 20, Weim. Ausg. Bd. 6, S. 478.

Nur wenig ist's, was ich verlange **rc.** (S. 72). Ältere Überschrift „Kaisergaben“. Wie der Poet im vorhergehenden Gedicht sich dem Kaiser gleich an Hoheit fühlt, so verwandelt er sich hier, im Gedanken an die Geliebte, in einen Welteroberer, um „Timurs Reiche“ (s. zu S. 63) der Geliebten dienen und „Kaisergüter“, alle Kostbarkeiten der orientalischen Welt, ihr heranbringen und ihr zu Füßen legen zu lassen. V. 11—16 und 33 ff. nennen solche, auf Grund von Angaben bei Olearius, Chardin und Tavernier. V. 17—32 fallen aus dieser Aufzählung heraus und schalten, anknüpfend an die „Gedichte auf Seidenblatt“ (V. 15 f.), einen neuen Rahmen ein: den Inhalt dieser Gedichte, den die Geliebte *lesen* soll. Die in diesen vier Strophen genannten Herrlichkeiten sind also nicht als gegenwärtig gedacht, sondern nur als Gegenstand eines poetischen, geschriebenen Auftrags. Wahrscheinlich ist diese geistreiche Ablenkung mit der Entstehung des ursprünglichen Gedichts nicht gleichzeitig; auf einen Nachtrag weist auch das Doppeldatum der Handschrift: „17. März, 17. Mai 1815.“ Ältere, abweichende Entwürfe s. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 418. — Trotz dem berechtigten Lobe Boisserées gehört das in seiner Art bedeutende Gedicht fraglos zur Kategorie der „kommandierten“ Poesie nach dem Begriff im Vorspiel auf dem Theater des Faust (V. 221).

Hätt' ich irgend wohl Bedenken **rc.** (S. 73). Das vom 17. Febr. 1815 datierte Gedicht (älterer Titel „Überboten“) ist angeregt durch Hammers Vorrede zum Hafis (1, XVI f.): Timur tadelte den Dichter, da dieser gedichtet (Hammer 1, 13): „Nähme mein Herz in die Hand der schöne Knabe von Schiras, Gäb' ich fürs Mal Samarkand und Buchara“, die Hauptplätze persischer Kultur, um deren Glanz zu erhöhen Timur tausend Länder eroberte; worauf Hafis erwiderte: „Herr, betrachte nur den Verschenker, und du wirst ihm verzeihen“, oder nach einer andern Sage: „Fürst! leider, daß ich so verschwenderisch gewesen, sonst wäre ich nicht so arm geworden.“ An Stelle der ewig verlangenden, ewig bettelarmen Liebessehnsucht — des Bildes für die Sehnsucht der frommen Seele zu Gott — bei Hafis (Hammer 1, 60. 79. 144. 2, 291. 423) setzt Goethe in Strophe 3 die wirkliche Armut des in seiner Liebe Beglückten. Der Schluß klingt

im Ton der „Geselligen Lieder"; auch die Anakreontik des 18. Jhdts. liebte dies idyllische Motiv des „Stolzes der Armut des Liebenden" (so umschreibt Boisserée 1, 257 das Gedicht). Hier redet also rein der moderne westliche Dichter, obgleich die Motive vom östlichen Dichter entlehnt sind. Zu erinnern ist (außer Horazischen Parallelen) an den Spruch „Was heißt denn Reichtum 2c." (oben S. 42), wo im Einklang mit der antiken Diogenes-Weisheit in der Bedürfnislosigkeit des Bettlers der größte persönliche Reichtum gefunden wird.

Die schön geschriebenen 2c. (S. 74). Vom Tage nach der Ankunft in Heidelberg (21. Sept. 1815), im frischen Gedächtnis der eben auf der Gerbermühle und in Frankfurt durchlebten glücklichen Liebeszeit. — V. 1—4 vgl. zu S. 70 „Sag', du hast wohl viel gedichtet" V. 3—6. V. 8. „Selbstlob" s. zu S. 50 „Sich selbst zu loben". V. 11. „Schmack": altertümlich, wie oben „Ruch" (S. 64 „An Suleika" S. 6). V. 12 f. Die naive, unbewußte Lebensfreude und im Gegensatz dazu die ihrer selbst bewußte Freude am Leben, die den Genuß bespiegelt, das Gefühl mit einem teilnehmenden Herzen, der Geliebten, austauscht. So erscheint diese höhere Freude in der reflektierenden Liebe zu Suleika: wie ein Ballspiel, in dem die Leidenschaft der Frau und das Ich des gereiften Dichters geworfen und gefangen hin und her fliegen (V. 14 bis 21). Zum Bilde hat man übrigens an das deutsche Fang-Ballspiel, nicht an das orientalische Maillespiel zu denken, das S. 202, 1—15 besprochen wird. V. 22 f. Der Dichter wieder in der Rolle des Kaufherrn, den dringende Geschäfte von der Geliebten losreißen, aber, wie es scheint, eines östlichen, da er den Europäer „Franke" nennt nach orientalischem Sprachgebrauch. Der — christliche — Armenier ist im Orient berüchtigt wegen seiner Schlauheit und Emsigkeit im Handel: s. zu S. 138 „Laßt mich weinen" V. 4. — V. 24—29. Das Glück der Liebe, das Suleika ihm zugeworfen hat wie einen Ball, ist ein Knäuel, bunt und unendlich reich; lange Zeit braucht der beglückte Empfänger, um es, getrennt von der Geliebten, in seiner Erinnerung, in seiner Phantasie aufzulösen, zu zerlegen und in seinen Gedanken und Empfindungen „neu zu erschaffen". V. 30—43 bringen höchst geistreich und mit feurigstem Schwung die Weiterführung des glänzenden Bildes und zugleich seine Deutung: als Gegengabe für den tausendfadig geklöppelten Ball aus bunter Schnur, den wirren Knäuel der jugendlichen Liebesleiden-

schaft Suleikas, bietet der besonnene Dichter diese selbe Schnur, entwirrt, mit aufgezogenen Perlen, zum Hals- und Busenschmuck für die Geliebte, d. h. die Gedichte des unsterblichen Buches Suleika. Aber auch diese Perlen stammen doch von der Geliebten, die Liebesgedichte sind hervorgerufen durch die Lebensfülle der jungen Frau, oder im Bilde (vgl. darüber zu S. 61 „Die Flut der Leidenschaft"): ihrer Leidenschaft Brandung warf sie an den verödeten Lebensstrand des alternden Dichters, der sie vorsichtig und weise („mit spitzen Fingern") sammelt, mit juwelenem Goldschmuck durchreiht und ihn zurückreicht. Man sieht: es ist ein köstliches Bild für das poetische Zusammenarbeiten Goethes mit Mariannen, ja es sind wohl unter den dichterischen Perlen der Suleika-Brandung geradezu Mariannens eigene Liebesgedichte zu verstehen, die der Meister aufnahm und denen die Änderungen seiner Hand „juwelenen Goldschmuck" verleihen sollten, d. h. stärkere Lichter aufsetzten. Ist die letzte Beziehung vom Dichter von vornherein beabsichtigt, so müssen allerdings V. 30—43 nachträglich zugesetzt sein, denn die leidenschaftlichen Lieder Mariannens, an die hier bei den Perlen der Brandung zu denken wäre, sind vom 23. und 26. Sept. (s. zu „Suleika" S. 85 und 87). Das Bild V. 42 f. konnte Goethe viel passender auf Mariannens Lieder anwenden als auf die von ihm selbst verfaßten des Suleikabuchs. Auch hier schlägt, wie so oft im Divan, der naturwissenschaftliche Grundton von Goethes späterem Denken und Dichten und das wirkliche tägliche Bemühen jener rheinischen Sommer- und Herbstwochen durch (s. zu S. 30 „Gruß").

Lieb' um Liebe 2c. (S. 75). Vom letzten Tage, dem Höhepunkt des liebenden Zusammenseins mit Marianne, in Heidelberg (25. Sept. 1815). Neun Jahre später klingen diese Empfindungen wider in Mariannens rührendem Erinnerungsgedicht bei einem sommerlichen Besuch Heidelbergs (abgedruckt bei Creizenach S. 200 f., dazu Goethe-Jahrbuch IV, 372): zwar wiederholt sie nur V. 2 „Als Blick um Blick und Wort um Wort sich tauscht", aber mehr bekennt der Schluß: „Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!"

Volk und Knecht und Überwinder (S. 76). Am Tage der Abreise Mariannens (26. Sept. 1815) gedichtet, Abglanz des innigen vorangegangenen Verkehrs. Suleika verkündet das — zum geflügelten Wort gewordene — Glaubensbekenntnis Goethes von der Persönlichkeit, mit Berufung — seltsam

genug! — auf das allgemeine Urteil der Hohen und sogar der Geringsten, und Hatem, der Dichter, widerspricht, natürlich nur scherzend. Der verbreitete, Minnesang und älterer volkstümlicher deutscher Lyrik geläufige Gedanke, daß die Liebenden ihr Herz, ihr ganzes Selbst mit einander tauschen, ist hier eigenartig angewendet auf das poetische Maskenspiel, in dem Marianne-Suleika, als die Anregende, Jugend und Sangeskraft dem alten Dichter Erweckende die Figur vorschreibt, die der Dichter annimmt (vgl. oben S. 66 „Da du nun Suleika heißest"). — V. 21. „Rabbi": ein Schriftgelehrter, ein Theologe. V. 23. „Ferdusi": s. S. 180 f., vgl. oben S. 41 „Ferdusi spricht"; in ihn sich zu verwandeln legte dessen Name nahe („der Paradiesische") und die daran sich knüpfende Sage, wonach, obgleich ihm die Geistlichkeit die rituelle Totenfeier verweigert, er doch durch seine Gedichte das Paradies erringt (s. meine Nachweisung in den Sitzungsb. der Berliner Akad. d. Wissensch. 1904, S. 889 ff. 1079 f.). V. 23. „Motanabbi": gleichfalls Dichtername von prägnantem Sinn (der „Prophetenprätendent"), der seinem Träger, dem arabischen Poeten Abu't Taijib Achmed ibn Hosain am Hofe des Hamdaniden Saifaddaula zu Halab (948—957 n. Chr.), beigelegt ward, weil er im Gefühle seiner poetischen Kraft Muhammed gleichzukommen wähnte: „Ich bin der Erste, der sich durch die Dichtkunst zum Propheten emporschwang" (Fundgruben 1816, V, 19). Vgl. S. 170, 21—28. V. 28 weist zurück auf den Schluß von „Hätt' ich irgend wohl Bedenken" (S. 74): der Dichter steht, ein reicher Bettler, höher als der Kaiser. — Die letzte Strophe vielleicht nachträglich.

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen rc. (S. 76). Nach dem Tagebuch in Meiningen auf der Heimreise (10. Okt. 1815) entstanden. Die lose angefügte Schlußstrophe der sich selbst tröstenden Mädchen rückt das Gedicht in den Rahmen des Paradiesesmotivs, das seit dem November 1814 auftaucht und lange nachklingt. — V. 11 f. Des alternden Dichters Hatem Liebe zu Suleika boshaft gleichgestellt mit der blinden Liebe des greisen Dschemil zu der alt und häßlich gewordenen Boteinah, vgl. S. 25 „Musterbilder" V. 11 f. und Anmerkung. V. 15 f. Hatem als Dichter, der für geringes Geld singt, wie in S. 73 „Hätt' ich irgend wohl Bedenken" gar als Bettler: der sonst angenommenen Rolle eines den Orient durchziehenden begüterten Kaufmanns unvereinbar. — V. 18—20. Die hoch aufgesteckte, mit Kämmen geschmückte

Haartracht, vgl. S. 27 „Gewarnt“ V. 5—8. V. 25:27 „Augen“ : „brauchen“ nach Goethes Frankfurter (und nach gemein-mitteldeutscher) Aussprache reiner Reim; so z. B. auch S. 86 „Hochbild“ V. 1:3 oder Faust V. 449 f. — V. 29 f. Freie Wortstellung: von den Augenlidern, die über den Augenstern (wie ein Deckel oder wie ein Dach, s. unten) hinüberragen, deutet eines, leichtgedrückt, auf den Schelm der Schelmen. „Bewhelmen“: wunderlicher, gewagtester Anglizismus, Neubildung nach to whelm (mit einem gewölbten Gegenstand überdecken), offenbar in freier Anlehnung an Shakespeares Romeo und Julia Akt 5, 1, 39 und Heinrich V. Akt 3, 1, 6. V. 36. Der „Doppelblick“: das halbe Zudrücken des einen Auges, wodurch es den schmachtenden Ausdruck bekommt (V. 33 „verwundend angelt“), „deutet auf den Schelm der Schelmen“ (V. 31), das andere, ganz geöffnete blickt hingegen „bieder“, d. h. treu und gütig, ohne Koketterie. Orientalischer Schönheitsbegriff: Les plus gros sourcils et les plus épais sont les plus beaux, surtout quand ils sont si grands qu'ils se touchent l'un contre l'autre (Chardin). Les regards quelle laisse échapper de ses cils serrés et à demi ouverts (Tavernier). V. 51 f. und 55 f. Hinweise auf Mariannens poetische Begabung und Mitarbeit am Divan. V. 58. Als „Huri“ tritt Suleika später in den nachgedichteten Liedern des Buchs des Paradieses auf: S. 120 „Anklang“; S. 121, 7 „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt“. — Das Gedicht ist nicht aus einem Guß: Strophe 1—4 reimen nur den zweiten und vierten Vers; Strophe 6. 7. 10—15 reimen alle Verse überschlagend, Strophe 5. 8. 9 reimen umschließend.

Hatem (S. 79). Am Morgen des 30. Sept. 1815, vor der Abreise von Heidelberg nach Mannheim, gedichtet. — V. 4. „erwidern“ prägnant: gleich und ebenbürtig zur Seite stellen. V. 8. „dir“: Suleika. — Die letzte Strophe fällt aus dem Ton und lenkt ab mit erkältendem Wortwitz: ein Zusatz, der noch fehlte, als Marianne ihre Antwort (das folgende Gedicht) verfaßte, die gedacht war als Bekräftigung des Goethischen „Locken haltet mich gefangen“, gewiß aber nicht, wie es jetzt erscheint, als eine im Ton vergriffene, feierliche Zurückweisung des Verlustes durch die in Goethes Schlußstrophe doch nur scherzend angenommene Verbrennung in der Glut der Liebe. — Karl Simrock hat 1831 empfundene Verse diesem versteckten Bekenntnis tiefer Leidenschaft ge-

widmet und mit anmutiger Laune für V. 11 das richtige Reimwort „Goethe“ enthüllt, das übrigens schon Rückert in dem Widmungsgedicht seiner Östlichen Rosen (1822) angedeutet hatte.

Suleika (S. 79). Von Marianne gedichtet. In der Reinschrift mit dem vorigen auf einem Blatt. Den Gedanken beider Gedichte paraphrasiert Goethe selbst S. 240, 30 bis 241, 2.

Laß deinen süßen Rubinenmund rc. (S. 80). Nach dem „Spiegel der Länder“, bei Diez, Denkwürdigkeiten 2, 236.

Bist du von deiner Geliebten getrennt rc. (S. 80). Eine eigenhändige Notiz Goethes auf einem vom 26. Jan. 1816 datierten Blatt verzeichnet als Quelle „Spiegel der Länder“ (Diez, a. a. O. 2, 232).

Mag sie sich immer rc. (S. 80). Erst 1827 eingereiht.

O daß der Sinnen rc. (S. 80). Handschriftlich mit dem folgenden auf einem Blatt. Der Eindruck der Geliebten wirkt in so mannigfaltigen und so mächtigen Strahlen, daß jeder einzelne Sinn ihn ganz allein für sich aufsaugen und auskosten möchte.

Auch in der Ferne rc. (S. 80). Auch in der Trennung sind die Liebenden geistig verbunden, und quält einmal das Gefühl des räumlichen Fernseins, so tritt aus dem Laut der gelesenen Suleikalieder die Gestalt Mariannens wieder als gegenwärtige hinzu. Ähnlich S. 92 „Abglanz“ V. 15 f.

Wie sollt' ich heiter bleiben rc. (S. 81). Am 1. Okt. 1815, vielleicht Morgens vor der Rückfahrt von Mannheim nach Heidelberg, gedichtet. Am 16. Dez. 1815 mit der Unterschrift „Mitternacht. Hatem“ Mariannen übersandt. Ein eigenhändiger Entwurf zeigt, daß das Gedicht ursprünglich mit der dritten Strophe begann und darauf die zweite folgte, die erste aber noch fehlte. — Heidelberger wehmütiger Nachklang der frohen Liebestage des Septembers, mit dem damals blühenden Schenkenmotiv. — Strophe 1 lautet in dem Brief an Marianne:

> Mir will es finster bleiben
> Im vollsten Mondenlicht,
> Ich mag nicht singen, schreiben
> Und trinken mag ich nicht.

Dies mit Beziehung auf die getroffene Vollmond-Verabredung; vgl. zu S. 90 „Vollmondnacht“.

Wenn ich dein gedenke rc. (S. 81). Wohl noch in Heidelberg, Ende September oder Anfang Oktober 1815, entstanden. — V. 6. „Saki“ persisch = Schenke; hier als Eigenname. Vgl.

S. 101, V. 14. S. 103. Der Schenke ist ungeduldig über die schweigenden Liebesgedanken des Dichters, weil sie ihn um dessen weise Lehren bringen; der aber hält sich „im stillen Kreise“ seiner Erinnerung für weise wie Salomon.

Buch Suleika (S. 81). Erst 1827 eingereiht.

An vollen Büschelzweigen rc. (S. 82). Am 23. Sept. 1815 war Marianne mit ihrem Gatten in Heidelberg angekommen. Nun erreichte Goethes wunderbar gesteigerte poetische Produktion den Gipfel. Boisserée meldet für den 24. Sept.: „Goethe morgens früh wieder auf dem Schloß, dichtend.“ Dasselbe bezeugt Goethes Tagebuch für den 21.—25. Sept. Am 21. entstanden „Geheimschrift“ (S. 90) und „Die schön geschriebenen“ (S. 74), am 22. „Sag', du hast wohl viel gedichtet“ (S. 70) und „An des lust'gen Brunnens Rand“ (S. 82), am 24. das vorliegende Gedicht und die herrliche Hymne „Wiederfinden“ (S. 88), am 25. „Lieb' um Liebe“ (S. 75), am 26. „Volk und Knecht“ (S. 76). Der alte Heidelberger Schloßgarten war der befruchtende Schauplatz dieser Fülle reifender Lieder, und die platzenden Kastanien auf seiner Terrasse gaben dafür das natürlichste, lebendigste Symbol.

An des lust'gen Brunnens Rand rc. (S. 82). Am Tage vor dem Eintreffen Mariannens in Heidelberg gedichtet, also nicht Wiedergabe unmittelbaren Erlebnisses, sondern ein in Ausmalung des gehofften Wiedersehens von der Phantasie geschaffenes Zwiegespräch, möglicherweise mit Benutzung früherer Frankfurter Situationen, jedenfalls mit literarisch vermittelten Motiven des Orients: der Kanal der Hauptallee (V. 7) erinnert an die Goethe bekannte Beschreibung Ispahans von Chardin; desgleichen geben die spielenden springenden Wasser des Brunnens, die Cypressenreihen orientalisches Kolorit. Strophe 1 und 2 antithetisch, mit bewußtem Parallelismus des 5. Verses. Über Mariannens auf dieses Gedicht anspielendes Heidelberger Lied s. zu S. 88 „Wiederfinden“.

Kaum daß ich dich wieder habe rc. (S. 83). Am 7. Okt. 1815, dem Tage der Abreise Goethes von Heidelberg, zehn Tage bereits nach der Trennung von Mariannen, entstanden, also eine rückblickende Vergegenwärtigung jener kurzen Wiedervereinigung. Aber durch und durch Abbild des Erlebten. — V. 18 ff. Die neuen Lieder, deren poetische Kraft Hatem befremdet, in denen er „fremden Atem“ spürt und eine neue Liebesverpflichtung mit einem Rivalen fürchtet, sind die köstlichen Trennungslieder Mariannens an den Ost- und

Westwind (S. 85 und 87), vom 23. und 26. Sept. Goethe hatte am 6. Okt. beide in Händen und datierte im vorliegenden poetischen Erinnerungsbild auch das zweite zurück in die Zeit des Heidelberger Wiedersehens. Mit tiefer Kennerschaft leitet die Schlußstrophe den Naturlaut dieser beiden unvergänglichen Lieder her aus der leidvollen Lust der Sehnsucht.

Behramgur, sagt man zc. (S. 84). Nach dem Tagebuch las Goethe am 3. Mai 1818 in der ihm eben zugegangenen Geschichte der schönen Redekünste Persiens von Hammer den Abschnitt über den Sassaniden Behramgur und seine Geliebte Dilaram (das Grundmotiv für die Reimerfindung in der Helenatragödie des „Faust"): damals entstand, wie auch ein Notizenblatt bezeugt, dies Gedicht und wurde während des Drucks eingeschaltet: V. 9 „dies Buch" daher im eigentlichen Sinn das Buch, wie es unter seinen Händen aus Korrekturbogen zusammenwuchs. — V. 15 f. Das Buch bleibt, nachdem die blühende Welt gegenwärtigen Liebesaustausches versunken ist, wie das Sternenfirmament, in dem das Licht vieler längst untergegangener Sterne noch fortstrahlt: das ewige Gefühl der Liebe dauert. Zum Bilde vgl. S. 21 „Nachbildung" V. 7—11 und S. 20 „Unbegrenzt" V. 3. Dem Zeitalter der Romantik und Naturphilosophie lagen solche Metaphern aus dem physikalischen Leben am Herzen.

Deinem Blick mich zu bequemen zc. (S. 85). Das Gedicht muß am Tage nach einem Abschied von Marianne entstanden sein: am 19. oder 27. Sept. 1815.

Suleika (S. 85). Von Marianne auf der Fahrt von Darmstadt nach Heidelberg, in der Erwartung des Wiedersehens mit Goethe, am 23. Sept. 1815 geschaffen. Der Ostwind oft bei Hafis als Sehnsuchtwecker und Liebesbote; auch der aufgewirbelte Staub (vgl. zu S. 15) ein typisches Motiv Hafisischer und überhaupt orientalischer Liebesdichtung. — Strophe 4 und 5 hat Goethe nicht glücklich geändert. Mariannens ursprüngliche, unendlich echtere Dichtung lautet:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Und du magst nun weiter ziehen,
Diene Frohen und Betrübten,
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Hochbild (S. 86). Vom 7. Nov. 1815 (Weimar). Grandiose Allegorie des auf Unvereinbarkeit und ewige Resignation gestellten Verhältnisses Goethes und Mariannens. Die mythologische Einkleidung antikisierend, eins der östlichen Elemente des Divans. — Bis in die einzelnen Worte das gleiche Motiv, aber ins Heitere umgebogen und gerade als Symbol glücklicher, heilspendender, wirklich vollzogener Liebesvereinigung 1821 im Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters V. 156 ff. (Bd. 9, S. 296). Vgl. zu S. 10 „Phänomen".

Nachklang (S. 87). Vom gleichen Tage mit dem vorhergehenden Gedicht, dessen schmerzensvoller Nachklang. — V. 2. So in S. 71 „Komm, Liebchen", S. 72 „Nur wenig ist's", S. 73 „Hätt' ich irgend", S. 76 „Volk und Knecht" u. ö. — V. 10. „Mondgesicht" bei Hafis-Hammer 2, 293 mit der Anm.: „Weil mir in der Trennungsnacht kein Stern funkelt, so komme du auf die Terrasse und beleuchte die Nacht mit deinem Mondgesichte." Dies wohl der Keim des Gedichts: die Metapher noch ganz aus einer momentanen persönlichen Situation fließend, noch dramatisch, nicht erstarrt wie sonst vielfach bei Hafis, der oft „Mondgesicht" als reine Umschreibung für „Mädchen" braucht. Aus dieser dramatischen Metapher stammt denn auch der uns befremdende Ausdruck V. 11 „mein Phosphor", im eigentlichen etymologischen Wortsinn (φωσφόρος = Lichtbringer, der Morgenstern, Lucifer).

Suleika (S. 87). Von Marianne; vgl. Goethes Brief an sie vom 9. Mai 1824. In Goethes Reinschrift überschrieben „Suleika", datiert „26. Sept. 1815". — V. 7. „Augen" ist nicht in „Auen" zu ändern: denn V. 10 setzt weinende Augen voraus, und das „Doch" V. 9 ist poetisch allein verständlich, wenn es eine zweite, gegensätzliche Handlung des Westwinds einführt. — Zu Grunde liegt Hafis (Hammer 2, 528): „Ostwind, sag', ich bitte dich, ihm ganz heimlich die Kunde, Hundertfache Zung' spreche den Herzensbrand aus, Sprich es nicht traurig, um ihn nicht auch zur Trauer zu stimmen, Sage zwar das Wort, aber du sag's mit Bedacht." — Goethes Änderungen (s. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 426 f.) waren auch hier nicht immer glücklich; so hieß V. 12 „Hofft' ich nicht, wir sehn uns wieder".

Wiederfinden (S. 88). Am 24. Sept. 1815, dem Morgen nach Mariannens Eintreffen, auf dem Heidelberger Schloß gedichtet. Leidenschaftliches, erhabenes Bekenntnis der Empfindung für die wiedergefundene Geliebte. — Der Grund-

gedanke echt west-östlich: der Liebesdrang das Prinzip der geordneten Welt, des Kosmos. Wie bei Hesiod, den Orphikern, Platon (Symposion, Kap. 6), Parmenides, Empedokles, so wird auch in der mystischen Dichtung des Orients die Liebe als das Weltprinzip gefeiert. Bei Dschami (Diez, Denkw. 2, 837) wird die Liebe von Jussuph und Suleika als Abbild und Paradigma dieser die Welt durchziehenden, zusammenhaltenden und ordnenden Urliebe dargestellt; vgl. V. 45 f. (auch S. 115 „Vorschmack" V. 10 „Jugendmuster" = Jugendtypus). Aber das Gedicht ist, wie sehr es befruchtet sein mag von den angedeuteten Gedankenströmen west-östlicher mystischer Spekulation, doch aufgebaut auf den Formeln einer theistischen Kosmologie. Die Grundlage gibt der althebräische Schöpfungsbericht, die Einkleidung ist dann islamisch (vgl. Koran Sure 6, V. 1. 97. Sure 89. 113. 13, V. 17 in Fundgruben 2, 346. 348. 3, 232. 241), die innere Einheit jedoch und die Idee des Ganzen erschließt sich nur aus Goethes allereigenster poetischer Naturphilosophie, aus dem Kern seiner Optik. Leidenschaftliche momentane Liebeserregung, das Entzücken über den kurzen Wiederbesitz der in seine Seele hineingewachsenen kongenialen Frau im Kontrast mit dem Weh der Trennungswochen eröffnet seiner Phantasie ein ungeheures Bild des Gesamtverlaufs kosmischen Lebens, der geheimen Tiefen alles Entstehens und Werdens, aller Freuden und Leiden. Die erste und die letzte Strophe bringen das persönliche Erlebnis, die vier anderen den riesigen Welthintergrund.

Strophe 1. V. 7 f. Eingedenk des Leids der Trennung schaudert er in dem unfaßbaren Glück vor dem drohenden Verlust. — Strophe 2. Die Welt ist nicht von Gott erschaffen; sie ruhte von Anbeginn an seiner Vaterbrust, ein Teil seines Wesens, teilhaft und fähig göttlicher Liebe: in der Gestalt der Ideen. Aber auf das Gebot „Es werde!" trat sie aus diesem ideellen Sein hervor in die Wirklichkeit: gewaltsam („brach" V. 16), klagend („schmerzlich Ach" V. 14), weil alle irdische Existenz ihrem Wesen nach umstrickt ist von Unvollkommenheit und Leiden. — Strophe 3. Das Eintreten in die Wirklichkeit zerstört die Einheit der Gottnatur, erzeugt den Dualismus, den Kampf: Licht und Finsternis sondern sich, die Elemente treibt wilde Anarchie mit blindem zentrifugalem Drang ins Weite; „ohne Sehnsucht, ohne Klang," d. h. es fehlt der Eros, es fehlt Harmonie und Maß; die göttliche

Natur ist verdunkelt, die Fähigkeit zu lieben verloren (vgl. V. 31). — Strophe 4. Jetzt erst ist Gott zum ersten Male allein und einsam; die Welt hat sich von ihm getrennt, dahintaumelnd in ihrer Qual. Da erschafft er die Morgenröte und mit ihr die Farben, die sie aus „dem Trüben" (V. 29), d. h. aus der Urnacht des Weltenraums entwickelt. Finsternis und Licht wirken nun also zusammen, fließen nicht mehr scheidend aus einander. Hier haben wir die Grundlehre von Goethes Optik, die bekanntlich im Gegensatz zu Newton die Farbenskala nicht als Zerlegung des weißen Lichtstrahls in seine Elemente auffaßt, sondern als eine Modifikation des Lichts durch „das Trübe", d. h. durch die Finsternis, die lichtlose Materie. „Ein erklingend Farbenspiel" (V. 30, ursprünglich: „Stets erneutes Farbenspiel"), weil Goethes Forschung die Natur der Farben wie die der Töne mit einander in Parallele zu setzen und durch Zahlenverhältnisse zu fassen und auszudrücken sucht. — Strophe 5. Das Farbenspiel, d. h. die Ausgleichung von Licht und Finsternis nach festen Gesetzen der Zahl, bringt den Eros, die Liebe, das Maß und die Harmonie wieder in die Welt. Vgl. Zahme Xenien VI, V. 1658 ff. Goethe gewahrt hierin den ewigen Pulsschlag der Systole und Diastole: s. oben S. 326 f. zu S. 7 „Im Atemholen". Mit der „Farbenharmonie" ersteht in der Welt die Sehnsucht und der Klang, die nach der ersten Schöpfung fehlten: jetzt wirkt „in allen Elementen Gottes Gegenwart", wie der junge Schenke von seinem Meister es lernt (s. S. 106, V. 2); die „wilden, wüsten Träume" (V. 21), das starre Ringen nach ungemessenen leeren Räumen (V. 22 f.) weichen dem „Gefühl und Blick zu ungemeßnem Leben" (V. 35 f.), das scheidende Auseinanderfliehen (V. 20) dem eiligen Bestreben, zu suchen, was sich angehört, dem Ergreifen und Raffen, das sich fassen und halten will (V. 37 f.), d. h. dem Drang nach Vereinigung. Und dieser Drang des Eros ist der Drang zu schaffen und zwar die göttliche Natur. Dies der Sinn der herrlichen Verse 39 f. Ein echt Platonischer Gedanke, transzendent nachklingend in des Neuplatonikers Plotin abstrakter Spekulation über die künstlerische Schöpfung, die Goethe 1805 übersetzte (Bd. 35, S. 315 ff. 384 f.). — Strophe 6. Die neue, Mund auf Mund bekräftigte Liebesvereinigung mit Marianne, tatsächlich geschlossen in der Tagesfrühe an paradiesischer Stelle, erscheint als das Werk der Morgenröte (V. 41, vgl. V. 27), der lieberfüllten

„Aurora" („Sommernacht" S. 106 V. 41—44), der emportragenden „Morgenflügel" (S. 111 „Vermächtnis altpersischen Glaubens" V. 10—20), der das All durchwaltenden Sehnsucht nach Erleuchtung, Harmonie und Vollendung. — „Musterhaft" (V. 46), d. h. typisch sind die Liebenden, Suleika und Hatem, weil sie in ihrer Wesensgleichheit das Paradigma, das Urphänomen darstellen der Wirkung des Eros. Ein zweites Schöpfungswort „Es werde!" kann sie nicht wieder trennen, weil hinfort, über alle Schranken, die erworbene Seelengemeinschaft sie eint und ihre Liebe durch göttliches Gesetz der Natur bedingt ist. Offenbar schweben hier Gedankenreihen des Korans vor, dem die Bezeichnung der Auferstehung als einer zweiten Schöpfung Allahs, als seines zweiten „Es werde!" geläufig ist (Sure 36, V. 78 f. Sure 53, V. 43—47. Sure 56, V. 59. 64. Arnold, Lemgo 1746, S. 452. 548. 558). An solche koranische Gedanken angelehnt eröffnet das Gedicht mit seinem Begriff des „zweiten ‚Es werde!'" dem Bunde der Liebenden den Ausblick in die Ewigkeit; auch ein höheres, neues Leben in himmlischen Sphären wird sie vereint finden, wie es die dialogischen Nachtragsgedichte zum Buch des Paradieses darstellen. So klingt das Gedicht aus mit einer tröstlichen Zuversicht: der Schauder vor der Gegenwart (V. 8) ist überwunden. Das Morgenrötliche Marianne-Suleikas, das oben (S. 79, V. 9) metaphorisch hervorgehoben wurde, wird hier in dieser poetischen Konzeption, die wirklich ein Produkt der Morgenfrühe köstlicher Septembertage war, gefaßt als Teil einer geistig-natürlichen Urkraft des Universums: verklärend, versöhnend, erhellend. Die Nacht selbst, nicht mehr die verzweiflungsvolle „Nacht der Ferne", nicht mehr „Abgrund", wird nun Teil an der Liebesvereinigung nehmen und mit tausend Sternen ihre Siegel darauf drücken. Auch dieses kühne Gleichnis wieder genau aus der persönlichen, erlebten Situation: in den rheinischen stern- und monddurchglänzten warmen Herbstnächten hatten Goethe und Marianne verabredet zu tun, wozu später Hudhud mahnt (S. 140 „Hudhud sprach" V. 5—8):

> In Trennungs-Nächten
> Seht, wie sich's in Sternen schreibt:
> Daß gesellt zu ew'gen Mächten
> Glanzreich eure Liebe bleibt.

Das Dunkel und den Abgrund der Ferne überwand so die Nacht selber mit ihren Lichtern, den Vertrauten und Zeugen

der zu ihnen aufblickenden Liebenden. Damals, als Goethe so das Wiederfinden für immer feierte, im Sinne des nahestehenden „Unauflösliches, wer löst es? Liebende sich wiederfindend“ (S. 26 „Lehrbuch“ V. 11—14), mochten wohl die Sterne durch Luna unverdunkelt leuchten: es war sechs Tage nach Vollmond. Daß aber gerade auch dieser die getrennten Seelen in nächtlicher Liebesfeier zusammenlodern lasse, führt das folgende Gedicht in dramatischer Szene vor.

Weitere Verse, die sich ursprünglich an V. 20 und 24 anschlossen, s. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 427.

Das biographische Element dieses kosmologischen Gedichts hat Marianne selbst später erläutert, s. ihren Brief an Goethe vom 15. Aug. 1824 und ihr Gedicht „Zu Heidelberg“ (Creizenach a. a. O. S. 200 f. Schröer, Goethe-Jahrb. IV, 372. Kellner, Goethe u. d. Urbild seiner Suleika, 1876, S. 44 f.).

Vollmondnacht (S. 90). Am 18. Sept. 1815, dem Tage der Abfahrt Goethes von der Gerbermühle, verzeichnet sein Tagebuch: „Herrlicher Abend, Vollmonds Aufgang.“ Damals — hiernach ist Creizenachs Darstellung S. 58 zu berichtigen — hatten die Liebenden verabredet, während der nächsten Vollmondnacht einander in Gedanken nahe zu sein. Marianne hielt treulich Wort: am 18. Okt. 1815 schrieb sie an Goethe einen Chiffernbrief mit folgenden Worten aus Hafis: „Ich habe keine Kraft als die, Im Stillen ihn zu lieben. Wenn ich ihn nicht umarmen kann, Was wird wohl aus mir werden? Immer sehnt sich mein Herz nach deinen Lippen.“ Am 24. Okt., unmittelbar also nach Empfang der Chiffern-Epistel, gibt Goethe gleichsam diese selbst in poetischer Metamorphose als Antwort zurück: im vorliegenden Gedicht. Eine dramatische Szene, die Suleika-Mariannens Sehnsucht in einem Zwiegespräch mit der Dienerin wundervoll vergegenwärtigt. Der Refrain „Ich will küssen! Küssen! sagt' ich“ aus dem Schlußgedanken jenes Chiffernbriefes hervorgewachsen, aber doch auch noch einmal in anderen Hafisischen Worten gespiegelt (Hammer 1, 433): „Gestern sah ich in den Locken Meines liebsten Bildes Wangen, Sie umgebend wie die Wolken, Die den vollen Mond umfangen. Ich will küssen, küssen, sprach ich, Sie entgegnete: o laß es, Bis der Vollmond aus dem Zeichen Dieses Skorpions gegangen.“

Geheimschrift (S. 90). Die poetische Antwort (Heidelberg, 21. Sept. 1815) auf einen der von Marianne verfaßten

Chiffernbriefe aus Versen des Hafis nach Hammers Übersetzung. Zur Sache vgl. S. 230, 6 ff. Strophe 2 und 3 preisen Mariannens beredte, zarte Kunst in der bedeutungsvollen Auswahl und Zusammensetzung, und V. 27 f. bezeichnen köstlich die treffende Kraft dieser doppelsinnigen Worte.

Abglanz (S. 92). Auf der für Marianne bestimmten Niederschrift (vielleicht Beilage zu Goethes Brief vom 26. Okt. 1815): „Der lieben Kleinen." Das Gedicht ist ein Rätsel mit Auflösung. — V. 3 f. Der oben (zu S. 71 „Die Sonne kommt") erwähnte fingierte Sonnenmondorden des türkischen Sultans. V. 10. An die wirkliche Witwerschaft Goethes nach dem Tode Christianens († 6. Juni 1816) ist nicht zu denken. Unser Gedicht wurde auf einem undatierten Blatt Mariannen übersandt, in deren Nachlaß mitten unter Goethes Briefen es sich befindet. Das folgende Gedicht „Wie mit innigstem Behagen" ist unzweifelhaft die Antwort darauf, und diese Antwort trägt das Datum „den 23. Dez. 1815". Aber auch innere Gründe schließen die wörtliche Bedeutung für dieses „Witwerhaus" hier aus: die tiefe Liebe und die Verzweiflung, mit der Goethe in der Zeit nach dem Scheiden seiner Frau von seinem Verlust redet, machen es undenkbar, daß er sich in einem Atem als Witwer solle bezeichnet und vergnügt von seinem Ersatz-Liebchen, Marianne, gesprochen haben. Die Witwerschaft ist also wie der Spiegel symbolisch zu verstehen: der „Spiegel" sind die Divangedichte, aus denen ihm sein eigenes und Mariannens Bild deshalb entgegenblickt, weil er und sie gemeinsam diese Poesie erlebt und erschaffen haben, und „Witwerhaus" nennt er sein Weimarisches Haus, weil er der Gefährtin seiner Dichtungs-Ehe, der Mutter seiner im Divan versammelten Kinder entbehrt. Der Ausdruck ist die Konsequenz der Vorstellung in „Wiederfinden" S. 89, V. 39 f. V. 21 ff. Die kalligraphischen Künste Goethes nach orientalischen Vorbildern, s. zu S. 70 „Sag', du hast wohl viel gedichtet" V. 3—6 u. ö.

Suleika (S. 92). Antwort auf das vorhergehende Lied (s. Anm. dazu) und offenbar von Goethe auf Grund einer wirklichen poetischen Antwort Mariannens gestaltet. Strophe 3 dürfte ganz von Goethe herrühren: sie verrückt das Bild etwas gewaltsam und gibt starke, Mariannen fremde Accente.

Laß den Weltenspiegel Alexandern rc. (S. 93). Erst 1827 eingereiht. Der Weltenspiegel Alexanders kommt oft bei Hafis vor: „Bringet den Morgenwein, o ihr Betrunkenen, her!

Schau in das [Wein-]Glas! es ist der Spiegel des griechischen Königs, Alle Plane Daros [Darius] wirst du erspähen darin" (Hammer 1, 9). „Meiner Freundin Gemüt ist der weltenzeigende Spiegel; Ach, sie hat des Berichts, daß was dir not ist, nicht not" (1, 111), dazu Hammers Erläuterung: „Der Weltenspiegel Alexanders ist das Glas, worinnen er mit einem Blick alle Geheimnisse und Plane seiner Feinde durchschaute." Hafis schärft also ein: der Wein und die Liebe ersetzen die Kraft des Weltenspiegels, der die Geheimnisse enthüllt. Goethe wendet das zu einem Gegensatz politischer und erotischer Dichtung. Vgl. sein späteres Wort zum Kanzler v. Müller, 6. März 1828: „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern." Ganz entgegengesetzt aber oben S. 51, V. 13—16: „Wer nicht von dreitausend Jahren rc." (vgl. Einl. S. XLI f.).

Die Welt durchaus rc. (S. 93). Vom 7. Febr. 1815. Ältere Überschrift „Guter Tag".

In tausend Formen rc. (S. 94). Laut Tagebuch am 16. März 1815 gedichtet. Ältere Überschrift „Allgegenwärtige". Nach dem Islam hat Gott außer dem Namen Allah noch 99 Beinamen, z. B. der Allmilde, der Allerbarmende, der Allherrscher, der Allheilige, der Allrettende, der Allbewachende u. s. w. Vgl. S. 6 „Talismane" V. 7 und S. 184, 19—28. Ein pantheistisch erotisches Seitenstück dazu gibt das gegenwärtige Gedicht, das Buch Suleika mystisch abschließend, wie es mit der mystischen „Einladung" (oben S. 65) begann. Die Form ist ein unvollkommenes Ghasel.

Saki Nameh. Das Schenkenbuch (S. 95—106).

Ankündigung im Morgenblatt: „Der Dichter überwirft sich mit dem gemeinen Kellner und wählt einen anmutigen Knaben, der ihm den Genuß des Weins durch gefällige Bedienung versüße. Das Kind wird sein Lehrling, sein Vertrauter, dem er höhere Ansichten mitteilt. Eine wechselseitige edle Neigung belebt das ganze Buch." Dazu S. 241, 3 bis 244, 19. Der Titel stammt aus Hafis, der ein großes allegorisch-mystisches Gedicht „Sakiname. Buch des Schenken" (Hammer 2, 489 ff. „Buch der Schenken") seinem Divan

eingereiht hat: ihm ist der Schenke, ist Wirtshaus, Wein und Pokal zugleich irdisches Bild für übersinnliche Dinge (S. 499: „Unter Wein und unter Becher meinen wir die reinste Liebe", Platons Eros), sein Schenke eine Projektion jener himmlischen Knaben, die nach dem Koran im Paradiese den Gerechten, die hienieden irdischen Wein niemals hatten trinken dürfen, verklärten Wein in glänzender Schale kredenzen. Er predigt: „Nimm das Glas, fürcht' keine Sünde, Wein trinkt man im Paradiese" (Hammer 2, 494). Über die Abwägung des realistischen und mystischen Elements in dieser Weinpoesie des Hafis s. Einl. S. XLII f. Vgl. zu S. 116 „Berechtigte Männer". Die menschlichen Modelle für Goethes Figur des Schenken sind nach Boisserée (1, 263 f. 2, 93. 99) und Goethes Tagebuch (20., 25. Sept. 1815) der blonde Kellner der Wirtschaft auf dem Geisberg bei Wiesbaden und der junge Sohn des Heidelberger Professors Paulus. Dadurch wird der Schauplatz und die Entstehungszeit dieses Buchs begrenzt, doch s. zu S. 98 „Dem Kellner — Dem Schenken". Um diese Gedichte gerecht zu würdigen, muß man jede Erinnerung an perverse Sexualempfindung völlig fernhalten. Auch hier sehen wir den echten, großen, gesunden Goethe leibhaftig vor uns, der sein Leben lang ein unermüdlicher Lehrer, Freund, Berater, Förderer ihm nahestehender heranwachsender Knaben gewesen ist: man denke an Fritz von Stein, an die frühe Konzeption des köstlichen Georg im Götz. Goethes Verhältnis zu dem wirklichen Schenken, dem jungen Paulus (an Christiane, 6. Okt. 1814: „klein für sein Alter, ein gar muntrer neckischer Junge"), setzt ins klare sein Brief an diesen vom 17. März 1815, worin er sich so liebenswürdig dem kindlichen Auffassungsvermögen und Interessenkreis anschmiegt und Belehrung mit Scherz verkettet. Im allgemeinen vgl. K. Muthesius, Goethe ein Kinderfreund. Berlin 1903. — Verstehen aber kann dieses „Buch des Schenken" und seinen west-östlichen Kern nur, wer sich gleich Goethe erfüllt hat mit dem poetischen Tiefsinn des Erosglaubens, des Trinkkultus und des aus enthusiastischer Liebe zur wachsenden Jugend hervorquellenden pädagogischen Schöpferdrangs Platons und aus seinem Symposion sich den Begriff der Gottestrunkenheit angeeignet hat.

Ja, in der Schenke rc. (S. 95). Vor dem 27. Sept. 1815 gedichtet, da Goethes Brief an Rosette Städel von diesem Tage B. 10 f. zitiert.

Sitz' ich allein rc. und **So weit bracht' es Muley** rc. (S. 95). Vor dem 21. Juni 1818 entstanden.

Ob der Koran von Ewigkeit sei? (S. 95). Vom 20. Mai 1815; betitelt „Koran und Becher". In Ghaselenform. Es war im Islam eine heftige Streitfrage, die zu vielen Zwisten und Kriegen Anlaß gab, ob der Koran, das Wort Gottes, erschaffen sei oder unerschaffen. Die Türken behaupten dieses, die Perser jenes. Vgl. S. 170, 9—11.

Trunken müssen wir rc. und **Da wird nicht mehr** rc. (S. 96). Beide vor dem 30. Mai 1815, das zweite (nach Buch des Kabus, Diez S. 444) wohl aus dem Januar.

So lang' man nüchtern ist rc. (S. 96). Vom 26. Juli 1814 (Eisenach—Fulda). Vgl. Hafis bei Hammer 1, 65. 2, 233.

Warum du nur oft rc. (S. 97). Vom 24. Mai 1815, betitelt „Unhold". Der Gedanke Gemeinbesitz west-östlicher Mystik (s. S. 333 zu S. 16 „Selige Sehnsucht"). Vgl. S. 107 „Bulbuls Nachtlied rc." u. Anm. Unser Gedicht war wohl eigentlich für das Buch Suleika bestimmt; das folgende mit seiner Beziehung auf das Weinmotiv zog es hierher.

Wenn der Körper rc. (S. 97). Vom 27. Mai 1815, dem besonders fruchtbaren Tage. Die Betrunkenheit, die sich in heftiger Erregung und Gewalttätigkeit äußert, erscheint hier als eine Auflehnung der Seele, die, für ihr unbetäubtes Bewußtsein („bei Sinnen" V. 4) besorgt, gegen die vom Körper begehrte immer neue Einführung von Wein Widerstand leistet. Das Ganze symbolische Darstellung des Zwiespalts zwischen Begierde, Leidenschaft und Besonnenheit, Geist. — Über V. 3 u. 7 „Seele" ohne Artikel vgl. meine Bemerkungen im Literarischen Zentralblatt 1898, 17. Sept., Sp. 1519 f.

Dem Kellner und **Dem Schenken** (S. 98). Beide Strophen werden durch das in Wiesbaden angelegte Register vor den 30. Mai 1815, durch handschriftliche Notiz auf den 1. Juli [1814] datiert. Das Gedicht stammt somit aus den ersten Anfängen des Divans, noch ohne Beziehung auf die oben S. 403 genannten jugendlichen Personen. — V. 4. Vgl. S. 143.

Schenke spricht (S. 98). In Frankfurt, Okt. 1814, kurz nach Mariannens Verheiratung, aber trotz der „braunen Locken" rein literarisch aus dem Vorbild Hafis abzuleiten (Hammer 1, 82. 392).

Sie haben wegen der Trunkenheit rc. (S. 98). Michaelis 1815. Versuch, die strengere Ghaselform nachzubilden. Die Betrunkenheit hier, wenn auch nicht in der vollen mystischen

Tiefe wie bei Hafis, wo sie die mit Gott sich eins fühlende Ekstase des Frommen bedeutet, doch in figürlichem Sinn: der Enthusiasmus (vgl. Einl. S. XLII ff. XLVII).

Du kleiner Schelm du ꝛc. (S. 99). Erst 1827 eingereiht. Scherzhafte Entschuldigung, als der Schenke an der Betrunkenheit seines Mentors Anstoß nimmt.

Was in der Schenke ꝛc. (S. 99). Zuerst in „Kunst und Altertum" VI (1827), 212 mit der Überschrift „Hafis". Die Schenke und ihr Tumult allegorisch für das Leben, die Welt. Die Schlußverse bekunden im Einklang mit des Hafis Eifern wider die orthodoxen heuchlerischen Scheiche Goethes Abneigung gegen die Dogmen der gelehrten Schulen. Zu Grunde liegt ein Ghasel von Hafis (Hammer 1, 392).

Welch ein Zustand ꝛc. (S. 100). Okt. 1814, älterer Titel (1815) „Katzenjammer". V. 3 f. ursprünglich: „Der dem Perser nah verwandte Deutsche nennt es Katzenjammer." Goethe hatte das persische Wort (= freudloser Zustand, bes. am Morgen nach einem Rausch) bei Chardin gefunden und eine Zeitlang vergessen. Vgl. Goethe-Jahrbuch XI (1890), 25.

Jene garstige Vettel ꝛc. (S. 101). Vom 25. Okt. 1815. V. 1—9 nach orientalischer Vorstellung, die Goethe bei Diez (Buch des Kabus 269 und Denkwürdigkeiten 2, 353) fand. In dem Gedicht „Das Verhängnis" von Haschemi Efendi heißt es: „Laß dich nicht verblenden vom grundlosen Glücke! es ist vergänglich, Es ist eine zügellose alte Vettel", wozu Diez bemerkt: „Die alte Vettel ist die Welt, die alle ihre Liebhaber umbringt, ohne ihnen Gunstbezeugungen widerfahren zu lassen." Buch des Kabus: „So lange die alte Vettel das Glücksrad drehen wird." Ebenso Hafis (Hammer 1, 61): „Such' nicht Glauben und Treu bei der Welt, der leichtfertigen Dirne, Tausend Werber ja hat diese verrufene Braut." — V. 14. Vgl. zu S. 81 „Wenn ich dein gedenke" V. 6.

Schenke (S. 101). Vom Oktober 1814, am 1. Jan. 1815 mit Überschrift „Der gute Schenke spricht" an den jungen Paulus gesandt, auf den auch Boisserée (1, 264) das Gedicht bezog. Der Ausdruck „Schwänchen" (in übertragenem Sinn auch z. B. an Rosette Städel, 20. Sept. 1817, bei Boisserée 2, 69. 74. 80. 93) bezeichnet ein von den Süßigkeiten des Nachtisches zurückbehaltenes oder übrig gebliebenes Gemisch leckerer Dinge, das die Gäste als Geschenk mit nach Hause nehmen. Das Gedicht beruht auf einem Spiel mit der dreifachen Bedeutung des Wortes „Schwan".

Schenke (S. 102). Dem vorigen gleichzeitig. Ältere Überschrift „Schenke liebt". Zu Strophe 2 erinnerte v. Loeper treffend an den Bericht des jungen Mendelssohn (1821): „Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse."

Schenke komm &c. (S. 102). Vom 23. Febr. 1815. Ältere Überschrift „Weinverbot". Die letzten Verse umschreiben einen Gedanken aus Ölsners Muhammed-Biographie S. 217: „Die Abschweifungen des Korans sind oft von der Art, daß der Prophet nur deswegen den Gläubigen den Wein überhaupt untersagt zu haben scheint, um das Vorrecht der Trunkenheit für sich selbst zu behalten."

Denk', o Herr &c. (S. 103). Erst 1827 eingereiht. Zu V. 5 f. vgl. S. 14, V. 21 ff. und S. 45 „Übermacht &c." V. 17 ff. Zum Gedanken des Schlusses S. 8 „Geständnis" V. 7 ff.

Sommernacht (S. 104). Vom 16. Dez. 1814; die erste, auch einzeln in einer Niederschrift Goethes überlieferte Strophe vielleicht schon aus dem Sommer, während das Ganze die volle Ausbildung des besonderen Divanstils voraussetzt. Boisserée 1, 263: „Das Ganze als ein edles, freies, pädagogisches Verhältnis, als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich schön ausgesprochen in einem Gedicht ‚Die kürzeste Nacht', wo Morgenrot und Abendrot zugleich am Himmel sind. Astronomie. Ethik." Vgl. meine Akademie-Abhandlung „Die älteste Gestalt des Divans" S. 887 f. — Der junge Schenke, ein Orientale, sieht, seinen väterlichen Freund begleitend, zum ersten Male im Norden die kurze Sommernacht. Da der Islam als wichtigste religiöse Pflicht Einhaltung der vorgeschriebenen Gebetsstunden einschärft und als solche der Anfang der vollen Nacht und die Zeit zwischen Anbruch des Tages und Sonnenaufgang bestimmt ist und während des Gebets der Andächtige mit dem Gesicht die Richtung nach Mekka (Kiblah) einzuhalten hat, muß er den Eintritt der Dunkelheit abpassen und gleichzeitig sich an dem Polarsterne über die Himmelsgegenden orientieren. Unkundig der in der nordischen Sommernacht nie aufhörenden Dämmerung mißversteht er den in Frageform sich kleidenden Ausruf der ersten Strophe als Ausdruck der Ungeduld und verspricht, während der ältere Freund im Zelte ausruhen solle, draußen auf der Terrasse den Einbruch der vollen Dunkelheit zu erwarten, eulengleich kauernd in die

Nacht zu spähen (V. 29), bis das Nordgestirn (V. 31) sichtbar werde und die Mitternacht anzeige, zu der besonders fromme Muhammedaner ein freiwilliges Gebet halten (Aug. Müller, Der Islam 1, 195); dann wolle er den Dichter herausrufen, damit der nach seiner Gewohnheit die Sterne betrachte, d. h. auf seine besondere Art bete. Doch den Knaben belehrt der Dichter scherzend mit einem Bild der östlichen, hellenischen Mythologie: in dieser Blumenzeit eilt die Morgenröte (Aurora), ihren gealterten menschlichen Gemahl Tithonus in einem Gemach verschlossen (Hymnus in Venerem 3, 219 ff.) zurücklassend, voller Liebesverlangen dem Abendstern (Hesperus) nach. In der kurzen Sommernacht ist Hesperus erst eben vor Mitternacht im Nordwesten untergegangen, dann verbreitet sich „der goldne Schimmer" (V. 4) der Abenddämmerung durch den Norden zum Osten, so daß „hüben" und „drüben" (V. 47), im Nordwesten und Nordosten, Helligkeit herrscht und „die Nacht ins Gedränge kommt" (V. 48); nun erhebt sich im Nordosten Aurora, steigt gegen den Zenith allmählich empor und folgt so, gegen Westen sich ausbreitend, dem Hesperus in dessen Bewegungsrichtung, d. h. sie eilt ihn einzuholen (V. 51), „irrig" (irrigerweise), ohne ihn je erreichen zu können, da er inzwischen im Gefolge der Sonne (V. 50) unter dem Horizont verschwunden, den Umschwung der Sonne nach Osten mitgemacht und sich nun in deren Rücken befindet, beim Wiederhervortreten über den Horizont aber von dem Lichte der bereits höher stehenden Sonne verdunkelt für das Auge unsichtbar bleibt. Aurora, begierig nach schönen Menschenjünglingen — hat sie doch den Orion, den Kleitos, den Kephalos entführt (Odyssee V, 121. XV, 250) — könnte am Ende auch den schönen Schenken für den Hesperus halten und mit sich nehmen (V. 55 f.): darum schickt der Dichter nun den Knaben selbst zu seiner Sicherheit in das Zelt, wo ihm das „Liebe-Schnausen" (V. 52) der Aurora, der verkühlende Morgenwind, nach dem die Göttin ihren Namen hat (aura), nicht mehr gefährlich werden kann. Die mündliche Tradition des alten Islam, Sunna, schreibt vor (bei Hammer, Fundgr. 1, S. 277 Nr. 375): „Wenn die Nacht einbricht, haltet eure Knaben zu Hause, denn die Teufel irren herum zu dieser Stunde, schließe dein Tor, rufe den Herrn an." — Der tiefe stimmungsvolle Ernst dieses Nachtstücks kommt in der dritten bis sechsten Strophe aus dem Knabenmunde des Schenken als kindliche-

Wiederholung vom Dichter gehörter Lehre rührend zum Vorschein.

Der sprachliche und stilistische Ausdruck des Gedichts ist reich an volkstümlichen und altertümlichen Bildungen, aber reich auch an neuen, fremdartig kühnen Worten und Reimen.

So hab' ich endlich rc. (S. 106). Erst 1827 eingereiht, aber (vgl. Datum der Quartausgabe) am 21. Juli 1818 entstanden. Zu V. 2 vgl. die Anm. S. 398 zu S. 88 „Wiederfinden". V. 12. Durch seine schlafende Schönheit, nicht erwachend, erfreut der Knabe in diesem Augenblick den stillen Alten.

Mathal Nameh. Buch der Parabeln (S. 107—110).

Ankündigung im Morgenblatt: „Enthält bildliche Darstellungen mit Anwendung auf menschliche Zustände." Vgl. oben S. 244, 20 bis 245, 24.

Vom Himmel sank rc. (S. 107). Das Gedicht, mit älterer Überschrift „Gläubige Perle", ein Muster des lakonischen Divanstils, wird um die Wende 1814/15 entstanden sein. Im Januar 1815 notierte Goethe aus Chardin (II, 8. 9) „Perlendemut", vom 8. bis 11. Dez. 1814 las er laut Tagebuch in Jones Poeseos Asiaticae commentarii: dort (S. 228 f.) wird die dem Gedicht zu Grunde liegende, vielfach und früh übersetzte Parabel aus dem Eingang von Saadis Bostan erzählt.

Bulbuls Nachtlied rc. (S. 107). Nicht nach dem 30. Mai 1815, nicht vor dem 12. Dez. 1814 entstanden: an diesem Tag notiert Goethe zuerst Lektüre der Fundgruben des Orients, die (2, 360 im Liber Nigaristan) die Quelle des Gedichts enthalten. Zur Vorstellung vgl. S. 97 „Warum du nur rc.".

Wunderglaube (S. 107). Erst 1827 eingereiht. Bei Chardin (Voyages IV, 258) der persische Spruch: La verre rompue se remet en son entier, combien plus l'homme peut être rétabli dans le sien, après que la mort l'a mis en pièces. Goethes Gedicht mutet wie eine ironische Ausführung dieses Gedankens an.

Die Perle, die rc. (S. 108). Nicht nach dem 30. Mai 1815. — Ein Ganzes entsteht nur, wenn das Einzelne sich selbst unter Opferung seines besten Eigenbesitzes mit Gleichartigem, sei es auch minderwertig, zusammenkitten läßt.

Ich sah mit Staunen rc. (S. 108). Vom 17. März 1815. Vorlage in Saadis Gulistan bei Olearius (Rosental, Schleswig 1660, S. 157; schon von Herder, Bd. 26, S. 375, übersetzt).

Ein Kaiser hatte 2c. (S. 109). Vom 25. Febr. 1815. Eine orientalische Quelle ist nicht bekannt. Deutsche sprichwörtliche Wendungen (s. v. Loeper) scheinen vorzuschweben. Verwandt das wenig ältere „Willst lustig leben 2c.“ (unter „Sprichwörtlich“).

Zum Kessel sprach 2c. (S. 109). Vom 5. Sept. 1818, erst 1827 eingereiht. Zu Grunde liegt ein Spruch aus dem tatarisch-türkischen Buch des Oghuz, der in dem S. 362 erwähnten Streit zwischen Hammer und Diez eine Rolle spielte; Goethe benutzte beide Übersetzungen. Denselben Gedanken in verwandtem Bilde geben die Zahmen Xenien I, V. 190 f. und zahlreiche lateinische, romanische, deutsche Sprichwörter.

Alle Menschen, groß und klein 2c. (S. 109). Vom 17. März 1815. Ältere Überschrift „Selbstbehagen“. Jeder Mensch baut sich aus eigenen Erfahrungen, Erkenntnissen, Gefühlen, Vorurteilen und Neigungen ein objektiv nichtiges System, dessen Zerstörung er für Frevel hält.

Vom Himmel steigend Jesus bracht' 2c. (S. 110). Vom 24. Mai 1815, also vom ersten Reisetag der zweiten Rheinfahrt. Ältere Überschrift „Evangelium“. Nach dem Glauben der Muhammedaner sind die heiligen Schriften des Evangeliums (verehrende Worte über sie im Koran z. B. Sure 3, V. 48) von Gott vor Erschaffung der Welt geschrieben, dann habe sie Jesus — über seine Verehrung im Islam s. zu S. 118 „Auserwählte Frauen“ — vom Engel Gabriel empfangen und seinen Aposteln und Schülern zum Lesen gegeben, bei seiner Himmelfahrt aber wieder mit sich genommen. Die Evangelien seien nun nach dem Gedächtnis auf Grund dieser Lektüre niedergeschrieben worden (Chardin, Voyages, X, 42. 44. 48). — Der Gedanke des Gedichts deckt sich mit dem „heilsamen Wort“: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht“ (Bd. 24, S. 78).

Es ist gut (S. 110). Vom gleichen Tage wie das vorige. Ältere Überschrift „Gottesgedanken“. Eine Parabel kann dieses Gedicht nur insofern heißen, als die erste Strophe die Erschaffung des ersten Menschenpaars nach dem biblischen Bericht (1. Mos. 2, 21. 22) erzählt und diese Erzählung als bildliche Einkleidung eines immer gültigen Verhältnisses in der zweiten Strophe gedeutet wird. Doch bringt die Auslegung zugleich eine Steigerung. Gott rief dem schlafenden ersten Menschenpaar, seinen Geschöpfen, Bei-

fall. Kein Wunder also, wenn „uns“ (V. 9), d. h. uns Männer, der Blick in das Auge der wachen Geliebten (V. 10) berückt, wenn wir dann glauben (V. 11), indem wir bei der Geliebten sind, bei unserem Schöpfer zu sein (V. 12). Vgl. S. 136 „Sollt' ich nicht“ V. 7 f. Die weiter hierin enthaltene Vorstellung: jedes Liebespaar hält sich für Gottes Schöpfung, aus seinen Gedanken entsprungen wie Adam und Eva, deckt sich mit „Weltseele“ V. 31 f. (Bd. 2); vgl. oben S. 398 zu S. 88 „Wiederfinden“ Strophe 5. — Bei der ganz persönlichen Wendung der letzten Verse auf die Geliebte selbst ist gleichwohl an kein bestimmtes weibliches Wesen zu denken. Es ist „kommandierte“ Poesie: der Typus in persönlicher Verhüllung.

Parsi Nameh. Buch des Parsen (S. 111—114).

Ankündigung im Morgenblatt: „Hier wird die Religion der Feueranbeter möglichst zur Darstellung gebracht, welches um so nötiger ist, als ohne einen klaren Begriff von diesem frühesten Zustande die Umwandlungen des Orients immer dunkel bleiben.“ Vgl. oben S. 245, 25—30.

Vermächtnis altpersischen Glaubens (S. 111). Nach dem Tagebuch am 13. März 1815 gedichtet. Zu diesem Tag auch die Hauptquelle notiert: Olearius, Colligierte Reise-Beschreibungen, Hamburg 1696 (darin Sansons Anhang zu des Olearius Persianischer Reise). Einen sachlichen Kommentar gibt der Abschnitt „Ältere Perser“ oben S. 158 ff. — Der sterbende arme Parse, einer der in versteckten Winkeln geduldeten Anhänger der alten nationalpersischen Naturreligion, die von den längst dem Islam anhängenden Persern verächtlich „Guebern“, d. h. „Ungläubige“, genannt werden, entwickelt am Senderud (V. 43), also in Ispahan, etwa in der „Stadt der Guebern“ genannten Vorstadt oder in einem der südlich davon gelegenen Parsendörfer, seinen Brüdern, die ihn erhielten und pflegten, die Grundsätze seiner Frömmigkeit. Gott, der Herr des Lebensquells (V. 18), offenbart sich im Licht, in der aufgehenden Sonne (V. 10—20), in der fruchtbaren Erde (V. 24. 33 f.), im bebauten zierlichen Feld (V. 37 f.), in gepflanzten Baumreihen (V. 39 f.), in reinem, natürlichem und nutzbringendem Wasser, in den hellen Lüften (V. 50), in der Flamme des erleuchtenden, wärmenden, Nahrung bereitenden Herdfeuers (V. 57—60), in dem Brennen

der Lampe (V. 65—68). Vgl. oben S. 159, 18—22. Dieser Welt des Lichts, des Reinen, Tüchtigen, Nützlichen, der Ordnung und des Fleißes steht — in schärfstem Dualismus — feindlich gegenüber alles Leben der Elemente, insofern es blind, düster, starr, sinn- und maßlos ist, als das Reich der Finsternis, der Unreinheit, der Zweckwidrigkeit, Roheit und Wildheit, und dieses Reich der Finsternis in jedem Augenblick seines Daseins zu bekämpfen, ist des Menschen höchste religiöse Pflicht. Die einzelnen Züge des Gedichts hat Goethe nach literarischen Quellen gestaltet. Aber im Grunde gibt er doch durchaus sein eigenes, ganz persönliches Religionsbekenntnis. Er, der einst gebetet hatte: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden" (Tagebuch vom 7. Aug. 1779), fühlt sich selbst in dem alten Parsen, und dessen Testament ist das seine, wie er es denn noch einmal ähnlich wenige Tage vor seinem Tode wiederholt hat (zu Eckermann, 11. März 1832, s. Einl. S. XL. XLV). Verwandt ist der Grundgedanke der Ballade „Die erste Walpurgisnacht" (Bd. 1, S. 137). Darum auf Schritt und Tritt die nächsten Beziehungen zu den leitenden Ideen der Goethischen Naturanschauung, zumal zum Faust. Die Anbetung der über dem Hochgebirg des Demawend aufsteigenden Sonne, mit der das Vermächtnis anhebt und endet (V. 11—20. 68—76), fließt aus erlebtester und empfundenster Erfahrung des Dichters, die aus dem „Ich fühlte, fühlte Tausendmal, in so viel Lebenstagen", wie aus den übrigen Morgenhymnen des Divans (S. 10 „Liebliches" V. 3; S. 12 „Im Gegenwärtigen ꝛc." V. 1. 12; S. 79 „Hatem" V. 9; S. 88 „Wiederfinden" V. 27. 41) ergreifend hervorklingt. Erinnert schon dies an den Einleitungs-Monolog im zweiten Teil des Faust, so noch mehr anderes: vgl. zu 21—24 Faust V. 4702 f. 4713 f.; zu V. 41—48 Faust V. 11559 ff.; zu V. 25—28 Faust V. 11574—76.

V. 5—9. Des Perserkönigs Ausreiten mit seinem Gefolge, strahlend von Edelsteinen, Gold und Silber, schildert Chardin, Voyages VI, 170. 190. IV, 164 und Sanson bei Olearius S. 17. V. 12. „Darnawend": Demawend, der höchste Gipfel (5500 m ü. M.) des Elbursgebirgs, mit den nationalen mythischen Erinnerungen der altiranischen Zeit eng verknüpft, nach dem Awesta insbesondere der heilige Berg, um den sich die Schicksale der geschiedenen Seele auf ihrer Himmelsreise abspielen; dort ist die Richterbrücke gedacht, wo der Sonnen-

gott Mithra weilt, und dorthin fliegt die Seele des Frommen am vierten Tage vor Sonnenaufgang beim Aufglühen der Morgenröte unter dem Wehen des wohlduftenden Frühwinds. V. 13. „Bogenhaft“: zuerst nur als Kreissegment über den Horizont steigend, danach als vollendeter Feuerkreis (V. 21). V. 17 und 68—72 erklären sich gegenseitig: „Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne ... dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken“; vgl. oben S. 158, 5—8 und Sanson bei Olearius S. 49. V. 21—24 geben schwerlich eine echt parsische Auffassung, vielmehr die individuelle poetische Anschauung Goethes. V. 27. Es hat wirklich Kommentatoren gegeben, die diesen wundervollen Vers, das Schlag- und Kernwort Goethischer Religion, Sittlichkeit und Weltweisheit, worin das Leben als eine tägliche Erneuerung schwerer Dienste angesehen wird, bezogen haben auf den schweren Dienst in der pünktlichen Bewahrung und Ausübung der zahllosen Gebräuche und Zeremonien des parsischen Kultus. V. 31. Die parallele Stelle oben S. 158, 13 f. darf nicht verleiten, hier „Taufe“ zu emendieren: dem poetischen Ausdruck gemäßer, weil das Bild des Bades sinnlicher durchführend, ist „Tauche“. V. 32. „es“: das Neutrum, um das Geschlecht des Kindes zu verhüllen; der Wechsel „ihn“ — „es“ dem Divanstil, der planer Korrektheit ausweicht, angemessen. V. 33. „Dem Lebend'gen“ sehr euphemistisch für „den Raben und Geiern“; auch oben S. 160, 1—3 verschleiert der Ausdruck die Sache: nach Hyde, Historia religionis veterum Persarum, Oxon. 1700 (S. 137 ff. 406) — Goethe las in dem Werk laut Tagebuch am 12. Dez. 1814 — und Chardin, Voyages IX, 150 beerdigen die Parsen ihre Toten nicht, verbrennen sie auch nicht, sondern setzen sie, um die Elemente Erde, Feuer, Wasser, Luft nicht damit zu verunreinigen, an einem hochgelegenen Platz auf turmartigen Bauten, die bei Hyde (S. 411. 453) abgebildet sind, den wilden Vögeln zum Fraß aus, wobei auch jeder üble Geruch vermieden wird. V. 34. Im Gegensatz zu den Muslims, die Tierleichname offener Verwesung überließen. V. 37. „ins zierlich Reine“: Blumenzierde und Sonnenschein preist „Liebliches“ S. 11, V. 18 f. Natürlich ganz aus eigener Erfahrung und Liebhaberei. V. 39. Auch Goethe war ein eifriger Pflanzer von Baum-Alleen. Ackerbau, Urbarmachung, Anpflanzung erscheinen dem Parsen als religiöse Pflicht:

Chardin, Voyages IV, 25. IX, 135. V. 41. Die Kunst der Wasserleitung und Flußregulierung rühmt Chardin, Voyages IV, 218. V. 43. „Senderud", Sajende-rud: nach d'Herbelot wörtlich „lebendiges Wasser", kleiner Fluß, im Gebirg nördlich von Ispahan entspringend, durchfließt die Südseite Ispahans und wird dann über die Stadt hinaus mehrere Meilen weit in vielen Kanälen auf die Felder und Gärten geleitet in der Weise, daß die Wassergänge sich schließlich im Erdreich selbst verlieren (V. 44), s. Chardin, Voyages VIII, 5, Tavernier S. 171. V. 47 f. In den Kanälen wird nichts Totes, kein Gestrüpp und Unkraut, keinerlei Ungetüm (Frösche, Schlangen, Skorpione, Fliegen, Ameisen, Mäuse und anderes Getier) geduldet: Sanson S. 50 („Sie pflegen in ihren Testamenten, wenn sie auffm Todt-Bette liegen [hier der Keim der poetischen Einkleidung des Gedichts], eine gewisse Summa Geldes zu vermachen, mit Bedingung, daß man aus den Bächen eine gewisse Anzahl von Heuschrecken, Schlangen, Kröten und dergleichen Gewürm wegschaffen wolle. Sie verordnen auch wohl noch etwas, umb die Aesser wegzuräumen, welche die Mahometaner sonst nur hinschmeissen und verfaulen lassen"). Hyde S. 478. 460. 497, Pietro della Valle, Voyages III, 30. V. 55. Jeder Mensch wird zum Priester Gottes, wenn er Feuer entzündet; denn der Funken ist Gottes Gleichnis. V. 58. „Glieder sind geschmeidig": die starren Glieder werden durch die wärmende Flamme geschmeidig. V. 61 f. Nach Hyde, Hist. S. 20. 12, Chardin, Voyages IX, 142 nennen die Parsen den Brennstoff Speise des Feuers. V. 63. „Pambeh": Baumwolle. V. 73—76 beziehen sich auf die zu V. 12 erwähnte Himmelsreise der Seele, die dem sterbenden Parsen bevorsteht. Damit ist die Brücke geschlagen zum folgenden Buch, dem des Paradieses, wo dann allerdings wieder die Lehre des Islams vorausgesetzt wird. Dies Nebeneinander von parsisch-zoroastrischem und muhammedanischem Glauben erscheint übrigens vorbereitet durch die Gedichte des Hafis: dieser bezeichnet sich in mystischem Sinn als einen Feueranbeter, einen Parsen, weil er dem Feuer des Weins seine Hymnen singt (z. B. Hammer 2, 476: „daß ein Mann wie du, Hafis, sich ganz dem Feuerdienste weihet"); s. zum folgenden Gedicht.

Wenn der Mensch die Erde schätzet rc. (S. 114). Datum „Eisenach den 24. Mai 1815". Ältere Überschrift „Rebe". Vgl. oben S. 159, 32—34: Goethe hat hier, obgleich es in

seinen Quellen wohl kaum so scharf ausgesprochen war, ganz richtig geurteilt. Die alten Iranier — Herodot bezeugt es wie der Awesta — kannten und schätzten mäßigen Weingenuß (Jackson in Geiger-Kuhns Grundriß d. iran. Philologie 2, 679). Auch aus diesem Grunde nennt sich Hafis als Sänger des Weins einen Feueranbeter. Vgl. Einl. S. XLII.

Chuld Nameh. Buch des Paradieses (S. 115—131).

Ankündigung im Morgenblatt: „Das Buch des Paradieses enthält sowohl die Sonderbarkeiten des mohametanischen Paradieses als auch die höheren Züge gläubigen Frommsinns, welche sich auf diese zugesagte künftige heitere Glückseligkeit beziehen. Man findet hier die Legende von den sieben Schläfern, nach orientalischen Überlieferungen, und andere, die im gleichen Sinn den fröhlichen Umtausch irdischer Glückseligkeit mit der himmlischen darstellen. Es schließt mit dem Abschiede des Dichters an sein Volk, und der Divan selbst ist geschlossen." Vgl. oben S. 246, 1—12.

In der ersten Ausgabe des Divans bestand dies Buch nur aus sechs Gedichten. Die Wucht und Größe tiefster persönlicher Empfindung und vollsten poetischen Ernstes brachten erst die fünf Nachtragsgedichte der Ausgabe letzter Hand (1827): „Vorschmack", „Einlaß", „Anklang", „Deine Liebe, dein Kuß ꝛc.", „Wieder einen Finger ꝛc.", alle entstanden im Frühling 1820 auf der Karlsbader Reise. — Alte Phantasiebilder seiner Jugendzeit, da er stürmisch am „Mahomet" schuf, lebten in der poetischen Konzeption dieses Paradieseszyklus wieder auf. Vielfache Anregung dazu gab Hafis, der oft in seinem Divan von den jugendschönen Huris und den Quellen des Paradieses redet. Er bot vor allem die Brücke für den Übertritt des Suleikamotivs in das Paradiesesmotiv, wenn er sang (Hammer 1, 284): „O komm, Geliebte, die vom Paradies Der Hüter für mich auf die Erde gebracht." Aufs tiefste aber mußte Goethe bei Hafis treffen die Analogie mit eigenen Erfahrungen und Gedanken (Hammer 2, 274): „Wir wollen nichts als Gutes tun, Sonst wird uns Schande Am Tage, wo die Seele Muß von hinnen ziehen. Und sollte man das Paradies uns dann verweigern, So wollen wir selbst die Huris heraus uns ziehen"; oder (Hammer 1, 301): „Wo ich immer saß am Tisch, Ist mein Nährer Gott gewesen", und (ebenda): sie, seine eignen Lieder, „sind

einst in dem Paradiese, Auf den Blättern des Jasmins Und des Rosenstrauchs gewesen", d. h. von ewiger Präexistenz wie der von Ewigkeit her im himmlischen Buch des Schicksals aufgezeichnete Koran, der in der heiligen Nacht Kadr durch den Engel Gabriel dem Propheten überbracht worden ist.

Mitte Dezember 1814 beschäftigte Goethe sich dann in Jena zuerst genauer mit dem Schahname des großen Firdusi, dessen Name nur ein Dichter-Beiname ist und „der Paradiesische" bedeutet. Damals oder in den nächsten Wochen lernte er die Legende kennen, der zufolge ein muhammedanischer Geistlicher dem Firdusi nach dessen Tod als einem Gesinnungsgenossen der feueranbetenden Parsen die kirchlichen Ehren des Begräbnisses verweigert, dann aber im Traum ihn im Paradies mit einer prächtigen Krone gesehen und der Paradieseswächter auf erstauntes Fragen gesagt habe, durch seine Gedichte habe jener sich das Paradies verdient. Vgl. meine Nachweise in den Sitzungsberichten der Berliner Akad. d. Wissensch. 1904, S. 889 ff. und S. 1079 f.

Hier war das Grundmotiv der Gedichte dieses Buchs des Paradieses gegeben. Zugleich auch die Brücke zum Buch des Parsen, dessen „Vermächtnis altpersischen Glaubens" ja mit dem Antritt der Himmelsreise der Seele des alten Parsen endet. Goethe selbst fühlte sich als alter Parse, fühlte sich den Strenggläubigen seiner Zeit gegenüber in der Rolle des Hafis und des Firdusi, denen beiden Feuerdienst vorgeworfen ward, und die beide doch das Paradies für sich in Anspruch nahmen. Was später die Schlußszene des zweiten Teils des Faust in katholischen Bildern darstellt, versucht das Buch des Paradieses in persisch-arabischer Religionsanschauung zu gestalten.

Vorschmack (S. 115). Seiner Entstehung nach (zwischen Jena und Schleiz, Tagebuch 23. April 1820 „Zum Divan: Der echte Moslem spricht") Vorläufer der vier dialogischen Nachtragsgedichte und deren wirklicher Prolog. — Obwohl Muhammed, der Verfasser des Korans, „donnert, erschüttert, den Ungehorsam mit körperlicher Strafe belegt" (Ölsner, Mohamed S. 47), könnte sich Zweifel regen an den Freuden, die er dem Gläubigen in Aussicht stellt. Daher entsendet der Prophet aus dem Paradies eine Huri, der er die Gestalt gibt unserer irdischen Geliebten, d. h. die menschliche Geliebte erscheint dem liebenden Herzen als „Himmelswesen", sie ewig zu küssen als höchster Wunsch, und darum das

Paradies, das dieses verspricht, glaubhaft. In dem Scherz dieses Proömiums liegt ein tiefsinniger Lieblingsgedanke Goethes, der sich mit der Platonischen Ideenlehre wie mit dem altiranischen und islamischen Paradiesesdogma berührt: des einzelnen Menschen Persönlichkeit ist nur ein unvollkommenes Spiegelbild der Idee seines Wesens, des Dämonions, das als sein ewiges Prototyp lebt in himmlischen Sphären (die Fravashi des Awesta). — Vgl. S. 76 „Wie des Goldschmieds ꝛc.“ V. 57 f.

Berechtigte Männer (S. 116). Nach dem 2. Juli 1814, vor dem 10. März 1815 entstanden; s. zum folgenden Gegenstück. — Das Gedicht ist bis auf die epilogisierende Schlußstrophe rein dramatisch: eine tröstende Gedächtnisrede Muhammeds für die in der Entscheidungsschlacht bei Bedr (13. Jan. 624) Gefallenen. Zum Firmament emporblickend sieht er die sieben Planeten, „die sieben Himmel“ (nach Koran Sure 2, V. 29. 23, V. 17, Fundgr. 2, 339. 3, 250) sich öffnen, „die verklärten Lieben“ durch sie emporsteigen und an die Pforten des Paradieses klopfen (V. 5—8). Das Paradiesesleben schildert er dann als Augenzeuge der Herrlichkeit, die ihm — nach der späteren Legende (Diez, Buch des Kabus S. 722), die der Koran, Sure 17, erst im Keim enthält — in der „Nacht der Auffahrt“ offenbart worden war, da ihn Gott durch den Engel Gabriel, seinen Boten, aufweckte, von seinem Lager durch das Himmelsroß El Borak (V. 11) nach der Kirche des heiligen Grabes Christi in Jerusalem und von da durch alle Himmel aufwärts emportragen ließ bis an den göttlichen Thron, wo er vom Herrn selbst die Weihe zum Propheten empfing. Goethes illusionsfeindliche, bewußt lässige Technik der nach-italienischen Jahre gibt den letzten beiden Strophen dieser Rede Muhammeds eine Ironie, die nur im Munde des modernen westlichen Dichters angemessen zu dessen Epilog überleitet (s. Einl. S. XXX). Der wirkliche Muhammed hätte sprechen müssen wie etwa im Koran und seinen Kommentaren (vgl. d'Herbelot s. v. Gennah, Bd. 2, S. 511 ff.: im Paradiese erschalle nur der ewige Ruf „Friede! Friede!“ und seine Bewohner seien im Stande des Wohlgefallens Gottes, der Durchleuchtung von der Quelle des Lichts, der großen Ruhe) oder auch im Tone, wie des jungen Goethe Mahomet (s. Bd. 15) redete. Aber der Dichter fällt hier — mit der Ironie Wielands und der älteren Romantik — dem Propheten ins Wort und stört so die Einheit und Tiefe

des Eindrucks. Erst die Nachtragsgedichte dieses Buchs aus dem Jahr 1820 formen auch das ironische Element zu naiver rein künstlerischer Wirkung. Die einzelnen Züge des Paradiesesbildes hat Goethe treu nach dem Koran und Ölsners Werk über Muhammed gestaltet. Des Schenkenamts jedoch walten im Paradiese nach dem Koran (Sure 37. 56. 76. 83) schöne Knaben und Jünglinge, die mit Wein, der nie trunken macht (V. 31), herumgehen. Wenn Goethe, nordischer und konkreterer Anschauung gemäß, das paradiesische Schenkenamt auf die Huris überträgt, so folgt er darin Hafis, der in seinem „Schenkenbuch" ruft (Hammer 2, 491): Gib mir „Wein, womit Huris die Engel Sitt' im Paradiese lehren".

Auserwählte Frauen (S. 118). Nach der Verheißung des Korans sind die Frauen vom Paradiese nicht ausgeschlossen (was man Muhammed vorwarf), sondern sie werden dort verjüngt und verschönert werden (Ölsner, Mohamed S. 55. Vgl. Chardin, Voyages IV, 26. Koran Sure 13, V. 25. Hammer, Fundgruben 3, 233). — Eine ältere Fassung dieses Gedichtes — s. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 444 f. — ist vom 10. März 1815 datiert und bestimmt dadurch die Entstehungszeit des vorigen, an dessen Schluß sie anknüpft. In ihr werden als die vier Frauen genannt: Ahia (Ahijah), die Frau des Pharao; Mirjam (Maria), die Tochter des Amran; Aischa, die dritte und Lieblings-Gemahlin Muhammeds, entgegen der Quelle Goethes (Abi'lfedas Annalen, latein. Übers. v. Reiske, Lipsiae 1778, S. 9), in der statt dieser Chadidscha, die erste Gemahlin des Propheten, erscheint; Fatima, die Tochter Muhammeds. Die zweite, vorliegende Fassung schlägt einen ernsteren Ton an als die erste und hebt den Stil ins Feierliche. Aischa, die in Sure 66 des Korans wegen ihrer leidenschaftlichen Eifersucht vermahnte Sünderin, kann nun nicht mehr neben der jungfräulichen Gottesmutter stehen; an ihrer Stelle erscheint, ohne Namensnennung, die würdige Chadidscha, die, solange sie lebte, Muhammeds einzige Gattin war. Die Gemahlin Pharaos aber, die ihm mit Recht für den westlichen Gesichtskreis zu fremdartig schien, ersetzte Goethe nun durch Suleika, wodurch sich die Zeit dieser zweiten Redaktion bestimmt: nicht vor dem Herbst 1815. Der Schluß, in dem er für sich als den Dichter des Frauenlobs gleich Firdusi und Hafis, gleich den „Glaubenshelden" des Korans das Paradies beansprucht, knüpft an den Ausgang des Prologs „Hegire" (S. 4, V. 39 ff.)

bedeutungsvoll an und bietet den Keim, den dann der Nachwuchs des Jahres 1820 so glanzreich entfaltet.

Einlaß (S. 119). Datum: „Hof, 24. April 1820." Dieses Gedicht und die drei folgenden zusammen ein einheitlicher Zyklus dramatischer Szenen, wozu „Vorschmack" (S. 115) den Prolog bildet: das Ganze den glücklichen Frühlingsreisewochen des Jahres 1820 entsprossen, meisterhaft in dem eigentümlichen, zwischen anmutigem Scherz und tiefem Pathos schwebenden, die Ironie künstlerisch auflösenden Stil. Das poetische Motiv aus dem Divanprolog „Hegire" und den älteren Paradiesesgedichten zusammengewebt: der Dichter hat gleich den Propheten, gleich den gläubigen Frommen und Kriegshelden Anspruch auf das nach der Lehre des Korans den Auserwählten verheißene Paradies, und er findet dort in der Gestalt der ihm geweihten Huri die einstige Suleika wieder, wie es „Wiederfinden" (S. 88) andeutend verkündigt hatte. — Hier, im ersten Gedichte dieses dramatischen Zyklus, erscheint der Dichter als ein gläubiger Held des Lebenskampfes (V. 13—20), nach biblischer, weitverbreiteter Anschauung (Hiob 7, 1; 1. Timoth. 1, 18. 6, 12; 2. Timoth. 2, 3—5. 4, 7; Philipp. 1, 27; 2. Korinth. 10, 4; Ephes. 6, 10—17; 1. Thessal. 5, 8), als ein Mann des bekennenden tröstenden Worts und Prophet der in der Welt lebendigen Gott-Natur (V. 21—24), als ein in Menschenliebe Wirkender (V. 25—28). Wie ergreifend diese Demut des Größten, der sich nun als Gefährte fremder Tüchtigkeit um das Paradies bewirbt! — Wundervoll das Übergleiten aus dem leichten, halb scherzenden Gesprächston des Alltags (V. 3 f. 13) in den Brustlaut tiefen sittlichen Ernstes und innerster Erregung (V. 15—32). — Am 26. Sept. 1823 hat Goethe dieses und ein anderes der Nachtragsgedichte zum Buch des Paradieses dem Kanzler v. Müller vorgelesen, veranlaßt durch die Besichtigung und Besprechung der Zeichnungen von lebenden Bildern und Pantomimen aus dem im Berliner Schloß aufgeführten Festspiel Lalla Rookh, das auf der bekannten in den gleichnamigen orientalischen Roman von Thomas Moore eingelegten Dichtung The Paradise and the Peri beruhte. Der englische Roman war 1817 erschienen, hat aber in seiner süßlichen Sentimentalität mit Goethes Art ebensowenig gemein als die gefallene, reuig zum Paradies zurückstrebende und von dem Engel des Paradieses mit Prüfungen belegte Peri mit dem hochgemuten Lebenskämpfer, der trotzig von

der am Paradieses-Tor Wache haltenden Huri Aufnahme begehrt. Goethes angebliche Äußerung „So habe ich den Briten zu überbieten gesucht“ besagt keineswegs, daß ihm von Moore die Anregung zu dem poetischen Motiv dieser Gedichte kam: dies reicht ins Jahr 1814 zurück; s. oben S. 324.

Anklang (S. 120). Auf der Karlsbader Reise, vor dem 7. Juni 1820, entstanden. Prachtvolle Dramatisierung zweier Motive aus dem Prolog „Hegire“ S. 4, V. 39—42 und 35 f. und eines Motivs aus „Berechtigte Männer“ S. 116, V. 11. Die Situation ist diese: Der Dichter singt seiner himmlischen Gefährtin, die ihn ins Paradies eingelassen, seine Lieder vor; die erinnern sie an Gesänge, die früher oft, wenn sie bei der Pforte zur Erde hinablauschte, an ihr Ohr empordrangen, und sie erkennt den Geliebten wieder als längst Vertrauten; der Dichter aber, von dieser Vorherbestimmung ergriffen, begehrt die ihm vom Schicksal Zugeteilte nun auch allein und ewig für sich und verwehrt ihr den weiteren himmlischen Wachdienst. — V. 19. Wie das geflügelte Pferd des Propheten auf seiner „Nachtfahrt“ zum Himmel emporstieg (s. zu S. 116, V. 11), so die Lieder des Dichters, denn Dichter und Prophet stehen sich nah und haben gleiches Anrecht auf das Paradies, vgl. zu S. 76, V. 23 und S. 68 „Suleika“ V. 7.

Deine Liebe, dein Kuß ꝛc. (S. 121). Datum: „Karls-Bad, 10. Mai 1820.“ Die liebende Huri des Paradieses gleicht der, die einst als irdisches Wesen Suleika hieß (V. 6 f.). Aber während S. 115 „Vorschmack“ V. 9—12 diese Gleichheit daraus ableitet, daß die irdische Suleika in sich ein „den ewigen Räumen entsendetes Jugendmuster“, also eine Huri, aufnahm, gesteht umgekehrt hier die Huri (V. 12): „Wir steigen nie zu euch hernieder“ und erklärt die Ähnlichkeit nur aus dem vom Propheten angeratenen Bestreben der Huris, die Paradiesesgenossen vor Heimweh nach dem einstigen Liebchen der Erde durch eine Verwandlung in deren Wesen zu bewahren (V. 42. 47—54): „Und wenn ich auch nicht Suleika wäre — So glich sie mir wohl auf ein Haar“ (V. 58. 60). Ob das „Täuschung oder Wahrheit“ sei (V. 62), darüber zieht das Gedicht rosige Schleier.

Wieder ist die Idee dieselbe wie im Schluß des zweiten Teils Faust, wo Una poenitentium, einst Gretchen genannt, dem in die himmlischen Regionen aufsteigenden Geliebten die Hand reicht. Die Erschaffung der Huris aus den Elementen (V. 8—10) stellt sie mit den Choretiden des Helena-Akts

gleich. — V. 25 fehlt durch Versehen in einem Teil der Auflage zwischen „geistig“ und „munter“ ein Komma: „geistig“ = geistreich, lebensvoll, aber auch = geistartig (vgl. Grimms Wörterb. IV, 1, 2, Spalte 2775, i, k und g).

Wieder einen Finger 2c. (S. 124). 1820 oder später entstanden. V. 71 f. des vorigen Gedichts deuten auf das folgende, und vielleicht trat das vorliegende erst später dazwischen. — V. 1. „schlägst du mir ein“: zählend, vgl. „Einlaß“ S. 120, V. 30 ff. V. 15. Vgl. S. 120 „Anklang“ V. 3 ff.

Begünstigte Tiere (S. 125). Vom 22. Febr. 1815. Ältere Überschrift „Vier Tiere“ (wie „Vier Frauen“ für das Gedicht S. 118). Orientalische Tradition versetzte mehrere Tiere ins Paradies: das Pferd St. Georgs, den Esel Christi, das Kamel Muhammeds, den Hund der Siebenschläfer, z. T. auch den Widder Abrahams. Die arabischen Theologen faßten den Esel und das Kamel zugleich als die typischen Träger und Vertreter der beiden Konfessionen, in allegorischer Auslegung von Jesaia 21, 7. Goethe behält nur Esel und Hund bei. Für den Wolf gibt Chardin (Voyages IV, 202) ein verwandtes, doch wesentlich verschiedenes Motiv; „Abuherriras Katze“ aus Saadis Rosengarten (Olearius, Persian. Rosental 1654, Buch 3, Hist. 22, S. 80 f.). Saadis Bostan (Persian. Baumgarten, Kap. 11, Olearius, Hamburg 1696, S. 56): „Der Hund ist bey den Mahometanern unrein, die Katze hingegen sauber und von ihren Propheten sehr geliebet, sie glauben auch, daß die Katze mit ins Paradiß kommen werde.“ — Das Gedicht schließt sich durch seinen Anfangsvers ganz eng an „Auserwählte Frauen“ S. 118: diesen Zusammenhang zerrissen die vier 1827 eingeschalteten Gedichte aus dem Jahr 1820.

Höheres und Höchstes (S. 126). Nach dem Tagebuch am 23. Sept. 1818 gedichtet oder endgültig redigiert. Eine Apologie der im Paradiesesbuch gewählten dichterischen Bilder, zugleich der anthropomorphen naiven Jenseits-Vorstellungen des Korans, die christlicher Rationalismus so verständnislos anzugreifen pflegte, vor allem aber auch des himmlischen Aufstiegs am Ende des Faust. — Die ersten fünf Strophen sprechen den menschlichen Trieb aus, die Unsterblichkeit sich in den gewohnten irdischen Formen zu wünschen. Die folgenden vier versuchen, die verklärte Erscheinung des fortlebenden Menschlichen als „Höheres“ ahnen zu lassen: nicht in deutscher Sprache, wie ich es wünsche (V. 19 f.), werden

wir Paradieses-Worte stammeln, sondern in einer Sprache, die über Dialekte und Grammatik erhaben ist (V. 21—24); und unser Verkehr wird sich mit gesteigerten menschlichen Sinnen vollziehen, mit einem All-Sinn (V. 36), der „das Fünf der Sinne" (V. 33) umfaßt. Die letzten beiden Strophen zeigen das „Höchste": stufenweise den endlosen Aufschwung „durch die ew'gen Kreise", die der göttliche Logos (V. 39 f.) durchdringt, bis das „Anschaun ew'ger Liebe" (V. 43), nach dem west-östlichen Weltglauben, der Mystik aller Zeiten und Völker, der Seele völlige Befriedigung und Auflösung bereitet. — Mit dem tiefsten, transzendenten Inhalt paart sich starke Lässigkeit in der äußern Form.

Siebenschläfer (S. 127). Im Dezember 1814 entstanden, im Mai 1815 (Wiesbaden) endgültig redigiert. — Die Weltnovelle von den der katholischen Kirche heiligen „Sieben Schläfern" mußte Goethe reizen durch ihre Verwandtschaft mit der wenige Monate zuvor in seiner allegorischen Beichte patriotisch dramatisierten antiken Sage von Epimenides, dem durch Höhlenschlaf zur Seherschaft gelangten Priester. Der Stoff ist auch in orientalischer Überlieferung weit verbreitet: z. B. in der nach dem Schauplatz des wunderbaren Schlafes „Die Höhle" benannten 18. Sure des Korans, in Chardins Voyages (II, 291 f.), in einer arabischen Sammlung biblischer Legenden (englisch übersetzt von Rich, Fundgruben 3, 347 ff.), die letztere Goethes Quelle, der er stellenweise wörtlich folgt. — Das rein epische Gedicht, durch seinen gewaltsam komprimierten Stil „Winter und Timur" nahestehend, erreicht seine Wirkung im Zeichen des Lakonismus: durch Asyndeton, prägnante Wortkompositionen, Satzverkürzung. V. 2. „des Kaisers": Decianus, d. h. Decius. — V. 12. „Fliegengottes": des Satans (Iblis). V. 16—19. Das ist in wuchtiger Prägnanz der Kern des erhabenen Monotheismus der im Koran niedergelegten Lehre Muhammeds, in der Vorlage des Gedichts (a. a. O. S. 359): „He is my God, who created the heavens and the stars, the moon and the sun" nach Sure 18, V. 3 (Arnold, Lemgo 1746, S. 337): „Sie sprechen: Unser Herr ist der Herr Himmels und der Erden. Wir wollen durchaus keinen andern Gott als Ihn anruffen." V. 36—43 beruhen auf Koran Sure 18, V. 16 f., die auch in Goethes Vorlage wörtlich wiederkehren. — V. 59. Das Komma nach „Turn" ist als Fehler in einem Teil der Auflage zu streichen. V. 95. Gabriel, der Bote

Gottes zu den Menschen, oft im Koran genannt als Schirmer und Berufer des Propheten.

Gute Nacht (S. 130). Ende Dezember 1814, gleich nach den „Siebenschläfern" entstanden (s. „Älteste Gestalt des Divans" S. 895) und aus denselben poetischen Motiven hervorgewachsen. Sicherem Verständnis entzieht sich schon der grammatische Sinn und Zusammenhang der Worte, noch mehr, da die poetischen Bilder durch einander gehen, die symbolische Bedeutung des ganzen Gedichts. Die Vorstellung des Paradieses knüpft an den Schluß des Prologs „Hegire" S. 4, V. 39—42: das dort anklopfend Umworbene erscheint hier näher gerückt. Der Dichter will nun selbst mit einem „Gute Nacht" zur Ruhe gehen: ihn, den Ermüdeten, soll der Hüter der Siebenschläfer, Gabriel, in eine Moschuswolke hüllen und so bewahren vor den Störungen des lauten Tags und einer Wirrnis, damit er dann nach dem Erwachen wieder auf die Menschen wirke, in alter Fröhlichkeit „Felsenklüfte spalte" gleich dem durch Jahrhunderte jung gebliebenen Siebenschläfer Jamblika, d. h. als Lichtbringer aus Dunkel und Verborgenheit mit seiner Person und seinem Schaffen wieder hervortrete, mit den großen Helden, Propheten, Denkern, Künstlern und Dichtern der Menschheit „im Genusse" (im fruchtbaren Austausch) das Paradies durchschreite und dann das Schöne, das stets sich erneut, nach allen Seiten sich ausbreite, auf die Menge, das Publikum, überströme und dieses daran „sich erfreue". Auf jenem Wege mit den Heroen durch die Kreise des Paradieses darf sogar „das treue Hündlein" der Siebenschläfer „die Herren" (sehr gewaltsam: den Dichter und seine mit ihm schreitenden Gefährten, die Heroen) „hinbegleiten" (wohin? ein Ziel ist nicht genannt, aber es muß das Paradies gemeint sein). — Trotz den konkret-naiven Zügen, mit denen das Paradies hier nach orientalischer Überlieferung bezeichnet ist, kann die Allegorie unmöglich darunter wirklich die Unsterblichkeit eines jenseitigen Lebens verstehen, wie im Schluß des zweiten Teils des Faust oder in der letzten Strophe des vier Jahre nach dem vorliegenden entstandenen Gedichts „Höheres und Höchstes" (oben S. 127, V. 41—44). Vielmehr ist das Paradies hier Bestandteil und Zustand diesseitigen Lebens, zugänglich auch der „Unzahl", der Menge, und sogar dem treuen Hündchen, den mit aufopfernder Treue Dienenden. Vergleichbar daher die visionäre Sehnsucht Tassos V. 532—557, die Heroen, die Poeten der

alten Zeit, Homer, Achill, Alexander um die Quelle Elysiums vereint zu sehen. Aber das Paradies, zu dessen Durchschreiten hier Gabriel den Dichter durch die Wolke des Schlafs frisch machen soll, ist im Grunde rein ideell gemeint, die Begleitung der Heroen aller Zeiten und des treuen Hündleins bloßes Bild für die verjüngte, neu geborene, durch das Große aus dem Geistesleben aller Völker befruchtete Poesie des Dichters, die er von seiner Zukunft erhofft. Epimenidesgedanken also, die wieder erklingen: V. 947—954 (Bd. 9, S. 181). In der Höhle, deren Felsenklüfte der Dichter spalten will, soll seinem Innersten das Paradies der Heroen sichtbar werden, das er danach ins Freie tretend auch der Welt mitsamt dem treuen Hündlein poetisch abbilden wird. Das entspricht der Terminologie der Weltmystik: in einer Höhle ward der junge Zeussohn Dionysos aufgezogen, in einer Höhle der Sohn Apollos von seiner Mutter Kreusa ausgesetzt, in einer Höhle fand die Weihe der Anhänger des aus dem Felsen geborenen Mithra statt (Justinus Martyr, Dialogus cum Tryphone 70. 78), in der Höhle von Bethlehem vollzog sich nach altchristlicher orientalischer Überlieferung die Theophanie des Jesuskindes (vgl. H. Usener, Das Weihnachtsfest. Bonn 1889, S. 201 Anm. 31. S. 283 Anm. 30; E. Preuschen, Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 3, 1902, S. 359 f.), in Felsgrotten empfing Muhammed durch Gabriel seine Inspirationen während heiliger Nächte, die ihn zum Propheten machten, in einer Felsenhöhle gewann der kretische Epimenides seine Seherschaft; die Siebenschläfer der Höhle sind nach sufischer Dogmatik und Poesie die in ihrer Begeisterung Gott schauenden Dichter und Propheten. Als ein solcher, als ein weströstlicher Epimenides verabschiedet sich der Schöpfer des Divans am Ende seines Werks von seinen Lesern mit einem Ausblick auf spätere neue Lehre, vor allem im „Künftigen Divan", dem die Noten und Abhandlungen einen besonderen Abschnitt widmen (oben S. 232, 15 bis 246, 12) und der in dem Nachwuchs der Ausgabe letzter Hand und der Ernte „Aus dem Nachlaß" (oben S. 132—144) vorliegt.

Aus dem Nachlaß (S. 132—144).

Vgl. oben S. 321 f. Zu den durch die Quartausgabe bekannt gewordenen Gedichten kamen noch fünf: S. 143 „Wo man mir Guts erzeigt ꝛc." (1868 separat durch v. Loeper),

S. 141 „Hudhud als einladender Bote“ (1877 bei Creizenach a. a. O.), 144 „Wo kluge Leute ꝛc.“ (1878 in der römischen „Fanfulla“ und der „Deutschen Rundschau“), 132 „So der Westen ꝛc.“, 135 „So traurig ꝛc.“ (1888 in der Weim. Ausg.).

So der Westen ꝛc. (S. 132). Wie das folgende vielleicht einmal als Prolog oder Motto für den Divan oder eins seiner Bücher gedacht. — V. 3. „laß die Schale“: sieh auf den Kern.

Wer sich selbst ꝛc. (S. 132). Wahrscheinlich erst März 1826.

Hör' ich doch ꝛc. (S. 132). Schon 1814.

Sollt' einmal durch Erfurt ꝛc. (S. 133). Vom 25. Juli 1814, vgl. zu S. 11 „Liebliches“ und „Älteste Gestalt des Divans“ S. 20 (877). Launiges Momentbild der Erfurter Marktbuden, in Erinnerung an die lustige Zeit beim Erfurter Koadjutor v. Dalberg in den 1780er Jahren. — V. 10. Eine weithin bekannte Schuhmacherfrau Vogel (Boxberger, Jahrb. der Erfurter Akademie 1870, S. 63). V. 11. Vgl. Hamlet IV, 5: „Sie sagen, die Eule war eine Bäckerstochter.“

Hafis, dir sich gleich ꝛc. (S. 133). Vom 22. Dez. 1815. Seitenstück zu S. 21 „Nachbildung“. — „Schiff des Liedes“ u. dergl. oft bei Hafis (Hammer 1, 87. 2, 231. 395) u. a. orientalischen Dichtern. Hier V. 3—8 als Bild poetischer Unzulänglichkeit. V. 15 f. Italien, dessen Sonnenhelle mit Persien wetteifert und eine persischer Glut nahekommende Dichtung wachrufen kann. Vgl. S. 15 „Alleben“ V. 15 ff.

Gar viele Länder ꝛc. (S. 134). Versifizierung von S. 197, 14—19 (aus Saadis Bostan).

Daß des Hauses Glanz ꝛc. (S. 134). Fragment eines Gedichts? Vielleicht als Hausinschrift oder Gelegenheitsspruch.

Mit der Deutschen Freundschaft ꝛc. (S. 134). Am 19. März 1818 „in Sturm und Regen“ gedichtet (vgl. an Zelter von diesem Tage). Bitterste Invektive, für das „Buch des Unmuts“, wohl wegen des heftigen Schlußverses bei Lebzeiten nicht veröffentlicht. — Der hinter sanfter Höflichkeit versteckten Feindschaft hat der Dichter unverdrossen derbe Offenheit entgegengestellt; vgl. Bd. 30, S. 314, 26—28.

Mich nach- und umzubilden ꝛc. (S. 135). V. 2. Seit dem Erscheinen des „Götz“ 1773.

Zu genießen weiß ꝛc. (S. 135). „Prachern“ vereinigt den Begriff der Armseligkeit und Zudringlichkeit; vgl. Bürgers „Der Kaiser und der Abt“ V. 102.

So traurig ꝛc. (S. 135). Vor dem 26. Jan. 1815.

Schwarzer Schatten ꝛc. (S. 135). Nach einem persischen

Distichon des türkischen Sultans Selim I. (1512—20), bei Diez, Denkw. 1, 255. Über „Staub" s. zu S. 15 „Allleben". Der Liebende verwandelt sich in Staub, damit der Schatten der Geliebten, der Gefährte des Staubes, auf ihm ruhe, aber der geht über ihm hin ohne die erhoffte Vereinigung. Das folgende Gedicht rechtfertigt das fremdartige Gleichnis.

Sollt' ich nicht ɾc. (S. 136). Nach Koran Sure 2, V. 26 (Fundgr. 2, 239). Die ins Licht fliegende Mücke ist sufischer Betrachtung das Sinnbild der mystischen Liebe der Seele zu Gott; vgl. zu S. 16 „Selige Sehnsucht".

Herrlich bist du ɾc. (S. 136). Goethe hat den in der orientalischen Erotik häufigen Vergleich eigenartig vertieft.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen ɾc. (S. 136). Vom 8. Jan. 1815. Erst in der Liebesvereinigung tritt die Konstellation der Befriedigung ein, wo die Seele ihren Sehnsuchtsflug einstellt, den der Divan so nachdrücklich und oft, am tiefsinnigsten in S. 16 „Selige Sehnsucht" kundmacht.

Süßes Kind, die Perlenreihen ɾc. (S. 136). „Redigiert Wiesbaden am längsten Tage 1815", wahrscheinlich schon Anfang März entstanden. Am 8. Aug. 1815 Boisserée vorgelesen und auf dessen Rat als zu scharfer Ausfall wider das Christentum sekretiert. — Der Dichter ergrimmt über die Geliebte als eine Götzendienerin, weil sie vor ihm, dem reinen Anbeter des einen ungeteilten Gottes, mit einem Kruzifix (V. 40), dem Zeichen heidnischer Zweigötterverehrung, erscheint, das sie an das Perlenhalsband, seine Liebesgabe, entstellend angehängt hat. Es ist in der orientalischen Ghaselen-Erotik ein typisches Motiv, daß des Dichters Liebste oder Liebster ausländischer Herkunft und ungläubig ist. Grundlage der Konzeption bot Goethe die Liebe des Sassanidenkönigs Chosru II. (590—628) zur armenischen Christin Schirin (vgl. S. 161, 19 ff. 167, 11 ff.). Gleich diesem Zoroastrier fühlte sich Goethe als Parsen, d. h. als Verehrer der in den Elementen, in Sonne und Feuer sich offenbarenden Gottheit (vgl. S. 343 f. 410 ff. und Einl. S. XL), und ohne Zweifel war das Gedicht für das „Buch des Parsen" bestimmt. Wahrscheinlich wirkte auch rein Persönliches mit: Marianne-Suleika trug als Katholikin ein Kruzifix. — V. 4. „Lampendochte": weil sie die Liebesflammen nähren sollen. V. 7. „Abraxas": vgl. zu S. 5, V. 24 ff. V. 13. „Herr der Sterne" heißt Abraham, da die vorislamischen Araber ihn als Sternenvater mit sieben Pfeilen, d. h. mit den Zeichen

für die dämonischen Kräfte der sieben Planeten, abbildeten (Hammer, Fundgr. 1, 3). V. 23 f. Die Vergottung widersprach seinem eigenen Willen. — Der Gedankengang V. 29 ff. ist: Verlangst du's, so werde ich trotz alledem „diesem leid'gen Dinge" Huldigung leisten, und mich möge dann entschuldigen, daß du nicht die einzige Königsgemahlin bist, die ihren Gatten zur Abgötterei verleitete. Und ich will mich nicht besser machen, als ich bin: gleich Salomo — dem seine heidnischen Frauen wenigstens furchterweckende Götterbilder aufstellten, während du mir mit dem Jammerbild eines gekreuzigten Menschen kommst — bin ich von meinem Gott abgefallen. Aber deine Liebe verwandelt mir jedes „Abraxas", selbst das Unbild eines mexikanischen Vitzliputzli in einen „Talisman". (Der Gegensatz genau nach S. 4 „Segenspfänder" V. 1—11. 24—29.)

Laßt mich weinen ꝛc. (S. 138). Eine Szene im Sinn der „Hegire" (S. 3), vgl. auch S. 43, V. 19 ff. V. 4. Vgl. zu S. 75, V. 23. Zu V. 8 f. vgl. Bd. 21, S. 139, 18 u. Anm. — V. 10 nach Ilias I, 348 ff., V. 11 nach Herodot VII, 45. — V. 12 f. Vgl. S. 209, 4 bis 211, 7. V. 14 f. wie S. 15, V. 27 allegorisch, ganz im Einklang mit der metaphorischen Sprache des Korans: aus den Tränen quillt der vertrockneten, abgehärmten Seele neue Lebenshoffnung.

Und warum sendet ꝛc. (S. 139). Hervorgewachsen aus einem in Goethes Exemplar des Hammerschen Hafis eingeklebten Chiffernbrief Mariannens, der folgende Verse bezeichnete (1, 404, Zeile 19—20. 2, 281, Zeile 23—24): „Lange hat mir der Freund schon keine Botschaft gesendet, Lange hat er mir Brief, Worte und Gruß nicht gesandt . . . Beglückt der Kranke, welcher stets von seinem Freunde Kunde hat." Beim Nachschlagen der Chiffern las Goethe in seinem Hafis hinter dem ersten Verspaar noch: „Hundertmal schrieb ich, allein es hat mir der Führer der Reiter Keinen Boten geschickt, keine Begrüßung gesandt." Er selbst war manchem Brief Mariannens die Erwiderung schuldig geblieben, und um die Ruhe und Gesundheit der dadurch leidenden Frau besorgt, hatte ihr Gemahl oft ein schriftliches Wort der Teilnahme für sie erbeten. Das vorliegende Gedicht paraphrasiert solche Mahnungen. — V. 7 f. „Talik" und „Neski": die jüngeren Kursivformen der alten kufischen Schrift. Goethe belehrte sich über die zahlreichen Schriftarten und die Kalligraphie der Perser aus Hammers Fundgruben (2, 493) und Chardins Voyages

(II, 167 f. III, 150 ff.) und übte sich unter Anleitung von Orientalisten wie Lorsbach, Paulus, Kosegarten im Lesen und Schreiben arabischer und persischer Buchstaben; vgl. Weim. Ausg. Bd. 6, S. 319 ff. Bd. 7, S. 297—301.

Die Liebende (S. 139). Nach Inhalt und Entstehung mit dem vorhergehenden Gedicht eng zusammenhängend: redete dort der besorgte Freund (Willemer), so hier die liebende Suleika-Marianne selbst.

Nicht mehr auf Seidenblatt rc. (S. 139). Der persönliche Liebesverkehr, wie er auf kalligraphischen verzierten Blättern (s. S. 70. 74. 92) und in dem Sand der Heidelberger Schloßterrasse eingezeichneten Chiffern (s. S. 82 „An des lust'gen Brunnens Rand" V. 1—6) sich abdrückte, ist zu Ende. Aber sein Denkmal, das Liederbuch des Divans, besteht als die „Kraft bis zum Mittelpunkt der Erde" (V. 6 f.), aus jenen vom Wind verwehten Lettern des Sandes hervorgewachsen, und wirkt auf liebende Leser, auf den „Wanderer", der hier mit einem Ossianischen Motiv (vgl. Bd. 16, S. 133, 21 f.) in orientalischer Verkleidung eingeführt wird. Der Schluß (V. 20 ff.) umschreibt zart und treffend den oft erneuten Ruf der Sehnsucht in Mariannens Briefen der folgenden Jahre und das Aufwallen ihrer Liebe beim Lesen der so wohl gekannten Gedichte.

Hudhud auf dem Palmen-Steckchen rc. (S. 140). Die folgenden sechs Gedichte, bis auf das zweite Beilagen zu Briefen an Marianne, hervorgerufen durch die zu S. 30 „Gruß" besprochene poetische Konzeption. Das erste ist der poetische Dank für ein bedeutsames Geschenk Mariannens, einen Spazierstock aus Stechpalmenholz mit einem geschnitzten kauernden Wiedehopf auf der Krücke (noch heute im Weimarer Goethe-Haus), dessen Übersendung Mariannens Brief vom August 1819 (Creizenach S. 128) erläutert durch ein Erlebnis auf einem Spaziergang mit Boisserée: ein Wiedehopf war ihnen über den Weg gelaufen, hatte sich auf eine Stechpalme gesetzt und Marianne ihm im stillen Grüße aufgetragen.

Hudhud sprach rc. (S. 140). Der Gedanke eine Ausführung von S. 88 „Wiederfinden" V. 43—48, s. Anm. S. 399.

Hudhud als einladender Bote (S. 141). Aus dem Jahre 1819. Vgl. S. 80 „Bist du von deiner Geliebten getrennt" V. 5. Die „chorizontische Divanstudie" von Xantippus (Pr. Jahrb. XCI, 193 ff.), worin dieses Gedicht für Marianne in Anspruch genommen wird, sei der Vollständigkeit wegen hier erwähnt.

Hudhud erklärt eine rätselhafte Stelle (S. 141). Aus dem Jahre 1819. Wie das folgende zuerst gedruckt 1827 in Goethes „Gedichten" Bd. 3.

Hudhud erbittet ein Neujahrsgeschenk rätselweise (S. 141). Aus dem Dezember 1819. Auflösung: der Kamm. Die Weihe erteilt der Gebrauch des Kamms, bei dem sich Haare lösen. Über seine Karlsbader Reise schreibt Goethe von Jena, 2. Sept. 1820 (Creizenach S. 143): „Nicht ganz ohne Gefährten legte ich diesen Weg zurück: denn mich begleitete ein liebenswürdiger brauner Geselle [eben der von Marianne geschenkte Kamm], dem nur weniges abzugehen schien, um ganz und gar vollkommen zu seyn." S. zum folgenden Gedicht.

Schön und köstlich ist die Gabe 2c. (S. 142). Briefbeilage an Marianne mit der Unterschrift „Oculi 1820". Die im vorigen Gedicht vermißte Weihe des Kammes hatte Marianne nachgeholt durch Sendung eines mit Namen nach Art eines Amuletts (s. „Segenspfänder" S. 5) gezierten Medaillons, worin das winzige Stück eines Haarlöckchens eingeschlossen war.

Ach, ich kann sie nicht erwidern 2c. (S. 142). Zum Gedanken vgl. S. 75 „Lieb' um Liebe" V. 8 f., S. 79 „Hatem" V. 3 f. Das „sie" in V. 1 ist also wohl „die Gabe" des vorigen Gedichts: die braune Locke, das Symbol der Jugendschönheit.

Wein, er kann dir nicht 2c. (S. 142). V. 3 f. ursprünglich: „Weniges verkühlt den Magen, Und zuviel erhitzt den Kopf."

Wißt ihr denn, was Liebchen heiße? (S. 142). Liebe und Wein sind dem platten Menschenverstand Rätsel, da sie der Dichter als Symbol für geistige, höhere Begriffe braucht, vgl. S. 32 „Geheimstes" V. 1—12 und S. 98 „Sie haben wegen der Trunkenheit". V. 3. Vgl. zu S. 93 „Laß den Weltenspiegel Alexandern". V. 6: er war kein „Eilfer".

Wo man mir Guts erzeigt überall 2c. (S. 143). Verherrlichung des Eilfer-Weins, dessen Kraft die schönen rheinischen Sommer- und Herbsttage 1814 und 1815 befeuerte. Zur Ergänzung für das „Buch des Paradieses" bestimmt, von ihm dann aber ausgeschlossen: Hafis schwärmt in seinen Gedichten von seinem irdisch-überirdischen Wein (s. Einl. S. XLII f.), der Paradieseswonne, d. h. die ekstatische Vereinigung mit Gott, [h]ervorruft und den verklärten Himmelswein antezipiert; hier [st]ellt Goethe den rein realistischen Gegenwartswein des Jahres 1811 über allen „Himmelswein", den der verewigte Hafis nun wirklich im Paradiese genieße, und damit der geliebte Freund an dieser größeren irdischen Wonne teil habe, eilt

er selbst in das Paradies (V. 25), Hafis zum Kosten einladend. Man könnte verstehen, der Dichter bringe das Eilferglas mit ins Paradies, aber das „eile hin" (V. 29) und das „da steht" (V. 30) weisen auf eine andere Situation, die deutlich wird durch die ursprüngliche Fassung des Ghasels: Hafis soll das Paradies verlassen und an den Rhein eilen, in das Haus der Willemers, wo ihm der gefüllte Römer bereit steht. Die vorliegende Umarbeitung scheint nicht fertig geworden zu sein: sie entbehrt des klaren Abschlusses und der Steigerung. Die erwähnte ursprüngliche Fassung habe ich im Goethe-Jahrbuch XI (1890), 3—18 (vgl. 196) zuerst herausgegeben und halte meine dortigen Ausführungen durchaus aufrecht gegen Düntzers unfruchtbar polemisierende Behandlung (Zur Goethe-Forschung. Neue Folge 1891, S. 217 bis 245). Die erste Fassung entstand auf der Heimreise am 10. Okt. 1815, die völlig verändernde Umarbeitung frühestens im Sommer 1816.

Der stürmisch hingewühlte erste Wurf folgt hier in der Schreibung des Originals, aber mit reichlicherer Interpunktion:

Wo man mir Guts erzeigt überall
  's ist eine Flasche Eilfer,
Am Rhein, am Mayn und Necker
  Man bringt lächlend Eilfer.
Hört man doch auch wohlthätige Nahmen
  Wiederholt wie Eilfer,
Friedrich den Zweyten zum Beyspiel
  Als beherrschenden Eilfer,
Kannt wird noch immer genannt
  Als anregender Eilfer.
Mehrere Nahmen in der Stille
  Nenn' ich beim Eilfer.
Von meinen Liedern sprechen sie auch
  Rühmlich froh wie vom Eilfer,
Trincken auf mein Wohl klingend mit mir,
  Alles im reinsten Eilfer.
Dies würde mich mehr freuen,
  Mehr als der Eilfer,
Träncke nur Hafis auch. Der Würdige
  Trinck' den Eilfer!
Eilig steig' ich zum Hades hinab,
  Wo vom Eilfer

Nüchterne Seelen nicht trincken,
Sage den Eilfer.
Eilig, Hafis, geh! da droben stehet
Ein vollkommenes Glas Eilfer,
Das der Freund mir einschenkte,
Der würdigste, der den Eilfer
Sich abspart, damit ich reichlich genieße
Den vollkommenen Eilfer.
Hafis, jedoch eile! Denn zum Pfande
Bleib' ich, bis du geschlurft den Eilfer
An der Tagseite des Rheingaus,
Wo verherrlicht der Eilfer,
Ich an der Nachtseite: hier schaudert
Den der gewohnt an Eilfer. —
Komme zurück Besonnener
Unbesonnen durch Eilfer,
Daß ich Ahnherr dich grüße
Athmend noch Eilfer!
Kehr' ich zurück, so eifert die Freundin:
„Hat doch der Eilfer
Abermals dich niedergeworfen!
Truncken vom Eilfer
Lagst unempfindlich meinem Kosen,
Als wäre der Eilfer
Meinen Küssen vergleichbar.
Meide den Eilfer!"
Und sie weiß nicht daß du, Hafis,
An meiner Statt den Eilfer
Ausgeschlurft, ich aus Liebe zu dir
Seelenlos dalag! das soll nur der Eilfer
Alles haben gethan und verbrochen,
Der unschuldige Eilfer!
Liebchen aber sagt: „Diesen Rival —
Den Schencken, den Eilfer —
Neid' ich wie des schwarzaugigen Schencken
Stets bereiten Eilfer.
Hatem! sieh mir ins Auge!
Den Schencken, den Eilfer
Laß sie fahren! diese Küsse sie sind von heute,
Was will der Eilfer!"

*

Denn ich möchte gar zu gern
    Trincken den Eilfer
Wenn er alt ist, denn gegenwärtig
    Ist er allzurasch und jung der Eilfer.
Niemals möcht' ich entbehren
    Im Leben den Eilfer,
Der soviel wuchs und gut
    Anno eilf. Drum heißt er Eilfer.
Sing es mir ein andrer nach
    Dieses Lied vom Eilfer!
Denn ich sang's im Liebesrausch
    Und berauscht vom Eilfer.

Wo kluge Leute zusammenkommen 2c. (S. 144). Ein Nachschößling zum „Buch der Parabeln". Über die Sage von Salomo und der Königin von Saba s. zu S. 25 „Musterbilder" V. 13 f. V. 10. Die Säulen des Salomonischen Tempels (1. Kön. 7, 21). V. 18. „Schmitz" mundartlich: angeworfener Schmutzflecken, Makel, Schandfleck. V. 19. „Eblis" heißt im Koran der Satan; auch in Firdusis Schahname tritt er auf. Goethe denkt ihn sich im Plural, indem er wohl die bösen Geister, die Dschinnen, damit vermischt.

Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans (S. 145—316).

In der ersten Ausgabe des Divans (1819) ohne Titel, mit Überschrift „Besserem Verständnis" über dem Motto, dem poetischen Teil angehängt; in der Ausgabe letzter Hand (1827) als besonderer Band mit dem obigen Titel.

Goethes „Noten und Abhandlungen" machen den Versuch, auf Grund der Neigungen und Studien eines Lebens, empfangener Anregungen von bahnbrechenden Lehrern, wie Herder und Eichhorn, und genialer eigener Intuition ein halb historisches, halb geschichtsphilosophisches Gesamtbild der Kultur des Orients zu entwerfen und es in den Dienst zu stellen der universellen sittlich-künstlerischen Welterkenntnis und Welterziehung, die der zum Propheten gewordene alte Dichter erstrebte (vgl. Einl. S. VI. XVI f. XXXIV f.).

Die Vorarbeiten reichen bis in das Ende des Jahres 1814 zurück; vgl. Bd. 30, S. 280 f. 291, 34 ff. 306, 31 ff. 314, 17 ff. Große Massen historischen und literarischen

Stoffes, riesige Zeiträume und Weltgebiete sind hier überflogen: der Komposition merkt man das Sprunghafte der Arbeit und zuletzt die Ungeduld des bedrängten Verfassers an.

Sachlich bedürfte dies überkühne Werk, in dem Goethe eine noch nicht existierende Wissenschaft antizipieren will, eingehendster Erläuterung und Kritik. Abgesehen davon aber, daß dazu nur ein Orientalist von Fach berufen sein könnte, falls er Goethes Dichten und Denken sich ebenso vertraut zu machen vermöchte wie das orientalistische Wissen der Goethischen Zeit, liegt es nicht mehr im Rahmen dieser Ausgabe, Goethes Kommentar noch einmal zu kommentieren und nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zu berichtigen. Doch wird es dem aufmerksamen Leser der Einleitung dieses Bandes und der vorstehenden Anmerkungen zu den Gedichten des Divans nicht entgangen sein, daß darin, auch ohne jedesmaligen Hinweis auf die „Noten und Abhandlungen", zu deren Erläuterung und Ergänzung manches, ja wohl das Wichtigste gesagt worden ist. Weitere Beiträge zur Erklärung und Kritik dieses Kommentars wie des poetischen Divans selbst, die mir in der Vorbereitung gegenwärtiger Ausgabe reichlichst zugewachsen sind, hoffe ich an einem andern Orte den Freunden Goethes vorlegen zu können.

Ein alphabetisches Verzeichnis der Überschriften und der Anfänge aller in den vierzig Bänden dieser Ausgabe enthaltenen Gedichte findet man am Schlusse des vierten Bandes.





